Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

Der
Graf von Bragelonne
oder:
Zehn Jahre nachher.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung
der „drei Musketiere."

Elftes bis vierzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

I.

Worin sich die Anfangs sehr trüben Gedanken von d'Artagnan aufzuklären anfangen.

D'Artagnan ergriff sogleich die Offensive.

„Nun, da ich Euch Alles gesagt habe, lieber Freund, oder da Ihr vielmehr Alles errathen habt, sagt mir, was Ihr, mit Staub und Koth bedeckt, hier macht?"

Porthos wischte sich die Stirne ab, schaute stolz umher und erwiederte:

„Mir scheint, Ihr könnt sehen, was ich hier mache!"

„Gewiß! gewiß! Ihr hebt Steine auf."

„Oh! um diesen Faullenzern zu zeigen, was ein Mann ist!" sagte Porthos mit Verachtung, „doch Ihr begreift . . ."

„Ja! es ist nicht Euer Gewerbe, Steine aufzuheben, obgleich es Viele gibt, die ihr Gewerbe daraus machen und sie nicht aufheben, wie Ihr. Dies bewog mich, Euch so eben zu fragen: Was macht Ihr hier, Baron?"

„Ich studire die Topographie, Chevalier."

„Ihr studirt die Topographie?"

„Ja; doch Ihr, was macht Ihr unter dieser bürgerlichen Kleidung hier?"

D'Artagnan erkannte, es sei ein Fehler von ihm gewesen, daß er sich zu einem Erstaunen habe hinreißen lassen. Porthos hatte dies benützt, um einen Gegenschlag durch eine Frage zu thun.

Zum Glück war d'Artagnan auf diese Frage gefaßt, und er erwiederte:

„Ihr wißt wohl, daß ich ein Bürger bin, und man

darf sich also nicht über den Anzug wundern, da er mit der Eigenschaft im Einklang steht."

„Geht doch, Ihr, ein Musketier!"

„Ihr habt nicht Recht, mein Freund, ich habe meinen Abschied genommen."

„Bah!"

„Ah! mein Gott, ja!"

„Und Ihr habt den Dienst verlassen?"

„Ich habe quittirt."

„Ihr habt den König verlassen?"

„Ganz und gar."

Porthos streckte die Arme zum Himmel empor, wie ein Mensch, der eine unerhörte Neuigkeit erfährt.

„Oh! das bringt mich ganz in Verwirrung," sagte er.

„Es ist dennoch so."

„Und was vermochte Euch hiezu zu bestimmen?"

„Der König hat mir mißfallen, Mazarin war mir schon seit langer Zeit widerwärtig, und so warf ich meine Kasake in die Nesseln."

„Aber Mazarin ist todt."

„Ich weiß es, bei Gott! wohl, nur war zur Zeit seines Todes die Entlassung schon seit zwei Monaten erbeten und angenommen. Da ich sodann meine Freiheit hatte, eilte ich nach Pierrefonds, um meinen lieben Porthos zu sehen. Ich hörte von der glücklichen Eintheilung sprechen, die Ihr mit Eurer Zeit getroffen habt, und wollte auf vierzehn Tage die meinige nach der Eurigen eintheilen."

„Mein Freund, Ihr wißt, daß Euch das Haus nicht nur für vierzehn Tage geöffnet ist, sondern für ein Jahr, für zehn Jahre, für das Leben."

„Ich danke, Porthos."

„Ah! sprecht, braucht Ihr nicht Geld?" fragte Porthos, indem er etliche und fünfzig Louis d'or klingen ließ, die seine Hosentasche enthielt. „Ihr wißt, daß ich bereit bin?"

„Nein, ich brauche nichts: ich habe meine Ersparnisse bei Planchet angelegt, der mir den Zins daraus bezahlt.“

„Eure Ersparnisse?“

„Allerdings; warum wollt Ihr, daß ich nicht Ersparnisse gemacht habe, wie ein Anderer, Porthos?“

„Ich! ich will das nicht; im Gegentheil, ich hegte immer den Verdacht, das heißt, Aramis hegte immer den Verdacht, Ihr habet Ersparnisse. Doch seht, ich mische mich nicht in häusliche Angelegenheiten; aber ich denke, Ersparnisse eines Musketiers, das kann nicht schwer in die Wage fallen?“

„Ihr habt Recht, im Verhältniß zu Euch, der Ihr ein Millionär seid, Porthos; aber ich will Euch selbst zum Richter machen. Ich hatte einmal fünfundzwanzig tausend Livres . . .“

„Das ist hübsch,“ sagte Porthos mit leutseliger Miene.

„Und,“ fuhr d'Artagnan fort, „und ich fügte am 25. des vergangenen Monats zweimal hundert tausend Livres bei.“

Porthos riß die Augen so ungeheuer weit auf, daß diese den Musketier zu fragen schienen: „Wo des Teufels habt Ihr eine solche Summe gestohlen, theurer Freund?“

„Zweimal hunderttausend Livres!“ rief er endlich.

„Ja, die mir mit fünfundzwanzigtausend, die ich hatte, und mit zwanzigtausend, die ich bei mir trage, eine Summe von zweimal hundert und fünfzig tausend Livres voll machen.“

„Aber sagt, sagt, woher kommt dieses Vermögen?“

„Ah! ich werde Euch das später erzählen, theurer Freund; doch da Ihr mir zuvor selbst viele Dinge mitzutheilen habt, stellen wir meine Erzählung in die ihr gebührende Reihenfolge zurück.“

„Bravo!“ rief Porthos, „wir sind also nun Alle reich; doch was hatte ich Euch denn zu erzählen?“

„Ihr habt mir zu erzählen, wie Aramis ernannt worden ist . . ."

„Ah! zum Bischof von Vannes."

„So ist es, zum Bischof von Vannes. Wißt Ihr, daß dieser liebe Aramis sein Glück macht?"

„Ja, ja, abgesehen davon, daß es nicht dabei bleiben wird."

„Wie! glaubt Ihr, er werde sich nicht mit den veilchenblauen Strümpfen begnügen, und er müsse den rothen Hut bekommen?"

„St! das ist ihm versprochen."

„Bah! vom König?"

„Von Einem, der noch mächtiger ist, als der König."

„Ah, Teufel! was für unglaubliche Dinge sagt Ihr mir da, mein Freund!"

„Warum unglaublich? Hat es in Frankreich nicht immer Einen gegeben, der mächtiger war, als der König?"

„Oh! doch, zur Zeit von König Ludwig XIII. war es der Herzog von Richelieu; zur Zeit der Regentschaft war es der Cardinal Mazarin; zur Zeit von Ludwig XIV. ist es M. . . ."

„Geht doch!"

„Es ist Herr Fouquet."

„Gut! Ihr habt ihn mit dem ersten Schlag genannt."

„Herr Fouquet hat also Aramis den Hut versprochen?"

Porthos nahm eine zurückhaltende Miene an und erwiederte:

„Theurer Freund, Gott behüte mich, daß ich mich mit den Angelegenheiten Anderer beschäftige, und besonders, daß ich Geheimnisse offenbare, welche zu bewahren in ihrem Interesse liegen mag. Wenn Ihr Aramis seht, wird er Euch sagen, was er Euch sagen zu müssen glaubt."

„Ihr habt Recht, Porthos, und Ihr seid ein wah-

res Sicherheitsschloß. Kommen wir also auf Euch zurück."

„Ja," sprach Porthos.

„Ihr habt mir gesagt, Ihr wäret hier, um die Topographie zu studiren."

„Richtig."

„Alle Teufel! mein Freund, was für schöne Dinge werdet Ihr machen!"

„Wie so?"

„Diese Festungswerke sind bewunderungswürdig."

„Ist das Eure Ansicht?"

„Gewiß. Wahrhaftig, wenn nicht eine ganz regelmäßige Belagerung stattfindet, ist Belle-Isle uneinnehmbar."

Porthos rieb sich die Hände, und sprach:

„Das ist auch meine Meinung."

„Aber wer Teufels hat dieses Nest so befestigt?"

Porthos warf sich in die Brust.

„Habe ich es Euch nicht gesagt?"

„Nein."

„Ihr vermuthet es nicht?"

„Nein; ich kann Euch nur sagen, daß es ein Mensch ist, der alle Systeme studirt hat und bei dem besten stehen geblieben zu sein scheint."

„Stille!" sagte Porthos, „schont meine Bescheidenheit, lieber d'Artagnan."

„Wahrhaftig! solltet Ihr es sein ... der ... oh!"

„Ich bitte, mein Freund."

„Habt Ihr sie ersonnen, entworfen und mit einander verbunden, diese Basteien, diese Sägewerke, diese Mittelwälle, diese Halbmonde, und bereitet Ihr diesen bedeckten Weg?"

„Ich bitte Euch."

„Habt Ihr diese Lunette mit ihren einwärts gehenden und vorspringenden Winkeln erbaut?"

„Stille!"

„Mein Freund, habt Ihr diese Neigung den Wänden

Eurer Schießscharten gegeben, durch die Ihr die Leute, die Eure Kanonen bedienen, so wirksam beschützt?“

„Ei, mein Gott, ja.“

„Oh! Porthos, Porthos, man muß sich vor Euch verbeugen, man muß Euch bewundern; doch Ihr habt uns stets dieses herrliche Genie verborgen. Ich hoffe, mein Freund, Ihr werdet mir dies Alles im Einzelnen zeigen.“

„Nichts kann leichter sein. Hier ist mein Plan.“

„Zeigt.“

Porthos führte d'Artagnan zu dem Stein, der ihm als Tisch diente und auf dem der Plan ausgebreitet war.

Unten an diesem Plan stand mit jener furchtbaren Handschrift von Porthos, von der wir schon zu sprechen Gelegenheit gehabt haben, geschrieben:

„Statt Euch des Vierecks oder des Rechtecks zu bedienen, wie man es bis heute gemacht hat, betrachtet Eueren Platz als von einem regelmäßigen Sechseck umschlossen; denn dieses Vieleck hat den Vortheil, daß es eine größere Anzahl Winkel bietet, als das Viereck. Jede Seite Eures Sechsecks, deren Länge Ihr nach dem Verhältniß der auf dem Platze aufgenommenen Messungen bestimmt, wird in zwei Theile getheilt, und in dem Halbirungspunkt errichtet Ihr ein Perpendikel gegen den Mittelpunkt des Vielecks, welches in der Länge dem sechsten Theil einer Seite gleichkommen soll. Von den äußersten Punkten jeder Seiten zieht Ihr Linien, die das Perpendikel schneiden. Solche zwei Geraden bilden die Vertheidungslinien.“

„Teufel!“ sagte d'Artagnan, bei diesem Punkte der Auseinandersetzung anhaltend, „das ist ein völliges System, Porthos.“

„Ein völliges System,“ sprach Porthos. „Wollt Ihr fortfahren?“

„Nein, ich habe genug gelesen; doch wenn Ihr es

seid, mein lieber Porthos, der die Arbeiten leitet, warum braucht Ihr Euer System so schriftlich aufzusetzen?"

„Oh! mein Lieber, der Tod!"

„Wie! der Tod?"

„Ja, wir sind alle sterblich!"

„Es ist wahr . . . Ihr habt auf Alles eine Antwort, mein Freund," sagte d'Artagnan.

Und er legte den Plan auf den Stein nieder.

Doch so kurze Zeit er auch diesen Plan in seinen Händen gehabt, so war d'Artagnan doch im Stande gewesen, unter der ungeheuren Handschrift von Porthos eine viel feinere Schrift zu unterscheiden, welche ihn an gewisse Briefe an Marie Michon erinnerten, die ihm in seiner Jugend bekannt geworden. Nur war über diese Schrift, die einem minder scharfen Auge als dem des Musketiers entgangen sein dürfte, der Gummi hin und hergefahren.

„Bravo, mein Freund, bravo!" sagte d'Artagnan.

„Und nun wißt Ihr Alles, was Ihr wissen wollt, nicht wahr?" fragte Porthos, sich aufblähend.

„Oh! mein Gott, ja; thut mir jedoch nur noch einen Gefallen, lieber Freund."

„Sprecht; ich bin hier der Herr."

„Macht mir das Vergnügen und nennt mir den Herrn, der dort spazieren geht."

„Wo, dort?"

„Hinter den Soldaten."

„Gefolgt von einem Lackei?"

„Ganz richtig."

„In Gesellschaft eines schwarz gekleideten Burschen?"

„Vortrefflich!"

„Das ist Herr Gétard."

„Wer ist Herr Gétard, mein Freund?"

„Es ist der Architekt des Hauses."

„Welches Hauses?"

„Des Hauses von Herrn Fouquet."

„Ah! ah!“ rief d'Artagnan, „Ihr gehört also zum Hause von Herrn Fouquet, Porthos?“

„Ich, und warum dies?“ versetzte der Topograph, bis zum obersten Ende der Ohren erröthend.

„Ihr sagt das Haus, indem Ihr von Belle-Isle sprecht, als ob Ihr vom Schloß Pierrefonds spräche.“

Porthos biß sich auf die Lippen und erwiederte:

„Mein Lieber, nicht wahr, Belle-Isle gehört Herrn Fouquet?“

„Ja.“

„Wie Pierrefonds mir gehört?“

„Gewiß.“

„Ihr seid in Pierrefonds gewesen?“

„Ich sagte Euch, daß ich erst vor zwei Monaten dort war.“

„Habt Ihr einen Herrn gesehen, der dort, ein Richtscheit in der Hand, spazieren zu gehen pflegt?“

„Nein, doch ich hätte ihn sehen können, wenn er wirklich spazieren gegangen wäre.“

„Nun! dieser Herr ist Herr Boulingrin.“

„Wer ist Herr Boulingrin?“

„Das ist es gerade. Geht dieser Herr, ein Richtscheit in der Hand, spazieren, und man fragt mich: Wer ist Herr Boulingrin? so antworte ich: Es ist der Architekt des Hauses . . . Nun! Herr Gétard ist der Boulingrin von Herrn Fouquet, doch er hat nichts mit der Befestigung zu schaffen, das geht mich allein an, hört Ihr wohl? gar nichts.“

„Ah! Porthos,“ rief d'Artagnan wie ein Besiegter, der seinen Degen übergibt; „ah! mein Freund, Ihr seid nicht nur ein herkulischer Topograph, sondern auch ein Dialektiker erster Stärke.“

„Nicht wahr,“ erwiederte Porthos, „das ist mächtig geschlossen?“

Und er schnaufte wie der Meeraal, den d'Artagnan am Morgen hatte entschlüpfen lassen.

„Und nun sagt mir,“ fuhr d'Artagnan fort, „ge-

hört der Bursche, der Herrn Gerard begleitet, auch zum Hause von Herrn Fouquet?"

„Oh!" erwiederte Porthos mit Verachtung, „das ist ein Herr Jupenet oder Juporet, eine Art von Dichter."

„Der sich hier niedergelassen hat?"

„Ich glaube, ja."

„Ich dachte Herr Fouquet hätte dort Dichter genug, Scudéry, Loret, Pelisson, La Fontaine. Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, Porthos, dieser Dichter macht Euch Schande."

„Ei! mein Freund, davor bewahrt uns der Umstand, daß er nicht als Dichter hier ist."

„Als was ist er denn hier?"

„Als Drucker, und dabei fällt mir ein, daß ich diesem Schulfuchs ein Wort zu sagen habe."

„Sagt es ihm."

Porthos machte Jupenet ein Zeichen; dieser hatte d'Artagnan erkannt und offenbarte keine Lust, sich zu nähern.

Hiedurch wurde ein zweites Zeichen von Porthos veranlaßt.

Dieses Zeichen war so gebieterisch, daß er nun gehorchen mußte.

Er näherte sich also.

„Ah!" sagte Porthos, „Ihr habt Euch gestern ausgeschifft, und seid schon bei der Arbeit!"

„Wie so, Herr Baron?" fragte Jupenet ganz zitternd.

„Eure Presse hat die ganze Nacht geseufzt, mein Herr," sagte Porthos, „und Ihr habt mich zu schlafen verhindert, alle Wetter!"

„Gnädiger Herr . . ." wollte Jupenet schüchtern einwenden.

„Ihr habt noch nichts zu drucken, und dürft also Eure Presse noch nicht gehen lassen. Was habt Ihr denn heute Nacht gedruckt?"

„Gnädiger Herr, ein leichtes Gedicht von meiner Composition."

„Leicht! geht doch, mein Herr! die Presse ächzte zum Erbarmen .... Das darf nicht mehr geschehen, hört Ihr!"

„Nein, gnädiger Herr."

„Ihr versprecht es mir?"

„Ich verspreche es."

„Es ist für diesmal gut, ich will es Euch verzeihen. Geht."

Der Dichter entfernte sich mit derselben Demuth, von der er beim Kommen eine Probe abgelegt hatte.

„Und nun, da wir diesem Burschen den Kopf gewaschen, laßt uns frühstücken," sagte Porthos.

„Ja, frühstücken wir."

„Nur muß ich Euch bemerken, daß wir nicht über zwei Stunden zu unserem Mahl haben."

„Was wollt Ihr! wir werden besorgt sein, daß dies genug ist. Doch warum haben wir nur zwei Stunden?"

„Weil die Fluth um ein Uhr steigt, und weil ich mit der Fluth nach Vannes abgehe. Doch da ich morgen zurückkomme, lieber Freund, bleibt in meiner Wohnung, Ihr werdet dort Herr sein. Ich habe gute Küche, guten Keller." ...

„Nein, ich weiß etwas Besseres," unterbrach ihn d'Artagnan.

„Was?"

„Ihr geht nach Vannes, sagt Ihr?"

„Allerdings."

„Um Aramis zu sehen?"

„Ja."

„Nun, ich kam ausdrücklich von Paris, um Aramis zu sehen!"

„Es ist wahr."

„Ich werde mit Euch abreisen."

„Gut."

„Nur sollte ich mit Aramis anfangen und Euch hernach sehen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich werde mit Euch angefangen haben und mit Aramis endigen.“

„Sehr gut!“

„Und wie viel Stunden braucht Ihr von hier nach Vannes?“

„O mein Gott! sechs Stunden, drei Stunden zur See von hier nach Sarzeau, drei Stunden zu Land von Sarzeau nach Vannes.“

„Wie das bequem ist! Und Ihr geht oft nach Vannes, da Ihr so nahe beim Bisthum seid?“

„Ja, einmal in der Woche. Doch wartet, daß ich meinen Plan mitnehme.“

Porthos hob seinen Plan auf, legte ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in seine weite Tasche.

„Gut,“ sagte d'Artagnan beiseit, „ich glaube, ich weiß nun, wer der wahre Ingenieur ist, der Belle-Isle befestigt.“

Zwei Stunden nachher, zur Fluthzeit, gingen Porthos und d'Artagnan nach Sarzeau ab.

II.

Eine Prozession in Vannes.

Die Ueberfahrt von Belle-Isle nach Sarzeau ging ziemlich rasch vor sich; man benützte eines von den kleinen Freibeuterschiffen, von denen d'Artagnan auf seiner Reise gehört hatte; für die Caperei gebaut und für die Jagd bestimmt, lagen diese Schiffe auf der Rhede von Locmaria, wo eines derselben mit dem

vierten Theil seiner Kriegsmannschaft den Dienst zwischen Belle-Isle und dem Festland versah.

D'Artagnan hatte Gelegenheit, sich auch diesmal zu überzeugen, daß Porthos, obgleich Ingenieur und Topograph, in die Staatsgeheimnisse nicht tief eingeweiht war.

Seine vollkommene Unwissenheit hätte übrigens bei jedem Andern für eine gescheite Verstellung gegolten. Aber d'Artagnan kannte zu genau alle Winkel im Innern von Porthos, um nicht ein Geheimniß zu finden, wenn eines darin gewesen wäre, wie jene ängstlich geordneten alten Junggesellen mit geschlossenen Augen dieses oder jenes Buch in den Fächern ihrer Bibliothek, dieses oder jenes Stück Wäsche in einer Schublade ihrer Commode zu finden wissen.

Wenn der listige d'Artagnan, seinen Porthos auf- und abrollend, nichts gefunden hatte, so war dies der Fall, weil er in der That nichts enthielt.

„Es sei," sagte d'Artagnan; „ich werde in einer halben Stunde mehr wissen, als Porthos in zwei Monaten in Belle-Isle erfahren hat. Nur, damit ich etwas erfahre, ist es wichtig, daß Porthos nicht die einzige Kriegslist benützt, über die ich ihn verfügen lasse. Er darf Aramis nicht von meiner Ankunft benachrichtigen."

Alle Sorgen des Musketiers beschränkten sich also für den Augenblick auf die Ueberwachung von Porthos.

Hiebei müssen wir schleunig bemerken: Porthos verdiente gar nicht dieses Uebermaß von Mißtrauen, denn Porthos dachte durchaus nicht an etwas Böses. Beim ersten Anblick hatte ihm d'Artagnan vielleicht ein wenig Mißtrauen eingeflößt, sogleich aber hatte der Musketier wieder in diesem guten, redlichen Herzen den Platz eingenommen, den er immer darin inne gehabt, und keine Wolke verdüsterte das große Auge von Porthos, das dieser von Zeit zu Zeit voll Zärtlichkeit auf seinen Freund heftete.

Als sie landeten, fragte Porthos, ob ihn seine Pferde erwarteten, und er erblickte sie wirklich am Kreuze des Wegs, der sich um Sarzeau wendet und, ohne durch das Städtchen zu laufen, gegen Vannes ausmündet.

Diese Pferde waren zwei der Zahl nach, eines für Herrn du Vallon, das andere für seinen Stallmeister.

Denn Porthos hatte einen Stallmeister, seitdem sich Mousqueton nur noch des Karrens als eines Fortbewegungsmittels bediente.

D'Artagnan erwartete, Porthos würde seinen Stallmeister auf einem Pferde wegschicken wollen, um ein anderes holen zu lassen, und gedachte dieses Vorhaben zu bekämpfen. Doch nichts von dem, was d'Artagnan vorher annahm, trat ein. Porthos befahl ganz einfach dem Stallmeister, abzusteigen und seine Rückkehr in Sarzeau abzuwarten, während d'Artagnan sein Pferd reiten würde.

Was auch geschah.

„Ei! Ihr seid ein vorsichtiger Mann, mein lieber Porthos," sagte d'Artagnan zu seinem Freund, als er auf dem Pferd des Stallmeisters im Sattel saß.

„Ja, aber das ist eine Artigkeit von Aramis. Ich habe meine Equipagen nicht hier, und Aramis hat daher seinen Stall zur meiner Verfügung gestellt."

„Mordioux! gute Pferde für Pferde eines Bischofs!" rief d'Artagnan. „Es ist wahr, Aramis ist ein ganz absonderer Bischof!"

„Er ist ein heiliger Mann," sprach Porthos mit einem beinahe näselnden Ton, während er die Augen zum Himmel aufschlug.

„Er hat sich also sehr verändert! denn wir kannten ihn als ziemlich weltlich."

„Die Gnade hat ihn berührt," sprach Porthos.

„Bravo!" rief d'Artagnan, „das verdoppelt mein Verlangen, ihn zu sehen, diesen lieben Aramis."

Und er spornte sein Pferd, das ihn mit neuer Geschwindigkeit forttrug.

„Teufel!“ sagte Porthos, „wenn wir so reiten, brauchen wir nur eine Stunde statt zwei.“

„Um wie viel zu machen, sagt Ihr?“

„Vier und eine halbe Meile.“

„Das ginge gut.“

„Ich hätte Euch können auf dem Kanal einschiffen lassen; doch zum Teufel mit den Ruderern und den Zugpferden! Die ersten fahren wie die Schildkröten, die zweiten gehen wie die Schnecken, und wenn man sich einen guten Renner zwischen die Beine nehmen kann, so ist das besser, als Ruderer oder jedes andere Mittel.“

„Ihr habt Recht, Ihr, Porthos, besonders, da Ihr immer herrlich zu Pferde sitzt.“

„Etwas schwer, mein Freund, ich habe mich kürzlich gewogen.“

„Und wie viel wägt Ihr?“

„Drei hundert,“ antwortete Porthos stolz.

„Bravo!“

„Ihr begreift somit, daß man für mich Pferde aussuchen muß, deren Kreuz gerade und breit ist, sonst reite ich sie in zwei Stunden zu Tode.“

Ja! nicht wahr, Riesenpferde.“

„Ihr seid sehr gut, mein Freund,“ erwiederte der Ingenieur mit liebevoller Majestät.

„In der That, mein Freund,“ sagte d'Artagnan, „mir scheint, Euer Pferd schwitzt schon.“

„Verdammt! es ist heiß. Ah! ah! seht Ihr nun Vannes?“

„Ja, ganz genau! Es ist eine schöne Stadt, wie es scheint?“

„Reizend! wenigstens nach der Ansicht von Aramis; ich, ich finde sie schwarz; doch es scheint das Schwarze ist für den Künstler schön. Das ärgert mich!“

„Warum?“

„Weil ich mein Schloß Pierrefonds, das vom Alter grau war, gerade habe weiß übertünchen lassen.“

„Hm!“ machte d'Artagnan, „weiß ist heiterer.“

„Ja, aber es ist weniger erhaben, wie mir Aramis gesagt hat. Zum Glück gibt es Leute, die mit Schwarz handeln, und ich werde Pierrefonds schwarz anstreichen lassen. Wenn grau schön ist, mein Freund, so begreift Ihr, daß Schwarz herrlich sein muß.“

„Das dünkt mir äußerst logisch!“ rief d'Artagnan.

„Seid Ihr nie in Vannes gewesen, d'Artagnan?“

„Nie.“

„Ihr kennt also die Stadt nicht.“

„Nein.“

„Nun denn,“ sprach Porthos, indem er sich auf seinen Steigbügeln erhob, eine Bewegung, die das Vordertheil seines Pferdes sich biegen machte, „seht Ihr in der Sonne dort die Thurmspitze?“

„Gewiß sehe ich sie.“

„Das ist die Kathedrale.“

„Sie heißt?“

„Saint-Pierre. Seht Ihr nun dort in der Vorstadt ein anderes Kreuz?“

„Ja wohl.“

„Das ist Saint-Paterne, die Lieblingskirche von Aramis.“

„Ah!“

„Gewiß; man nimmt an, Saint-Paterne sei der erste Bischof von Vannes gewesen. Allerdings behauptet Aramis, es sei dies nicht der Fall, und er ist so gelehrt, daß das wohl ein Para . . . ein Para . . .“

„Ein Paradoxon.“

„Ein Paradoxon sein könnte, ganz richtig. Ich danke, ich habe mich versprochen, es ist so heiß.“

„Mein Freund,“ sprach d'Artagnan, „ich bitte Euch, fahrt in Eurer anziehenden Demonstration fort. Was ist das große weiße Gebäude mit den vielen Fenstern?“

„Ah! das ist das Jesuiten-Collegium. Ihr habt, bei Gott! eine glückliche Hand. Seht Ihr in der Nähe des Collegiums, ein großes Haus mit Glockenthürmchen

und von einem schönen gothischen Styl, wie der alberne Herr Gétard sagt?"

„Ja, ich sehe es. Nun?"

„Dort wohnt Aramis."

„Wie! er wohnt nicht im bischöflichen Palast?"

„Nein, der bischöfliche Palast ist völlig unbewohnbar. Er liegt überdies in der Stadt und Aramis zieht die Vorstadt vor. Deshalb ist er auch, wie ich Euch sagte, Saint-Paterne so sehr zugethan, weil es in der Vorstadt liegt. Sodann finden sich in derselben Vorstadt ein Mail, ein Ballspiel und ein Dominicanerhaus . . . seht dort, sein Glockenthurm erhebt sich bis zum Himmel."

„Sehr gut."

„Dann müßt Ihr wissen, die Vorstadt ist wie eine abgesonderte Stadt. Sie hat ihre Mauern, ihre Thürme, ihre Gräben. Das Quai mündet dahin aus, und die Schiffe legen am Quai an. Wenn unser Corsar nicht zehn Fuß Tiefgang hätte, so wären wir mit vollen Segeln bis unter die Fenster von Aramis gekommen."

„Porthos, Porthos, mein Freund," rief d'Artagnan, „Ihr seid ein Brunnen des Wissens, eine Quelle tiefer, geistreicher Betrachtungen. Porthos, Ihr setzt mich in Erstaunen, Ihr bringt mich in Verwirrung."

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Porthos, das Gespräch mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit ablenkend.

„Und es war Zeit," dachte d'Artagnan, „denn das Pferd von Porthos zerschmilzt wie ein Pferd von Eis."

Sie ritten beinahe in demselben Augenblick in die Vorstadt ein; doch kaum hatten sie hundert Schritte gemacht, als sie die Straßen zu ihrem Erstaunen mit Blumen und Blätterwerk bestreut sahen. Von den Balcons fielen lange weiße, mit Sträußen geschmückte Tücher herab.

Die Straßen waren verlassen, man fühlte, daß sich die Bevölkerung auf einem Punkt versammelt hatte.

Die Jalousien waren geschlossen und die Kühle

drang in die Häuser unter dem Obdach von Tapeten, welche lange schwarze Schatten zwischen ihren Vorsprüngen und den Mauern bildeten.

Plötzlich bei der Biegung einer Straße trafen Gesänge an die Ohren der Ankömmlinge. Eine sonntäglich gekleidete Menge erschien durch die Dämpfe des Weihrauchs, der in bläulichen Flocken zum Himmel emporstieg, und Wolken von Rosenblättern flatterten bis zu den ersten Stockwerken hinauf.

Ueber allen Köpfen erblickte man das Kreuz und die Paniere, die geheiligten Zeichen der Religion.

Unter den Kreuzen und den Panieren und wie von diesen beschützt sah man eine ganze Welt von weiß gekleideten, mit Kornblumen bekränzten Mädchen.

Auf den beiden Seiten der Straße und den Zug einschließend gingen die Soldaten der Garnison, Sträuße in ihren Flintenläufen und auf der Spitze ihrer Lanzen.

Das war eine Prozession.

Während d'Artagnan und Porthos mit einer äußerst anständigen Inbrunst, welche eine große Ungeduld, weiter zu kommen, verbarg, zuschauten, näherte sich ein prachtvoller Traghimmel, hundert Jesuiten und hundert Dominicaner voran und geleitet von zwei Archidiakonen, einem Säckelmeister, einem Pönitentiarius und zwölf Stiftsherren.

Ein Cantor mit donnernder Stimme, ein Cantor, sicherlich aus allen Stimmen Frankreichs ausgelesen, wie man den Tambourmajor der kaiserlichen Garde aus allen Riesen des Reiches auslas, ein Cantor und vier andere Cantoren, die nur da zu sein schienen, um ihm als Accompagnement zu dienen, ließen Melodien erschallen und machten die Scheiben aller Häuser vibriren.

Unter dem Traghimmel erschien ein bleiches, edles Gesicht mit schwarzen Augen, schwarzen Haaren, von silbernen Fäden durchmischt, mit feinem, bedachtsamem Mund und vorstehendem, eckigem Kinn. Dieser Kopf

voll anmuthreicher Majestät war mit der Bischofsmütze geschmückt, die ihm außer dem Charakter der Souverainetät den strenger Andachtsübung und evangelischer Betrachtung verlieh.

„Aramis!“ rief unwillkührlich der Musketier, als dieses stolze Gesicht an ihm vorüberkam.

Der Prälat bebte. Er schien diese Stimme gehört zu haben, wie ein wieder erwachender Todter die Stimme des Erlösers hört.

Er schlug seine großen schwarzen Augen auf und richtete sie, ohne zu zögern, nach dem Ort, von dem der Ausruf gekommen war.

Mit einem einzigen Blick sah er Porthos und d'Artagnan in seiner Nähe.

D'Artagnan hatte seinerseits mit seiner Schärfe Alles gesehen, Alles aufgefaßt. Das lebensgroße Portrait des Prälaten prägte sich in seinem Gedächtniß ein, um nie mehr daraus zu verschwinden.

Eines besonders war d'Artagnan aufgefallen.

Als Aramis ihn erblickte, erröthete er und drängte dann in derselben Secunde unter seinem Augenlid das Feuer des Blickes des Gebieters und die unmerkliche Herzlichkeit des Blickes des Freundes zusammen.

Aramis richtete offenbar ganz leise die Frage an sich:

„Warum ist d'Artagnan bei Porthos und was will er in Vannes?“

Aramis begriff Alles, was im Geiste von d'Artagnan vorging, als er seinen Blick wieder auf ihn richtete und sah, daß er die Augen nicht niedergeschlagen hatte.

Er kannte die Feinheit seines Freundes und seinen Verstand und befürchtete, das Geheimniß seiner Röthe und seines Erstaunens errathen zu lassen. Es war immer noch derselbe Aramis, der beständig ein Geheimniß zu verbergen hatte.

Um mit dem forschenden Blick zu endigen, den man um jeden Preis sich senken machen mußte, wie ein Ge-

neral um jeden Preis das Feuer einer Batterie, die ihn belästigt, zum Schweigen bringt, streckte auch Aramis seine schöne weiße Hand aus, an der der Amethist seines Hirtenringes funkelte, durchschnitt die Luft mit dem Zeichen des Kreuzes und schmetterte so seine zwei Freunde durch den Segen nieder.

Träumerisch und zerstreut, unwillkührlich gottlos, hätte sich d'Artagnan vielleicht nicht unter diesem frommen Segen gebückt, aber Porthos, als er diese Zerstreuung wahrnahm, legte seinem Gefährten freundschaftlich die Hand auf den Rücken und drückte ihn gegen den Boden.

D'Artagnan beugte sich und wäre beinahe auf den platten Bauch gefallen.

Mittlerweile war Aramis vorübergezogen.

D'Artagnan berührte die Erde nur wie Anteus und wandte sich dann um, nicht weit vom Aerger entfernt.

Doch er konnte sich in der Absicht des braven Hercules nicht täuschen. Es hatte ihn ein Gefühl religiösen Wohlanstands angetrieben.

Ueberdies vervollständigte bei Porthos stets das Wort den Gedanken, statt ihn zu verkleiden.

„Ah!" sagte er, „es ist sehr artig von ihm, daß er uns ganz allein einen Segen gegeben hat. Er ist entschieden ein frommer und wackerer Mann."

Weniger überzeugt als Porthos, erwiederte d'Artagnan kein Wort.

„Lieber Freund," fuhr Porthos fort, „er hat uns erblickt, und statt im einfachen Schritt der Prozession, wie vorhin, weiter zu gehen, spudet er sich. Schaut, wie der Zug seine Geschwindigkeit verdoppelt. Es drängt diesen lieben Aramis, uns zu sehen und zu umarmen."

„Es ist wahr," antwortete d'Artagnan laut.

Dann leise:

„Immerhin hat mich der Fuchs wahrgenommen, und

voll anmuthreicher Majestät war mit der Bischofsmütze geschmückt, die ihm außer dem Charakter der Souverainetät den strenger Andachtsübung und evangelischer Betrachtung verlieh.

„Aramis!" rief unwillkührlich der Musketier, als dieses stolze Gesicht an ihm vorüberkam.

Der Prälat bebte. Er schien diese Stimme gehört zu haben, wie ein wieder erwachender Todter die Stimme des Erlösers hört.

Er schlug seine großen schwarzen Augen auf und richtete sie, ohne zu zögern, nach dem Ort, von dem der Ausruf gekommen war.

Mit einem einzigen Blick sah er Porthos und d'Artagnan in seiner Nähe.

D'Artagnan hatte seinerseits mit seiner Schärfe Alles gesehen, Alles aufgefaßt. Das lebensgroße Portrait des Prälaten prägte sich in seinem Gedächtniß ein, um nie mehr daraus zu verschwinden.

Eines besonders war d'Artagnan aufgefallen.

Als Aramis ihn erblickte, erröthete er und drängte dann in derselben Secunde unter seinem Augenlid das Feuer des Blickes des Gebieters und die unmerkliche Herzlichkeit des Blickes des Freundes zusammen.

Aramis richtete offenbar ganz leise die Frage an sich:

„Warum ist d'Artagnan bei Porthos und was will er in Vannes?"

Aramis begriff Alles, was im Geiste von d'Artagnan vorging, als er seinen Blick wieder auf ihn richtete und sah, daß er die Augen nicht niedergeschlagen hatte.

Er kannte die Feinheit seines Freundes und seinen Verstand und befürchtete, das Geheimniß seiner Röthe und seines Erstaunens errathen zu lassen. Es war immer noch derselbe Aramis, der beständig ein Geheimniß zu verbergen hatte.

Um mit dem forschenden Blick zu endigen, den man um jeden Preis sich senken machen mußte, wie ein Ge-

neral um jeden Preis das Feuer einer Batterie, die ihn belästigt, zum Schweigen bringt, streckte auch Aramis seine schöne weiße Hand aus, an der der Amethist seines Hirtenringes funkelte, durchschnitt die Luft mit dem Zeichen des Kreuzes und schmetterte so seine zwei Freunde durch den Segen nieder.

Träumerisch und zerstreut, unwillkührlich gottlos, hätte sich d'Artagnan vielleicht nicht unter diesem frommen Segen gebückt, aber Porthos, als er diese Zerstreuung wahrnahm, legte seinem Gefährten freundschaftlich die Hand auf den Rücken und drückte ihn gegen den Boden.

D'Artagnan beugte sich und wäre beinahe auf den platten Bauch gefallen.

Mittlerweile war Aramis vorübergezogen.

D'Artagnan berührte die Erde nur wie Anteus und wandte sich dann um, nicht weit vom Aerger entfernt.

Doch er konnte sich in der Absicht des braven Hercules nicht täuschen. Es hatte ihn ein Gefühl religiösen Wohlanstands angetrieben.

Ueberdies vervollständigte bei Porthos stets das Wort den Gedanken, statt ihn zu verkleiden.

„Ah!“ sagte er, „es ist sehr artig von ihm, daß er uns ganz allein einen Segen gegeben hat. Er ist entschieden ein frommer und wackerer Mann.“

Weniger überzeugt als Porthos, erwiederte d'Artagnan kein Wort.

„Lieber Freund,“ fuhr Porthos fort, „er hat uns erblickt, und statt im einfachen Schritt der Prozession, wie vorhin, weiter zu gehen, spudet er sich. Schaut, wie der Zug seine Geschwindigkeit verdoppelt. Es drängt diesen lieben Aramis, uns zu sehen und zu umarmen.“

„Es ist wahr,“ antwortete d'Artagnan laut.

Dann leise:

„Immerhin hat mich der Fuchs wahrgenommen, und

er wird nun Zeit haben, sich vorzubereiten, wie er mich empfangen soll."

Doch die Prozession war vorübergezogen und der Weg frei. D'Artagnan und Porthos marschirten gerade nach dem bischöflichen Palast, den eine zahlreiche Menge umgab, um den Prälaten zurückkehren zu sehen.

D'Artagnan bemerkte, daß diese Menge hauptsächlich aus Bürgern und Militären bestand.

Er erkannte an der Natur seiner Anhänger die Gewandtheit seines Freundes.

Aramis war in der That nicht der Mann, der eine unnöthige Popularität suchte. Es lag ihm wenig daran, ob ihn die Leute liebten, die ihm zu nichts dienten.

Weiber, Kinder, Greise, das gewöhnliche Gefolge der geistlichen Hirten, waren nicht sein Gefolge.

Zehn Minuten, nachdem die zwei Freunde die Schwelle des bischöflichen Palastes überschritten hatten, kehrte Aramis wie ein Triumphator nach Hause; die Soldaten präsentirten vor ihm das Gewehr, wie vor einem Oberen; die Bürger begrüßten ihn mehr wie einen Freund, wie einen Patron, als wie ein religiöses Haupt.

Es fand sich in Aramis etwas von jenen römischen Senatoren, deren Thüren immer von Clienten belagert waren.

Unten an der Freitreppe hatte er eine Besprechung von einer halben Minute mit einem Jesuiten, der, um leise mit ihm zu reden, seinen Kopf unter den Traghimmel streckte.

Dann trat er in seine Wohnung ein; die Thüren schloßen sich langsam und die Menge verlief sich, während die Gesänge und Gebete noch erschollen.

Es war ein herrlicher Tag, ein Tag voll irdischer Wohlgerüche, vermischt mit den Wohlgerüchen des

Meeres und der Luft. Die Stadt athmete Glück, Freude und Kraft.

D'Artagnan fühlte gleichsam die Gegenwart einer unsichtbaren Hand, welche allmächtig diese Kraft, diese Freude, dieses Glück geschaffen und überall diese Wohlgerüche verbreitet hatte.

„Oh! oh!" sagte er zu sich selbst. „Porthos ist fett, Aramis aber ist groß geworden."

III.

Die Größe des Bischofs von Vannes.

Porthos und d'Artagnan waren in den bischöflichen Palast durch eine besondere, nur den Freunden des Hauses bekannte Thüre eingetreten.

Es versteht sich von selbst, daß Porthos d'Artagnan zum Führer gedient hatte: der würdige Baron benahm sich überall ein wenig wie zu Hause. War es jedoch stillschweigende Anerkennung der Heiligkeit der Person von Aramis und seines Charakters, war es Gewohnheit, das zu achten, was ihm moralisch imponirte, eine würdige Gewohnheit, welche aus Porthos einen Mustersoldaten und einen vortrefflichen Geist gemacht hatte... aus allen diesen Gründen, sagen wir, beobachtete Porthos bei Seiner Herrlichkeit dem Bischof von Vannes eine gewisse Zurückhaltung, welche d'Artagnan ganz von Anfang in seinem Benehmen gegen die Bedienten und Hausgenossen bemerkte.

Diese Zurückhaltung ging aber nicht so weit, daß er sich keine Fragen erlaubte.

Man erfuhr, Seine Herrlichkeit sei in ihre Gemächer

zurückgekehrt und schicke sich an, im vertrauteren Kreise minder majestätisch zu erscheinen, als er vor seinen geistlichen Schafen erschienen war.

Nach einer kleinen Viertelstunde, welche d'Artagnan und Porthos damit hinbrachten, daß sie sich gegenseitig ins Weiße der Augen schauten und ihre Daumen in den verschiedenen Evolutionen drehten, welche von Norden nach Süden gehen, öffnete sich wirklich die Thüre des Saals und man sah Seine Herrlichkeit in der vollständigen kleinen Prälatentracht erscheinen.

Aramis trug den Kopf hoch, wie ein Mann, der zu befehlen gewohnt ist, die Robe von veilchenblauem Tuch an der Seite aufgeschürzt und hielt die Faust auf der Hüfte.

Ueberdies hatte er den feinen Schnurrbart und den Knebelbart aus der Zeit von Ludwig XIII. beibehalten.

Er strömte bei seinem Eintritt den zarten Wohlgeruch aus, der sich bei den eleganten Männern und den Frauen der vornehmen Welt nie verändert und mit der Person verkörpert zu sein scheint, deren natürliche Ausdünstung er geworden ist.

Nur hatte diesmal das Parfum etwas von der religiösen Erhabenheit des Weihrauchs behalten. Es berauschte nicht, es drang durch; es flößte nicht das Verlangen, sondern die Ehrfurcht ein.

Aramis zögerte nicht einen Augenblick, als er eintrat; ohne ein Wort zu sprechen, das, welches es auch sein mochte, bei einer solchen Veranlassung kalt gewesen wäre, ging er gerade auf den unter der Tracht von Herrn Agnan so gut verkleideten Musketier zu und schloß ihn mit einer Zärtlichkeit in seine Arme, die der Mißtrauischste nicht der Kälte oder der Absichtlichkeit beschuldigt haben könnte.

D'Artagnan umarmte ihn seinerseits mit gleichem Eifer.

Porthos drückte die zarte Hand von Aramis in

seinen plumpen Händen und d'Artagnan bemerkte, daß ihm Seine Herrlichkeit die linke Hand reichte, wahrscheinlich aus Gewohnheit, insofern Porthos ihm schon zehnmal seine mit Ringen geschmückten Finger, das Fleisch im Schraubstock seiner Faust zusammenpressend, gequetscht haben mußte. Durch den Schmerz gewarnt, mißtraute Aramis und bot ihm nur Fleisch zu drücken, und nicht mehr Finger am Gold oder an den Facetten eines Diamants zu zerquetschen.

Zwischen zwei Umhalsungen schaute Aramis d'Artagnan ins Gesicht, bot ihm einen Stuhl und setzte sich in den Schatten, indem er beobachtete, daß das Licht auf das Gesicht seines Gegenredners fiel.

Dieses Manoeuvre, mit dem die Diplomaten und die Frauen so vertraut sind, gleicht dem Vortheil des Lagers, den ihrer Gewohnheit gemäß oder nach der Gewohnheit, die sie annehmen wollen, die Kämpfenden auf dem Platze des Duells suchen.

D'Artagnan ließ sich auch durch dieses Manoeuvre nicht bethören, aber er schien es nicht zu bemerken. Er fühlte sich gefangen; doch gerade, weil er sich gefangen fühlte, fühlte er sich zugleich auch auf dem Wege der Entdeckung, und dem alten Condottiere lag wenig daran, ob er sich scheinbar schlagen ließ, wenn er nur aus seiner vermeintlichen Niederlage die Vortheile des Sieges zog.

Aramis begann das Gespräch.

„Ah! theurer Freund, mein guter d'Artagnan!“ sagte er; „welch ein herrlicher Zufall!“

„Das ist ein Zufall, mein hochwürdiger Gefährte, den ich Freundschaft nennen werde,“ erwiederte d'Artagnan. „Ich suche Euch, wie ich Euch stets suchte, sobald ich Euch ein großes Unternehmen anzubieten oder ein paar freie Stunden zu schenken hatte.“

„Ah! wahrhaftig,“ sagte Aramis, ohne irgend eine Bewegung, „Ihr sucht mich!“

„Ja wohl, er sucht Euch, mein lieber Aramis,

dies beweist, daß er mich in Belle-Isle aufgetrieben hat," sprach Porthos. „Nicht wahr, das ist liebenswürdig?"

„Ah!" machte Aramis, „gewiß, in Belle-Isle..."

„Gut!" dachte d'Artagnan; „mein Tölpel Porthos hat, ohne daran zu denken, mit einem Schlag die Angriffskanone abgefeuert."

„In Belle-Isle?" sagte Aramis, „in diesem Loch, in dieser Wüste! Das ist in der That liebenswürdig."

„Und ich habe ihm mitgetheilt, Ihr wäret in Vannes," fuhr Porthos mit demselben Ton fort.

D'Artagnan bewaffnete seinen Mund mit einer beinahe ironischen Feinheit und sagte:

„Ich wußte es, doch ich wollte sehen . . ."

„Was sehen?"

„Ob unsere Freundschaft immer noch so fest halte, ob unser durch das Alter ganz verknöchertes Herz, wenn wir uns erblicken, auch noch den Freudenschrei, der die Ankunft eines Freundes begrüßt, entströmen lasse."

„Nun, Ihr mußtet zufrieden sein?" fragte Aramis.

„So so!"

„Wie dies?"

„Ja, Porthos sagte: „„Stille!"" und Ihr . . ."

„Nun! und ich?"

„Ihr habt mir Euren Segen gegeben."

„Was wollt Ihr, mein Freund!" erwiederte Aramis, „hat ein armer Prälat, wie ich, etwas Kostbareres?"

„Geht doch, lieber Freund!"

„Gewiß."

„Man behauptet in Paris, das Bisthum Vannes sei eines der besten von Frankreich?"

„Oh! Ihr sprecht von den zeitlichen Gütern!" sagte Aramis mit einer ganz ungezwungenen Miene.

„Gewiß spreche ich hievon... ich lege einen Werth darauf."

„Dann wollen wir davon reden," versetzte Aramis mit einem Lächeln.

„Ihr gesteht, daß Ihr einer der reichsten Prälaten von Frankreich seid!"

„Mein Lieber, da Ihr meine Rechnungen von mir fordert, so sage ich Euch, daß das Bisthum Vannes zwanzigtausend Livres einträgt, nicht mehr, nicht weniger. Es ist eine Diöces von hundert und sechzig Kirchspielen."

„Das ist sehr hübsch," sprach d'Artagnan.

„Herrlich!" rief Porthos.

„Aber," entgegnete d'Artagnan, Aramis mit der ganzen Schärfe seines Blickes beobachtend, „aber Ihr habt Euch nicht für immer hier begraben?"

„Verzeiht. Ich lasse nur das Wort begraben nicht zu."

„Mir scheint, in dieser Entfernung von Paris ist man begraben oder beinahe begraben."

„Mein Freund, ich mache mich alt," erwiederte Aramis; „der Lärmen und die Bewegung der Hauptstadt behagen mir nicht mehr. Mit sieben und fünfzig Jahren muß man die Ruhe und die Meditation suchen. Ich habe Beides hier gefunden. Was kann es Schöneres und Ernsteres geben, als diese alte Stadt der Armorica? Hier, mein lieber d'Artagnan, finde ich gerade das Gegentheil von dem, was ich früher liebte, und das ist es, was man am Ende des Lebens braucht, welches seinem Anfang entgegengesetzt ist. Ein wenig von meinem Vergnügen der früheren Tage begrüßt mich von Zeit zu Zeit, ohne mich von der Wohlfahrt meiner Seele abzuziehen. Ich bin noch von dieser Welt, und dennoch nähere ich mich mit jedem Schritt, den ich thue, immer mehr Gott."

„Beredt, weise, discret, seid Ihr ein vollendeter Prälat, Aramis, und ich wünsche Euch Glück."

„Doch, lieber Freund," sagte Aramis lächelnd, „Ihr seid nicht allein gekommen, um mir Complimente zu machen. Sprecht, was führt Euch hierher? Sollte ich so glücklich sein, daß Ihr meiner auf irgend eine Weise bedürftet?"

„Gott sei Dank, mein Freund, nein," antwortete

d'Artagnan, „das ist durchaus nicht der Fall: ich bin reich und frei."

„Reich?"

„Ja, reich für mich . . . nicht für Euch, nicht für Porthos, wohlverstanden. Ich habe eine Rente von ungefähr fünfzehntausend Livres."

Aramis schaute ihn argwöhnisch an. Er konnte, besonders da er ihn mit einem so demüthigen Aeußern erblickte, nicht glauben, sein alter Freund habe ein solches Glück gemacht.

Nun sah d'Artagnan, die Stunde der Erklärungen sei gekommen, und erzählte seine Geschichte in England.

Während seiner Erzählung sah er zehnmal die Augen des Prälaten glänzen und seine spitzig zulaufenden Finger beben.

Bei Porthos aber äußerte sich nicht Bewunderung für d'Artagnan, sondern Enthusiasmus, wahnsinnige Begeisterung.

Als d'Artagnan geendigt hatte, fragte Aramis:

„Nun!"

„Nun!" antwortete d'Artagnan, „Ihr seht, daß ich in England Freunde und Grundeigenthum, in Frankreich einen Schatz habe. Wenn Euer Herz nach etwas von dem Meinigen begehrt, so biete ich es Euch an . . . . Deshalb bin ich gekommen.

So sicher auch sein Blick war, so konnte d'Artagnan doch in diesem Moment den von Aramis nicht aushalten. Er ließ also sein Auge auf Porthos übergehen, wie es der Degen thut, der einem mächtigen Druck nachgibt und einen andern Weg sucht.

„Jedenfalls," sagte der Bischof, „jedenfalls habt Ihr ein seltsames Reisecostume gewählt, Freund."

„Ein abscheuliches, ich weiß es. Ihr begreift, daß ich weder als Cavalier, noch als vornehmer Herr reisen wollte. Seitdem ich reich bin, bin ich geizig."

„Und Ihr sagt, Ihr habet Euch nach Belle-Isle begeben?" fragte Aramis ohne Uebergang.

„Ja," antwortete d'Artagnan, „ich wußte, ich würde Porthos und Euch dort finden."

„Mich!" rief Aramis. „Mich! Seit einem Jahr, daß ich hier bin, war ich nicht einmal auf der See."

„Oh!" versetzte d'Artagnan, „ich wußte nicht, daß Ihr ein solcher Stubenhocker seid."

„Ah! theurer Freund, ich muß Euch sagen, ich bin nicht mehr der Mann von früher. Das Reiten ist mir unbequem, das Meer ermüdet mich, ich bin ein armer leidender Priester, stets klagend, stets brummig und geneigt zu Austeritäten, die mir Vergleiche mit dem Alter, Gespräche mit dem Tod zu sein scheinen. Ich habe meinen festen Sitz genommen, mein lieber d'Artagnan."

„Desto besser, theurer Freund, denn wir werden wahrscheinlich Nachbarn werden."

„Bah!" versetzte Aramis nicht ohne ein gewisses Erstaunen, das er nicht einmal zu verbergen suchte; „Ihr, mein Nachbar?"

„Ei! mein Gott, ja."

„Wie so?"

„Ich will die sehr einträglichen Salzteiche kaufen, welche zwischen Pirrac und Croisic liegen. Stellt Euch vor: eine Ausbeutung von zwölf Procent reine Rente, nie Unwerthe, nie Nebenkosten; der getreue und regelmäßige Ocean bringt alle sechs Stunden sein Contingent in meine Kasse. Ich bin der erste Pariser, der eine solche Speculation ausgedacht hat. Entdeckt Niemand meinen heimlichen Plan, ich bitte Euch, und binnen Kurzem besprechen wir das Nähere. Ich bekomme drei Meilen Landes für dreißigtausend Livres."

Aramis warf Porthos einen Blick zu, als wollte er ihn fragen, ob dies Alles wahr, ob nicht unter diesem gleichgültigen Aeußern eine Falle verborgen sei. Bald aber, als schämte er sich, diesen dürftigen Beistand um Rath befragt zu haben, raffte er alle seine Kräfte zu einem neuen Sturm oder zu einer neuen Vertheidigung zusammen.

„Man versichert mich," sagte, er „Ihr habet einen Streit mit dem Hof gehabt, doch Ihr seid daraus hervorgegangen, wie Ihr aus Allem hervorzugehen wißt, mit den Ehren des Kriegs."

„Ich!" rief der Musketier, indem er in ein schallendes Gelächter ausbrach, das jedoch nicht genügte, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn er konnte bei den Worten von Aramis glauben, dieser sei von seinem letzten Verhältniß zum König unterrichtet; „ich! ah! erzählt mir das, mein lieber Aramis."

„Ja, man sagte mir, mir, einem armen in Heiden und Steppen verlorenen Bischof, der König habe Euch zum Vertrauten seiner Liebschaft gewählt."

„Mit wem?"

„Mit Fräulein von Mancini."

D'Artagnan athmete.

„Ah! ich leugne es nicht," erwiederte er.

„Es scheint, der König hat Euch eines Morgens über die Brücke von Blois mitgenommen, um mit seiner Schönen zu plaudern."

„Das ist wahr. Ah! Ihr wißt das! Aber dann müßt Ihr auch wissen, daß ich an demselben Tag meine Entlassung genommen habe."

„Aufrichtig?"

„Ah! mein Freund, äußerst aufrichtig."

„Ihr seid dann zum Grafen de la Fère gegangen?"

„Ja."

„Zu mir?"

„Ja."

„Und zu Porthos?"

„Ja."

„Geschah dies, um uns einen einen einfachen Besuch zu machen?"

„Nein; ich wußte nicht, daß Ihr gebunden waret, und wollte Euch mit nach England nehmen."

„Ja, ich verstehe, und dann habt Ihr, ein wunderbarer Mann, allein vollführt, was Ihr uns zu Vier

auszuführen vorschlagen wolltet. Ich vermuthete, Ihr hättet Antheil an dieser schönen Restauration, als ich erfuhr, man habe Euch beim Empfang von König Karl gesehen, der mit Euch wie mit einem Freund, oder vielmehr wie mit Einem, dem er zu Dank verpflichtet, gesprochen."

„Aber wie des Teufels habt Ihr dies Alles erfahren?" fragte d'Artagnan, welcher befürchtete, die Nachforschungen von Aramis erstrecken sich weiter, als ihm lieb wäre.

„Mein guter d'Artagnan," erwiederte Aramis, „meine Freundschaft gleicht ein wenig der Sorgfalt des Nachtwächters, den wir in dem Thürmchen des Hafendamms am Ende des Quai haben. Dieser brave Mann zündet jeden Abend eine Laterne an, um den Barken zu leuchten, welche von der See kommen. Er ist in seinem Schilderhaus verborgen, und die Fischer sehen ihn nicht; aber er folgt ihnen mit Theilnahme; er erräth sie, er ruft ihnen, er zieht sie auf den Weg zum Hafen. Ich gleiche jenem Wächter; von Zeit zu Zeit kommen mir einige Nachrichten zu und rufen Alles, was ich liebte, in mein Gedächtniß zurück. Dann folge ich den Freunden von Einst auf dem stürmischen Meer der Welt, ich, ein armer Wärter, dem Gott das Obdach eines Schilderhauses zu geben die Gnade gehabt hat."

„Und was habe ich nach England gethan?" fragte d'Artagnan.

„Ah! ah!" rief Aramis, „Ihr wollt mein Gesicht forciren. Seit Eurer Rückkehr weiß ich nichts mehr, d'Artagnan; meine Augen haben sich getrübt. Ich bedauerte, daß Ihr nicht an mich dachtet, und weinte über Eure Vergeßlichkeit. Ich hatte Unrecht. Ich sehe Euch wieder, und das ist ein Fest, ein großes Fest, das schwöre ich Euch!"

„Das macht mich unendlich glücklich."

„Wie befindet sich Athos?" fragte Aramis.

„Sehr wohl, ich danke."

„Und unser junger Mündel?“

„Raoul?“

„Ja.“

„Es scheint, er hat die Gewandtheit seines Vaters Athos und die Stärke seines Vormunds Porthos geerbt.“

„Bei welcher Gelegenheit konntet Ihr das beurtheilen?“

„Ei! mein Gott, den Tag vor meiner Abreise.“

„Wahrhaftig?“

„Ja, es fand eine Hinrichtung auf der Grève statt und in Folge dieser Hinrichtung ein Aufruhr. Wir befanden uns bei dem Aufruhr und in Folge des Aufruhrs mußte man mit dem Degen spielen, und bei dieser Gelegenheit hat er sich herrlich benommen.“

„Bah! und was hat er gethan?“ fragte Porthos.

„Einmal hat er einen Mann aus dem Fenster geworfen, als ob es ein Ballen Baumwolle gewesen wäre.“

„Oh! sehr gut,“ rief Porthos.

„Dann hat er vom Leder gezogen und um sich gehauen, wie wir es in unseren schönen Tagen thaten.“

„Und bei welcher Veranlassung fand dieser Aufruhr statt?“ fragte Porthos.

D'Artagnan bemerkte in dem Gesichte von Aramis eine völlige Gleichgültigkeit bei dieser Frage von Porthos.

„Ah!“ sagte er, indem er Aramis anschaute, „bei Gelegenheit der zwei Steuerpächter, welche der König das Geraubte wieder herausgeben ließ, ich meine die zwei Freunde von Herrn Fouquet, die man henkte.“

Kaum deutete ein leichtes Runzeln der Stirne des Prälaten an, daß dieser gehört hatte.

„Hoho!“ machte Porthos, „und wie hießen die Freunde von Herrn Fouquet?“

„D'Emmeris und Lyodot,“ sagte d'Artagnan. „Kennt Ihr diese Namen, Aramis?“

„Nein,“ antwortete mit verächtlichem Ton der

Prälat; „mir scheint, das sind Namen von Finanzleuten.“

„Ganz richtig.“

„Ah! Herr Fouquet hat seine Freunde hängen lassen!“ rief Porthos.

„Und warum nicht?“ fragte Aramis.

„Es kommt mir vor, als ob . . .“

„Wenn man diese Unglücklichen aufgehenkt hat, so geschah es auf Befehl des Königs. Herr Fouquet aber hat, weil er Oberintendant der Finanzen ist, meiner Ansicht nach nicht das Recht über Leben und Tod.“

„Gleichviel,“ brummte Porthos, „an der Stelle von Herrn Fouquet . . .“

Aramis begriff, daß Porthos auf dem Punkte war, eine Dummheit zu sagen, und brach daher das Gespräch kurz ab.

„Hört,“ sagte er, „mein lieber d'Artagnan, es ist nun genug von Anderen die Rede gewesen, laßt uns ein wenig von uns selbst plaudern.“

„Von mir wißt Ihr Alles, was ich Euch sagen kann; sprechen wir im Gegentheil von Euch, lieber Aramis.“

„Ich sagte Euch, es sei kein Aramis mehr in mir.“

„Auch kein Abbé d'Herblay mehr?“

„Auch nicht mehr. Ihr seht einen Mann, den Gott an der Hand genommen und auf eine Stellung geführt hat, auf die er weder hoffen durfte noch konnte.“

„Gott?“ fragte d'Artagnan.

„Ja.“

„Ei! das ist seltsam, man sagte mir, es wäre Herr Fouquet.“

„Wer sagt Euch das?“ versetzte Aramis, ohne daß er es mit seiner ganzen Willenskraft verhindern konnte, daß eine leichte Röthe seine Wangen färbte.

„Meiner Treue, Bazin.“

„Der Dummkopf!“

„Ich behaupte nicht, er sei ein Mann von Genie, aber er hat es mir gesagt, und ihm nach wiederhole ich es."

„Ich habe Herrn Fouquet nie gesehen," entgegnete Aramis mit einem Blick, der so ruhig und rein war, wie der einer Jungfrau, welche nie gelogen.

„Ei!" sagte d'Artagnan, „wenn Ihr ihn gesehen und sogar kennen gelernt hättet, so wäre nichts Schlimmes daran; Herr Fouquet ist ein sehr braver Mann."

„Ah!"

„Ein großer Politiker."

Aramis machte eine gleichgültige Geberde.

„Ein allmächtiger Minister."

„Ich hänge nur vom König und vom Papst ab," sagte Aramis.

„Mordioux! hört wohl," sprach d'Artagnan mit dem allernaivsten Ton, „ich sage Euch das, weil Jedermann hier bei Herrn Fouquet schwört. Die Ebene gehört Herrn Fouquet; die Salzteiche, die ich gekauft habe, gehören Herrn Fouquet; die Insel, auf der Porthos Topograph geworden ist, gehört Herrn Fouquet; die Garnison gehört Herrn Fouquet, die Galeeren gehören Herrn Fouquet. Ich gestehe, daß es mich nicht gewundert haben würde, wenn Ihr oder wenn vielmehr Eure Diöces zur Lehensherrlichkeit von Herrn Fouquet gehört hätte. Das ist nur ein anderer Herr als der König, aber eben so mächtig als ein König."

„Gott sei Dank! ich bin Niemand lehenspflichtig, ich gehöre Niemand und bin ganz nur mir," antwortete Aramis, der während dieses Gespräches mit dem Auge jede Geberde von d'Artagnan, jeden Blick von Porthos verfolgte.

Aber d'Artagnan war unstörbar und Porthos unbeweglich; die geschickt geführten Streiche wurden von einem geschickten Gegner parirt und keiner traf.

Nichtsdestoweniger fühlte Jeder das Ermüdende

eines solchen Kampfes, und die Ankündigung des Abendbrods wurde von Allen gut aufgenommen.

Das Abendbrod veränderte den Lauf des Gespräches. Ueberdies hatten sie begriffen, daß, wie Jeder auf seiner Hut war, weder der Eine noch der Andere mehr erfahren würde.

Porthos hatte von Allem nichts begriffen. Er hatte sich unbeweglich gehalten, weil ihm Aramis durch ein Zeichen bedeutet, er möge sich nicht rühren. Das Abendessen war also nur ein Abendessen für ihn, doch dies war genug für Porthos.

Die Mahlzeit ging vortrefflich vorüber.

D'Artagnan war von einer blendenden Heiterkeit.

Aramis übertraf sich selbst durch sein sanft freundliches Wesen.

Porthos aß wie der selige Pelops.

Man sprach von Krieg und Finanzen, von Künsten und Liebschaften.

Aramis spielte den Erstaunten bei jedem Wort über Politik, das d'Artagnan vorzubringen wagte. Diese lange Reihenfolge von Verwunderungen vermehrte das Mißtrauen von d'Artagnan, wie die ewige Gleichgültigkeit von d'Artagnan das Mißtrauen von Aramis erregte.

Endlich ließ d'Artagnan absichtlich den Namen Colbert fallen. Er hatte diesen Streich bis zuletzt aufgespart.

„Wer ist das, Colbert?"

„Oh! den Teufel, das ist stark," sagte d'Artagnan zu sich selbst. „Seien wir auf unserer Hut, Mordioux! seien wir auf unserer Hut."

Und er gab über Colbert jede Auskunft, welche Aramis wünschen konnte.

Das Abendbrod oder vielmehr das Gespräch dehnte sich bis ein Uhr Morgens zwischen d'Artagnan und Aramis aus.

Auf den Punkt zehn Uhr war Porthos in seinem Lehnstuhl entschlummert; und er schnarchte wie eine Orgel.

Um Mitternacht weckte man ihn auf und schickte ihn zu Bette.

„Hm!“ sagte er, „mir scheint, ich bin eingeschlafen; es war doch sehr interessant, was Ihr mit einander sprachet.“

Um ein Uhr führte Aramis d'Artagnan in das für ihn bestimmte Zimmer, welches das beste des bischöflichen Palastes war.

Zwei Diener wurden zu seiner Verfügung gestellt.

„Morgen um acht Uhr machen wir, wenn Ihr wollt, einen Spazierritt mit Porthos,“ sagte Aramis, als er von d'Artagnan Abschied nahm.

„Um acht Uhr!“ rief d'Artagnan, „so spät?“

„Ihr wißt, daß ich sieben Stunden Schlaf brauche,“ antwortete Aramis.

„Ganz richtig.“

„Gute Nacht, theurer Freund.“

Und er umarmte den Musketier voll Herzlichkeit.

D'Artagnan ließ ihn gehen.

„Gut,“ sagte er, als die Thüre hinter Aramis geschlossen war, „um fünf Uhr werde ich auf den Beinen sein.“

Und nachdem er diesen Beschluß gefaßt hatte, legte er sich auf sein Ohr.

IV.

Worin Porthos darüber, daß er mit d'Artagnan gekommen, ärgerlich zu werden anfängt.

Kaum hatte d'Artagnan seine Kerze ausgelöscht, als Aramis, der durch seine Vorhänge das letzte Flackern des Lichtes bei seinem Freunde beobachtete, sich durch die Hausflur auf den Fußspitzen zu Porthos schlich.

Der Riese, der sich anderthalb Stunden zuvor zu Bette begeben hatte, lag behaglich auf den Eiderdunen ausgestreckt. Er befand sich in jener glücklichen Ruhe des ersten Schlafes, welche bei Porthos dem Lärm der Glocken und der Kanonen widerstand; sein Kopf schwamm gleichsam in jenem sanften Schaukeln, das an die weiche Bewegung eines Schiffes erinnert. Eine Minute mehr und Porthos träumte.

Die Thüre seines Zimmers öffnete sich sachte unter dem zarten Druck der Hand von Aramis.

Der Bischof näherte sich dem Schläfer. Ein dichter Teppich dämpfte das Geräusch seiner Tritte; überdies schnarchte Porthos dergestalt, daß er jeden andern Lärmen übertäubt hätte.

Aramis legte eine Hand auf seine Schulter und sagte:

„Auf, mein lieber Porthos, auf!"

Die Stimme von Aramis war sanft und liebevoll; aber sie enthielt mehr als eine Aufforderung, sie enthielt einen Befehl. Seine Hand war leicht, aber sie deutete eine Gefahr an.

Porthos hörte die Stimme und fühlte die Hand von Aramis in der Tiefe seines Schlafes.

Er bebte.

„Wer ist da?“ fragte er mit seiner Riesenstimme.

„Stille! ich bin es,“ sagte Aramis.

„Ihr, lieber Freund? und warum des Teufels weckt Ihr mich?“

„Um Euch zu sagen, daß Ihr abreisen müßt.“

„Abreisen?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Nach Paris.

Porthos sprang in seinem Bett auf, fiel wieder nieder, und schaute dann, aufrecht sitzend, Aramis mit seinen großen Augen starr an.

„Nach Paris?“ rief er.

„Ja.“

„Hundert Meilen?“

„Hundert und vier,“ antwortete der Bischof.

„Ah! mein Gott,“ seufzte Porthos, indem er sich wieder niederlegte, jenen Kindern ähnlich, welche mit ihrer Wärterin streiten, um noch ein paar Stunden Schlaf zu gewinnen.

„Dreißig Stunden zu Pferde,“ fügte Aramis entschlossen bei. „Ihr wißt, daß es gute Relais sind.“

Porthos rührte ein Bein, während ihm ein Seufzer entschlüpfte.

„Auf! auf! theurer Freund,“ sprach der Prälat mit einer gewissen Ungeduld in ihn dringend.

Porthos zog das andere Bein aus dem Bett und fragte:

„Ist es durchaus nothwendig, daß ich reise?“

„Höchst nothwendig.“

Porthos stellte sich auf seine Beine und fing an den Boden und die Wände mit seinem Bildsäulentritt zu erschüttern.

„Stille! um Gotteswillen stille, mein lieber Porthos!“ sagte Aramis; „Ihr werdet Jemand aufwecken.“

„Ah! es ist wahr,“ erwiederte Porthos mit einer

Donnerstimme, „ich vergaß das; doch seid unbesorgt ich werde mich in Acht nehmen."

Und während er dies sagte, ließ er einen Gurt, beladen mit seinem Schwert, seinen Pistolen und einer Börse fallen, aus der die Thaler mit einem klangreichen, lang anhaltenden Geräusch entschlüpften.

Dieses Geräusch machte das Blut von Aramis kochen, während es bei Porthos ein schallendes Gelächter hervorrief.

„Das ist seltsam!" sagte er mit derselben Stimme wie zuvor.

„Leiser, Porthes, leiser!"

„Es ist wahr."

Und er dämpfte in der That seine Stimme um einen halben Ton.

„Ich sagte also," fuhr Porthos fort, „ich sagte, es sei seltsam, daß man nie so langsam ist, als wenn man sich beeilen will, nie so geräuschvoll, als wenn man stumm zu sein wünscht."

„Ja, das ist wahr; doch machen wir das Sprüchwort lügen, Porthos, beeilen wir uns und schweigen wir."

„Ihr seht, daß ich mein Möglichstes thue," antwortete Porthos, während er seine Beinkleider anzog.

„Sehr gut."

„Es scheint, das hat Eile?"

„Es hat mehr als Eile, es ist sehr ernst."

„Hoho!"

„D'Artagnan hat Euch ausgefragt, nicht wahr?"

„Mich?"

„Ja, in Belle-Isle?"

„Nicht im Geringsten."

„Seid Ihr dessen sicher, Porthos?"

„Bei Gott!"

„Das ist unmöglich. Erinnert Euch wohl."

„Er fragte mich, was ich treibe, und ich antwor-

tete: Topographie. Ich hätte ihm gern ein anderes Wort gesagt, dessen Ihr Euch neulich bedientet."

„Castrametation."

„Das ist es; doch ich konnte mich desselben nicht mehr erinnern."

„Desto besser. Was fragte er Euch noch?"

„Wer Herr Gétard sei."

„Und noch?"

„Wer Herr Jupenet sei."

„Hat er nicht zufällig Euren Befestigungsplan gesehen?"

„Doch."

„Ah! Teufel!"

„Aber seid unbesorgt, ich hatte Eure Schrift mit Gummi ausgewischt, und er konnte unmöglich vermuthen, Ihr habet mir eine Anweisung bei dieser Arbeit geben wollen."

„Unser Freund hat gute Augen."

„Was befürchtet Ihr?"

„Ich befürchte, es ist Alles entdeckt, Porthos, und es handelt sich darum, einem großen Unglück zuvorzukommen. Ich habe meinen Leuten Befehl gegeben, alle Thore zu schließen. Man wird vor Tagesanbruch d'Artagnan nicht hinauslassen. Euer Pferd ist gesattelt; Ihr erreicht die erste Station; um fünf Uhr am Morgen habt Ihr fünfzehn Meilen zurückgelegt. Kommt."

Nach diesen Worten kleidete Aramis Stück für Stück Porthos mit so viel Geschwindigkeit an, als es nur der geschickteste Kammerdiener hätte thun können.

Halb verwirrt, halb betäubt, ließ Porthos mit sich machen, und er verwickelte sich ganz in Entschuldigungen.

Sobald er bereit war, nahm ihn Aramis bei der Hand und führte ihn hinaus; er ließ ihn den Fuß vorsichtig auf jeder Stufe der Treppe aufsetzen, verhinderte es, daß er sich an den Thürrahmen stieß, und drehte ihn

hin und her, als ob er, Aramis, der Riese und Porthos der Zwerg gewesen wäre.

Diese Seele entzündete diese Materie und brachte sie in Gährung.

Es wartete wirklich ein gesatteltes Pferd im Hof.

Porthos schwang sich in Sattel.

Aramis nahm selbst das Pferd beim Zaum und führte es auf Dünger, der offenbar in der Absicht, das Geräusch zu ersticken, im Hof ausgebreitet lag. Er drückte ihm zu gleicher Zeit die Nüstern zusammen, damit es nicht wieherte.

Als sie das äußere Thor erreichten, zog er Porthos, der wegreiten wollte, ohne nur zu fragen warum, an sich und sagte ihm in's Ohr:

„Nun, Freund Porthos, in einem Zuge bis Paris; eßt zu Pferde, trinkt zu Pferde, schlaft zu Pferde, aber verliert keine Minute.“

„Abgemacht; man wird nicht anhalten.“

„Diesen Brief Herrn Fouquet um jeden Preis; er muß ihn morgen vor Mittag haben.“

„Er wird ihn haben.“

„Und denkt an Eines, lieber Freund.“

„Woran?“

„Daß Ihr Eurem Patent als Herzog und Pair nachjagt.“

„Hoho!“ rief Porthos, die Augen funkelnd, „dann mache ich es in vierundzwanzig Stunden.“

„Versucht es.“

„Laßt den Zügel los, und vorwärts, Goliath.“

Aramis ließ wirklich nicht den Zügel, aber die Nüstern des Pferdes los; Porthos gab ihm beide Sporen, und das wüthende Thier jagte im Galopp davon.

So lange er Porthos in der Nacht sehen konnte, folgte ihm Aramis mit den Augen; dann, als er ihn aus dem Blick verlor, kehrte er in den Hof zurück.

Nichts hatte sich bei d'Artagnan gerührt.

Der Bediente, den man als Schildwache an der Thüre aufgestellt, hatte kein Licht gesehen, kein Geräusch gehört.

Aramis schloß wieder sorgfältig die Thüre, schickte den Lackei zu Bette und legte sich selbst nieder.

D'Artagnan vermuthete in der That nichts; er glaubte auch Alles gewonnen zu haben, als er am Morgen gegen halb fünf Uhr erwachte.

Er lief im Hemd ans Fenster, um hinaus zu schauen. Das Fenster ging gegen den Hof.

Der Tag brach eben an.

Der Hof war öde, selbst die Hühner hatten ihre Auffitzstange noch nicht verlassen.

Kein Diener erschien.

Alle Thüren waren geschlossen.

„Gut, vollkommene Ruhe," sagte d'Artagnan zu sich selbst. „Gleichviel, ich bin nun zuerst vom ganzen Haus erwacht. Kleiden wir uns an, und dann ist wenigstens Eines abgemacht."

Und er kleidete sich an.

Doch diesmal war er darauf bedacht, dem Costume von Herrn Agnan nicht die bürgerliche, beinahe kirchliche Strenge zu geben, welche sein Aeußeres zuvor gehabt hatte; indem er seine Kleider fester schloß, indem er seinen Rock auf eine gewisse Weise zuknöpfte und seinen Filzhut mehr schräge auffetzte, wußte er sogar seiner Person ein wenig von der militärischen Haltung zu geben, deren Mangel Aramis gewissermaßen zurückgeschreckt hatte.

Nachdem er dies gethan, benahm er sich ohne alle Umstände gegen seinen Wirth, oder gab sich vielmehr den Anschein, als benähme er sich so, und trat unversehens in sein Zimmer ein.

Aramis schlief, oder stellte sich, als schliefe er.

Ein großes Buch lag offen auf seinem Nachtpult; die Kerze brannte noch in dem Leuchter, der auf einem silbernen Brett stand. Dies war mehr, als es brauchte,

um d'Artagnan die Unschuld der Nacht des Prälaten und seine guten Absichten beim Erwachen zu beweisen.

Der Musketier that ganz genau dem Bischof, was der Bischof Porthos gethan hatte.

Er klopfte ihm auf die Schulter.

Aramis stellte sich offenbar, als schliefe er, denn statt plötzlich zu erwachen, ließ er, der einen so leichten Schlaf hatte, sich die Aufforderung wiederholen.

„Ah! ah!" sagte er, die Arme ausstreckend, „Ihr seid es. Welch eine schöne Ueberraschung! Meiner Treue, der Schlaf ließ mich vergessen, daß ich das Glück habe, Euch zu besitzen. Wie viel Uhr ist es?"

„Ich weiß es nicht," antwortete d'Artagnan ein wenig verlegen. „Noch frühe, glaube ich. Doch Ihr wißt, die verteufelte militärische Gewohnheit, mit dem Morgen aufzuwachen, beherrscht mich immer noch."

„Wollt Ihr zufällig, daß wir uns schon in's Freie begeben?" fragte Aramis. „Mir scheint, es ist noch sehr frühzeitig."

„Ganz wie Ihr wollt."

„Ich glaubte, wir hätten uns verabredet, erst um acht Uhr zu Pferde zu steigen."

„Das ist möglich; doch ich hatte ein so großes Verlangen, Euch zu sehen, daß ich mir sagte: je eher, desto besser."

„Und meine sieben Stunden Schlaf?" versetzte Aramis; „nehmt Euch in Acht, ich zähle hierauf, und das, was mir daran fehlt, muß ich wieder einbringen."

„Aber mir scheint, Ihr waret früher viel weniger Schläfer, lieber Freund; Ihr hattet rasches Blut und man fand Euch nie im Bett."

„Und gerade wegen dessen, was Ihr mir da sagt, liebe ich es ungemein, darin zu bleiben."

„Gesteht mir nur, daß Ihr mich nicht, um zu schlafen, auf acht Uhr beschieden habt."

„Ich fürchte immer Euren Spott, wenn ich Euch die Wahrheit sage."

„Sagt sie dennoch."

„Nun wohl, von sechs bis acht Uhr pflege ich meine Andacht zu verrichten."

„Eure Andacht?"

„Ja."

„Ich glaubte nicht, ein Bischof hätte so strenge Uebungen."

„Ein Bischof hat dem Anschein mehr einzuräumen, als ein einfacher Geistlicher."

„Mordioux! Aramis, das ist ein Wort, das mich mit Eurer Herrlichkeit aussöhnt. Dem Anschein, — das ist ein Musketierwort! Das lasse ich mir gefallen! Es lebe der Anschein, Aramis."

„Statt mir dazu Glück zu wünschen, verzeiht es mir vielmehr, d'Artagnan. Es ist ein sehr weltliches Wort, das mir da entschlüpfte."

„Soll ich Euch denn verlassen?"

„Ich bedarf der Sammlung theurer Freund."

„Gut. Ich lasse Euch allein, aber ich bitte Euch, dem Heiden zu Liebe, den man d'Artagnan nennt, kürzt Eure Uebungen ab, mich dürstet nach Eurer Rede."

„Wohl! d'Artagnan, ich verspreche Euch, daß in anderthalb Stunden . . ."

„Anderthalb Stunden Andacht? Ah! mein Freund, nennt mir das Genauste. Gebt es so wohlfeil als nur möglich."

Lachend erwiederte Aramis:

„Immer zum Entzücken, immer jung, immer heiter. Seid Ihr in meine Diöces gekommen, um mich mit der Gnade zu entzweien?"

„Bah!"

„Und Ihr wißt wohl, daß ich nie Eurem hinreißenden Einfluß widerstanden bin; Ihr werdet mich mein Heil kosten, d'Artagnan."

D'Artagnan preßte seine Lippen zusammen.

„Immer zu," sagte er, „ich nehme die Sünde auf

mich; macht mir geschwinde ein einfaches Christenkreuz, verrichtet mir in Eile ein Pater, und laßt uns gehen."

„St!" erwiederte Aramis, „wir sind schon nicht mehr allein, und ich höre Fremde heraufkommen."

„Schickt sie weg."

„Unmöglich, ich habe sie gestern hierherbeschieden: es ist der Vorstand vom Jesuitencollegium und der Superior der Dominicaner."

„Gut, das ist Euer Generalstab."

„Was werdet Ihr thun?"

„Ich will Porthos aufwecken und in seiner Gesellschaft warten, bis Ihr Eure Conferenzen beendigt habt."

Aramis rührte sich nicht, verzog keine Miene, beschleunigte weder seine Geberde noch sein Wort.

„Geht," sagte er.

D'Artagnan schritt auf die Thüre zu.

„Hört, Ihr wißt, wo Porthos wohnt?"

„Nein, aber ich will mich erkundigen."

„Geht durch den Corridor und öffnet die zweite Thüre links."

„Ich danke! auf Wiedersehen."

Es waren nicht zehn Minuten verlaufen, als er zurückkehrte.

Er fand Aramis zwischen dem Superior der Dominicaner und dem Vorstand des Jesuitencollegiums sitzend, ganz genau in derselben Lage, in der er ihn einst im Wirthshause von Crèvecoeur gefunden hatte.

Diese Gesellschaft schreckte den Musketier nicht ab.

„Was gibt es?" fragte Armis ruhig. „Ihr habt mir etwas zu sagen, wie mir scheint, mein lieber Freund."

„Was es gibt?" erwiederte d'Artagnan, indem er Armis anschaute, „Porthos ist nicht in seinem Zimmer."

„Wie?" versetzte Aramis voll Ruhe: „seid Ihr dessen sicher?"

„Bei Gott! ich komme eben von dort her."

„Wo mag er denn sein?"

„Das frage ich Euch."

„Habt Ihr Euch nicht erkundigt?"

„Doch."

„Und was hat man Euch geantwortet?"

„Porthos verlasse sehr häufig am Morgen das Haus, ohne Jemand etwas davon zu sagen, und er werde dies auch wohl gethan haben."

„Was habt Ihr sodann gemacht?"

„Ich war im Stall," antwortete d'Artagnan mit gleichgültigem Ton.

„Zu welchem Ende?"

„Um zu sehen, ob sich Porthos zu Pferde wegbegeben habe?"

„Und? . . ." unterbrach ihn der Bischof.

„Nun! es fehlt ein Pferd an der Raufe, das No. 5. Goliath."

Dieses ganze Gespräch war, wie man leicht begreift, nicht frei von einem gewissen gezwungenen Wesen auf Seiten des Musketiers und einer vollkommenen Freundlichkeit auf Seiten von Aramis.

„Oh! ich sehe, wie das ist," sagte Aramis, nachdem er einen Augenblick geträumt hatte, „Porthos wird weggeritten sein, um uns eine Ueberraschung zu bereiten."

„Eine Ueberraschung?"

„Ja. Der Canal, der von Vannes nach der See geht, ist sehr reich an Kriechenten und Becassinen; das ist die Lieblingsjagd von Porthos; er wird uns ein Dutzend für unser Frühstück zurückbringen."

„Ihr glaubt?"

„Ich bin dessen sicher. Wohin soll er sonst gegangen sein? Ich wette, er hat eine Flinte mitgenommen."

„Das ist möglich," sprach d'Artagnan.

„Thut Eines, lieber Freund, steigt zu Pferde und reitet ihm nach."

„Ihr habt Recht, ich gehe."

„Soll man Euch begleiten?“

„Nein, ich danke, Porthos ist erkenntlich und ich werde mich zuvor erkundigen.“

„Nehmt Ihr eine Büchse mit?“

„Ich danke.“

„Laßt Euch das Pferd satteln, das Euch beliebt.“

„Das, welches ich gestern ritt, als ich von Belle-Isle kam?“

„Gut, betrachtet und benützt das Haus, als ob es das Eurige wäre.“

Aramis läutete und gab Befehl, das Pferd zu satteln, das Herr d'Artagnan wählen würde.

D'Artagnan folgte dem mit dem Vollzug dieses Befehls beauftragten Diener.

Als er an die Thüre kam, trat der Diener auf die Seite, um d'Artagnan vorübergehen zu lassen.

In diesem Moment begegnete sein Auge dem Auge seines Herrn. Ein Falten der Stirne machte dem verständigen Spion, den man d'Artagnan gab, begreiflich, was er zu thun hatte.

D'Artagnan stieg zu Pferde, und Aramis hörte das Schallen der Hufeisen, welche auf's Pflaster schlugen.

Einen Augenblick nachher kehrte der Diener zurück.

„Nun?“ fragte der Bischof.

„Monseigneur, er folgt dem Canal und wendet sich nach dem Meer,“ antwortete der Diener.

„Gut!“ sagte Aramis.

Jeden Argwohn verjagend, ritt d'Artagnan wirklich nach dem Ocean, immer in der Hoffnung, auf der Heide oder auf dem sandigen Gestade die kolossale Silhouette seines Freundes Porthos zu erblicken.

D'Artagnan strengte sich hartnäckig an, Pferdetritte in jeder Wasserlache zu erkennen.

Zuweilen bildete er sich ein, er höre den Knall eines Feuergewehrs.

Diese Illusion dauerte drei Stunden.

Während der zwei ersten Stunden suchte er Porthos

In der dritten kehrte er nach Hause zurück.

„Wir werden uns gekreuzt haben,“ sagte er, „und ich finde die zwei Freunde in Erwartung meiner Rückkehr.“

D'Artagnan täuschte sich. Er fand Porthos eben so wenig im erzbischöflichen Palast, als er ihn am Ufer des Canals gefunden hatte.

Aramis erwartete ihn oben auf der Treppe mit einer verzweifelten Miene.

„Hat man Euch nicht eingeholt, mein lieber d'Artagnan?“ rief er, sobald er den Musketier von fern erblickte.

„Nein. Solltet Ihr mir Jemand nachgeschickt haben?“

„Ich bin trostlos, mein lieber Freund, ich bin trostlos, daß ich Euch so habe umherreiten lassen; doch gegen sieben Uhr kam der Pfarrer von Saint-Paterne zu mir; er war du Vallon begegnet, der eben wegging, und da er Niemand im bischöflichen Palast hatte wecken wollen, ihn beauftragte, mir zu sagen, er befürchte, Herr Gétard könnte ihm während seiner Abwesenheit einen schlimmen Streich spielen, und er wolle die Morgenfluth benützen, um eine Fahrt nach Belle-Isle zu machen.“

„Aber sagt mir, Goliath ist doch nicht die vier Meilen zur See gegangen, wie mir scheint?“

„Es sind sechs.“

„Dann noch weniger.“

„Lieber Freund,“ erwiederte der Prälat mit einem sanften Lächeln, „Goliath befindet sich auch im Stall, und zwar, dafür stehe ich, sehr zufrieden, daß er Porthos nicht mehr auf dem Rücken hat.“

Das Pferd war wirklich durch die Fürsorge des Prälaten, dem nicht der geringste Umstand entging, von der Station zurückgebracht worden.

D'Artagnan schien im höchsten Maße befriedigt durch diese Erklärung.

Er begann eine Verstellungsrolle, welche vollkommen dem Verdacht entsprach, der sich immer schärfer in seinem Innern gestaltete.

Der Musketier frühstückte zwischen dem Jesuiten und Aramis. Er hatte den Dominicaner sich gegenüber und lächelte auch hauptsächlich dem Dominicaner zu, dessen gutes, dickes Gesicht ihm ziemlich behagte.

Das Mahl dauerte lange und war kostbar; vortrefflicher spanischer Wein, schöne Austern von Morbihan, ausgezeichnete Fische von der Mündung der Loire, ungeheure Seekrebse von Paimboeuf und zartes Wildpret von den Heiden wurden aufgetischt.

D'Artagnan aß viel und trank wenig.

Aramis trank gar nichts, oder trank wenigstens nur Wasser.

Dann nach dem Frühstück sagte d'Artagnan:

„Ihr habt mir eine Büchse angeboten?"

„Ja."

„Leiht sie mir."

„Wollt Ihr auf die Jagd gehen?"

„Das ist, glaube ich, das Beste, was ich in Erwartung von Porthos thun kann."

„Nehmt die Büchse, die Euch gefällt, von der Trophee."

„Kommt Ihr mit mir?"

„Ach! theurer Freund, das wäre ein großes Vergnügen für mich, doch die Jagd ist den Bischöfen verboten."

„Ah!" sagte d'Artagnan, „das wußte ich nicht."

„Ueberdies habe ich Geschäfte bis zum Mittag," fuhr Aramis fort.

„Ich werde also allein gehen?"

„Leider, ja! Doch kommt gewiß zum Mittagsbrod zurück."

„Bei Gott! man speist viel zu gut bei Euch, als daß ich nicht zurückkommen sollte.

Hienach verließ d'Artargnan seinen Wirth, grüßte

die Gäste, nahm seine Büchse, ritt aber, statt zu jagen, geraden Wegs nach dem kleinen Hafen von Vannes.

Er schaute vergebens, ob man ihm nicht folgte; er sah Nichts und Niemand.

D'Artagnan miethete eine kleine Fischerbarke um fünfundzwanzig Livres und fuhr um halb zwölf Uhr ab, überzeugt, man sei ihm nicht gefolgt.

Man war ihm allerdings nicht gefolgt. Nur hatte ein Bruder Jesuit, der oben im Glockenthurme seiner Kirche aufgestellt war, vom Morgen an mit Hülfe eines vortrefflichen Augenglases nicht einen seiner Schritte verloren.

Um drei Viertel auf zwölf Uhr war Aramis benachrichtigt, d'Artagnan schiffe gen Belle-Isle.

Die Fahrt von d'Artagnan ging rasch von Statten, ein guter Nord-Nord-Ost trieb sein Schiff auf Belle-Isle zu.

Je mehr er sich der Insel näherte, desto schärfer befragten seine Augen die Küste. Er suchte und erwartete, sei es auf dem Ufer, sei es über den Festungswerken, das auffallende Gewand von Porthos und seine ungeheure Statur sich von einem leicht wolkigen Himmel abheben zu sehen.

D'Artagnan suchte vergebens; er landete, ohne etwas gesehen zu haben, und erfuhr vom ersten Soldaten, den er befragte, Herr du Vallon sei noch nicht von Vannes zurückgekehrt.

Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, befahl d'Artagnan, seine kleine Barke nach Sarzeau zu steuern.

Man weiß, daß sich der Wind mit den verschiedenen Stunden des Tages dreht; der Wind war von Nord-Nord-Ost zu Süd-Ost übergegangen; der Wind war also beinahe eben so günstig für die Rückkehr nach Sarzeau, als er es für die Fahrt nach Belle-Isle gewesen. In drei Stunden berührte d'Artagnan das

Festland; zwei weitere Stunden genügten ihm, um Vannes zu erreichen.

Was d'Artagnan trotz der Schnelligkeit, mit der das Schiff ging, während dieser Ueberfahrt an Aerger und Ungeduld verschlang, vermöchte allein das Verdeck des Fahrzeugs, auf das er drei Stunden lang mit den Füßen stampfte, der Geschichte zu erzählen.

D'Artagnan machte nur einen Sprung vom Quai, wo er landete, bis zum bischöflichen Palast.

Er gedachte Aramis durch die Geschwindigkeit seiner Rückkehr zu erschrecken; er wollte ihm seine Falschheit vorwerfen, dies zwar mit Mäßigung, aber nichtsdestoweniger mit genug Geist, um ihn alle Folgen seines Benehmens fühlen zu lassen und ihm einen Theil seines Geheimnisses zu entreißen.

Er hoffte endlich mit Hülfe jener Gluth des Ausdrucks, welche bei den Geheimnissen das ist, was der Angriff mit dem Bajonett bei Schreckschanzen ist, den geheimnißvollen Aramis bis zu irgend einer Manifestation fortzureißen.

Aber er fand im Vorhaus des Palastes den Kammerdiener, der ihm den Weg versperrte, während er ihn mit einer ganz gottseligen Miene anlächelte.

„Monseigneur?" rief d'Artagnan, indem er den Kammerdiener mit der Hand auf die Seite zu schieben suchte.

Einen Augenblick erschüttert, gewann dieser bald wieder sein Gleichgewicht und seine feste Haltung.

„Monseigneur?" versetzte er.

„Ja, allerdings, erkennst Du mich nicht, Dummkopf?"

„Doch; Ihr seid der Herr Chevalier d'Artagnan?"

„So laßt mich vorbei."

„Unnöthig."

„Warum unnöthig?"

„Weil Seine Herrlichkeit nicht zu Hause ist."

„Wie! Seine Herrlichkeit ist nicht zu Hause! Wo ist sie denn?"

„Abgereist."

„Abgereist?"

„Ja."

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht; aber vielleicht sagt sie es dem Herrn Chevalier."

„Wie? wo dies? auf welche Art?"

„In diesem Brief, den sie mir für den Herrn Chevalier übergeben hat."

Und der Kammerdiener zog einen Brief aus seiner Tasche.

„Ei! so gib doch, Lümmel!" rief d'Artagnan, und entriß den Brief seinen Händen.

„Oh! ja," murmelte d'Artagnan bei der ersten Zeile; „ja, ich begreife."

Und er las mit halber Stimme.

„Mein lieber Freund,

„Eine äußerst dringende Angelegenheit ruft mich nach einem der Kirchspiele meiner Diöces. Ich hoffte Euch vor meinem Abgang zu sehen; doch ich verliere diese Hoffnung, wenn ich bedenke, daß Ihr ohne Zweifel zwei bis drei Tage bei unserem Freund Porthos auf Belle-Isle bleiben werdet.

„Belustigt Euch gut, versucht es aber nicht, ihm bei Tisch Stand zu halten; das hätte ich nicht einmal Athos in seiner schönsten und besten Zeit gerathen.

„Gott befohlen, lieber Freund; glaubt mir, ich bedaure es ungemein, daß ich Eure vortreffliche Gesellschaft nicht besser und länger benützen konnte."

„Mordioux!" rief d'Artagnan, „ich bin betrogen! Ah! ich Ochse, ich Vieh, ich Dummkopf, der ich bin! Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten. Oh! überlistet,

bethört, bethört wie ein Affe, dem man eine leere Nuß gibt."

Und er versetzte dem Kammerdiener einen Faustschlag auf seine lachende Schnauze und stürzte aus dem bischöflichen Palaste.

Furet, ein so guter Traber er auch war, entsprach den Umständen nicht mehr.

D'Artagnan eilte nach der Post und wählte ein Pferd, das er durch gute Sporen und eine leichte Hand zu der Einsicht brachte, die Hirsche seien nicht die behendesten Läufer der Welt.

V.

Worin d'Artagnan galoppirt, Porthos schnarcht, und Aramis räth.

Dreißig bis fünfunddreißig Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen, als Fouquet seiner Gewohnheit gemäß, nachdem er den Eintritt verboten, in dem uns bekannten Cabinet seines Hauses in Saint-Mandé arbeitete, fuhr ein mit vier von Schweiß triefenden Pferden bespannter Wagen in größter Eile in den Hof.

Dieser Wagen wurde ohne Zweifel erwartet, denn drei bis vier Bedienten stürzten an den Schlag und öffneten ihn; während Herr Fouquet von seinem Schreibtisch aufstand und selber an's Fenster lief, kam mühsam aus dem Wagen ein Mann heraus und stieg mit großer Schwierigkeit, sich auf die Schultern der Lackeien stützend, die drei Stufen des Fußtritts herab.

Kaum hatte er seinen Namen genannt, als derje-

nige, auf dessen Schultern er sich nicht stützte, nach der Freitreppe eilte und im Vorhause verschwand.

Dieser Mensch wollte seinen Herrn benachrichtigen, doch er hatte nicht nöthig an die Thüre zu klopfen. Fouquet stand auf der Schwelle.

„Seine Herrlichkeit der Bischof von Vannes,“ sagte der Lackei.

„Gut!“ erwiederte Fouquet.

Dann sich über das Geländer der Treppe beugend, deren erste Stufen Aramis heraufzusteigen anfing, rief er:

„Ihr, lieber Freund, Ihr, so bald?“

„Ja, ich selbst, mein Herr, doch gerädert, gelähmt, wie Ihr seht.“

„Oh! armer Freund,“ sprach Fouquet, während er ihm seinen Arm bot, auf den sich Aramis stützte, indeß die Diener sich ehrfurchtsvoll entfernten.

„Bah!“ versetzte Aramis, „es ist nichts, da ich nun hier bin; die Hauptsache war, daß ich ankäme, und ich bin angekommen.“

„Sprecht geschwinde,“ sagte Fouquet, der die Thür des Cabinets hinter sich und Aramis schloß.

„Sind wir vollkommen allein?“

„Ja, vollkommen allein.“

„Niemand kann uns behorchen? Niemand kann uns hören.“

„Seid unbesorgt.“

„Herr du Vallon ist angekommen?“

„Ja.“

„Und Ihr habt meinen Brief erhalten?

„Ja; die Sache ist wichtig, wie es scheint, da sie Eure Gegenwart in Paris in einem Augenblicke nothwendig machte, wo Eure Anwesenheit dort so dringend war.“

„Ihr habt Recht, äußerst wichtig.“

„Dank, Dank; um was handelt es sich? Doch

um Gotteswillen und vor Allem athmet, theurer Freund, Ihr seid bleich, um Schauder zu erregen."

„Ich leide in der That; doch ich bitte, merkt nicht auf mich. Hat Euch Herr du Vallon nichts gesagt, als er Euch seinen Brief übergab?"

„Nein, ich hörte einen gewaltigen Lärmen, ich trat an's Fenster, ich sah am Fuße der Freitreppe eine Art von marmornem Reiter; ich ging hinab, er reichte mir den Brief und sein Pferd stürzte todt nieder."

„Aber er?"

„Er ist mit dem Pferd gestürzt; man hat ihn aufgehoben, um ihn in die oberen Gemächer zu tragen; nachdem ich den Brief gelesen, wollte ich hinaufgehen, um weitere Nachrichten von ihm zu erhalten, doch er war so fest eingeschlafen, daß man ihn unmöglich aufwecken konnte. Ich bekam Mitleid mit ihm und befahl, ihm die Stiefel auszuziehen und ihn in Ruhe zu lassen."

„Gut; doch nun hört, wie sich die Sache verhält. Nicht wahr, Ihr habt Herrn d'Artagnan in Paris gesehen?"

„Gewiß . . . es ist ein Mann von Geist und sogar von Herz, obschon er mir unsere lieben Freunde Lyodot und d'Emmeris hat umbringen lassen."

„Ach! ja, ich weiß es; ich traf in Tours den Eilboten, der mir den Brief von Gourville und die Depechen von Pelisson brachte. Habt Ihr über dieses Ereigniß wohl nachgedacht, mein Herr?"

„Ja."

„Und Ihr habt begriffen, daß es ein unmittelbarer Angriff auf Eure Souverainetät war."

„Glaubt Ihr?"

„Oh! ja, ich glaube es."

„Nun, ich gestehe, dieser düstere Gedanke ist mir auch gekommen."

„Seid nicht blind, in des Himmels Namen, Monseigneur; hört wohl, ich komme auf d'Artagnan zurück."

„Ich höre.“

„Unter welchen Umständen habt Ihr ihn gesehen?“

„Er erschien bei mir, um Geld zu holen.“

„Mit welcher Anweisung?“

„Mit einer Anweisung des Königs.“

„Unmittelbar?“

„Von Seiner Majestät unterzeichnet.“

„Seht Ihr! Nun wohl, d'Artagnan ist nach Belle-Isle gekommen; er war verkleidet und gab sich für einen Verwalter aus, der von seinem Herrn beauftragt, Salteiche zu kaufen. D'Artagnan hat aber keinen andern Herrn, als den König, er kam folglich als Abgesandter des Königs dahin. Er hat Porthos gesehen.“

„Wer ist Porthos?“

„Verzeiht, ich irre mich, er hat Herrn du Vallon in Belle-Isle gesehen und weiß, wie Ihr und ich, daß Belle-Isle befestigt ist.“

„Und Ihr glaubt, der König habe ihn abgeschickt?“ fragte Fouquet ganz nachdenkend.

„Sicherlich.“

„Und d'Artagnan ist in den Händen des Königs ein gefährliches Werkzeug?“

„Das gefährlichste von allen.‘

„Ich habe ihn also mit dem ersten Blick richtig beurtheilt.“

„Wie so?“

„Ich wollte ihn mir verbinden.“

„Wenn Ihr urtheilet, er sei der tapferste, der feinste und der gewandteste Mann Frankreichs, so habt Ihr ihn richtig beurtheilt.“

„Man muß ihn um jeden Preis bekommen.“

„D'Artagnan?“

„Ist das nicht Eure Ansicht?“

„Es ist meine Ansicht; doch Ihr werdet ihn nicht bekommen.“

„Warum?“

„Weil wir die Zeit haben verstreichen lassen; er

war mit dem Hof entzweit, und man hätte diese Zwistigkeit benützen müssen; seitdem ist er in England gewesen, seitdem hat er mächtig zur Restauration beigetragen, seitdem hat er ein Vermögen gewonnen, seitdem endlich ist er wieder in den Dienst des Königs getreten. Wenn er aber wieder in den Dienst des Königs getreten ist, so ist dies der Fall, weil man ihm diesen Dienst gut bezahlt hat."

„Wir werden ihn noch besser bezahlen."

„Oh! Monseigneur, erlaubt, d'Artagnan hat ein Wort, und hat er dieses Wort einmal verpfändet, so bleibt es, wo es ist . . ."

„Was schließt Ihr hieraus?" fragte Fouquet unruhig.

„Daß es für den Augenblick die Hauptaufgabe ist, einen furchtbaren Schlag zu pariren."

„Und wie parirt Ihr ihn?"

„Wartet. . . d'Artagnan wird dem König Rechenschaft über seine Sendung ablegen."

„Oh! wir haben Zeit, hieran zu denken."

„Wie so?"

„Ich nehme an, Ihr habt einen bedeutenden Vorsprung vor ihm."

„Zehn Stunden ungefähr."

„Nun, in zehn Stunden . . ."

Aramis schüttelte seinen bleichen Kopf und erwiederte:

„Seht jene Wolken, die am Himmel hinlaufen, seht die Schwalben, welche die Luft durchschneiden: d'Artagnan geht schneller als die Wolke und der Vogel: d'Artagnan ist der Wind, der sie fortreißt."

„Oh! oh!"

„Ich sage Euch, dieser Mann ist etwas Uebermenschliches; er ist von meinem Alter, und ich kenne ihn seit fünfunddreißig Jahren."

„Nun?"

„Hört meine Berechnung, Monseigneur; ich habe

Herrn du Vallon um zwei Uhr in der Nacht an Euch abgeschickt; Herr du Vallon hatte acht Stunden vor mir voraus. Wann ist Herr du Vallon angekommen?"

„Ungefähr vor vier Stunden."

„Ihr seht, ich habe den Weg um vier Stunden schneller zurückgelegt als er, Porthos aber ist ein tüchtiger Reiter und er hat auf der Straße acht Pferde getödtet, deren Leichname ich gefunden. Ich bin fünfzig Meilen mit der Post geritten, doch ich habe die Gicht, Griesbeschwerden, was weiß ich! so daß mich die Strapaze tödtet. Ich mußte in Tours absteigen; seitdem in einer Carrosse rollend, halb todt, halb umgeworfen, häufig auf den Seiten geschleppt, zuweilen auch auf dem Rücken des Wagens, bin ich hier angekommen in vier Stunden weniger als Porthos; doch seht Ihr, d'Artagnan wiegt nicht dreihundert Pfund wie Porthos, d'Artagnan hat nicht die Gicht und die Gries wie ich; er ist kein Reiter, sondern ein Centaur; d'Artagnan, seht Ihr, der nach Belle-Isle abgereist ist, als ich nach Paris abreiste, d'Artagnan wird trotz der zehn Stunden Vorsprung, die ich vor ihm habe, zwei Stunden nach mir ankommen."

„Aber die Unfälle?"

„Es gibt keine Unfälle für ihn."

„Wenn es an Pferden fehlt?

„Er wird schneller laufen als die Pferde."

„Guter Gott, welch ein Mann!"

„Ja, es ist ein Mann, den ich liebe und bewundere; ich liebe ihn, weil er gut, groß, redlich ist; ich bewundere ihn, weil er für mich den Culminationspunkt der menschlichen Macht darstellt; doch während ich ihn liebe, während ich ihn bewundere, fürchte ich ihn und bin gegen ihn auf der Hut. Ich fasse mich kurz: in zwei Stunden wird d'Artagnan hier sein; kommt ihm zuvor, lauft in den Louvre, seht den König, ehe er d'Artagnan sieht."

„Was soll ich dem König sagen?"

„Nichts; gebt ihm Belle-Isle.“

„Oh! Herr d'Herblay, Herr d'Herblay!“ rief Fouquet, „wie viele Pläne würden dadurch auf einmal scheitern!“

„Nach einem gescheiterten Plan gibt es immer einen andern, den man zum guten Ziel führen kann; verzweifeln wir nicht, und geht, geht, Herr.“

„Aber die so sorgfältig ausgelesene Garnison, der König wird sie wechseln lassen?“

„Diese Garnison, Monseigneur, gehörte dem König, als sie nach Belle-Isle kam; so wird es mit allen Garnisonen nach einer vierzehntägigen Besetzung sein. Laßt das bewenden, Herr. Seht Ihr etwas Ungeeignetes darin, daß Ihr nach Verlauf eines Jahres ein Heer haben sollt, statt eines oder zweier Regimenter? Seht Ihr nicht ein, daß Eure Garnison von heute Euch Anhänger in la Rochelle, in Nantes, in Bordeaux, in Toulouse, überall, wohin man sie schicken mag, machen wird? Geht zum König, geht, die Zeit verstreicht, und während wir unsere Zeit verlieren, fliegt d'Artagnan wie ein Pfeil auf der Landstraße.“

„Herr d'Herblay, Ihr wißt, daß jedes Wort von Euch ein Keim ist, der in meinem Innern zur Frucht wird. Ich gehe in den Louvre.“

„Auf der Stelle, nicht wahr?“

„Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um die Kleider zu wechseln.“

„Erinnert Euch, daß d'Artagnan nicht nöthig hat, durch Saint-Mandé zu reiten, sondern daß er sich geraden Wegs in den Louvre begeben wird: das schneidet eine Stunde von dem Vorsprung ab, der uns bleibt.“

„D'Artagnan kann Alles haben, nur nicht meine englischen Pferde; in fünfundzwanzig Minuten bin ich im Louvre.“

Und ohne eine Secunde zu verlieren, gab Fouquet Befehl zur Abfahrt. Aramis hatte nur noch Zeit, ihm zu sagen:

„Kommt eben so schnell zurück, als Ihr hinein gefahren sein werdet, denn ich erwarte Euch voll Ungeduld.“

Fünf Minuten nachher flog der Oberintendant nach Paris.

Während dieser Zeit ließ sich Aramis das Zimmer bezeichnen, wo Porthos schlief.

Vor der Thüre des Cabinets von Fouquet wurde er von Pelisson in die Arme geschlossen, der seine Ankunft erfahren hatte und die Bureaux verließ, um ihn zu sehen.

Aramis nahm mit jener freundschaftlichen Würde, die er sich so gut zu geben wußte, diese eben so ehrerbietigen als eifrigen Liebkosungen auf; doch plötzlich blieb er auf dem Ruheplatz stehen und fragte:

„Was höre ich da oben?“

Man hörte in der That ein dumpfes Knurren, dem eines hungerigen Tigers oder eines ungeduldigen Löwen ähnlich.

„Oh! das ist nichts,“ erwiederte Pelisson lachend.

„Aber . . .“

„Es ist Herr du Vallon, der schnarcht.“

„In der That,“ sagte Aramis, „nur er ist im Stande, einen solchen Lärmen zu machen. Ihr erlaubt, Pelisson, daß ich mich erkundige, ob ihm nichts fehlt?“

„Und Ihr werdet mir erlauben, daß ich Euch begleite.“

„Gewiß!“

Beide traten in das Zimmer.

Porthos lag auf einem Bett ausgestreckt, das Gesicht mehr violett, als roth, die Augen angeschwollen, den Mund aufgesperrt. Das Gebrülle, das aus den tiefen Höhlen seiner Brust hervorkam, machte die Fensterscheiben zittern.

Seinen gespannten, mächtig in seinem Gesicht vorspringenden Muskeln, seinen vom Schweiß klebenden

Haaren, den Wogungen seines Kinns konnte man eine gewisse Bewunderung nicht versagen; die bis auf diesen Grad gesteigerte Stärke ist beinahe Gottheit.

Die herculischen Beine und Füße von Porthos hatten anschwellend seine ledernen Stiefel krachen gemacht; die ganze Kraft seines ungeheuren Körpers hatte sich in eine steinerne Strenge und Härte verwandelt.

Auf den Befehl von Pelisson war ein Kammerdiener bemüht, seine Stiefel aufzuschneiden, denn keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, sie ihm zu entreißen.

Wie Ankerhaspel anziehend, hatten es vier Lackeien vergebens versucht.

Es war ihnen nicht einmal gelungen, Porthos aufzuwecken.

Man nahm ihm seine Stiefel in Streifen ab, und seine Beine fielen wieder auf das Bett; man schnitt ihm seine übrigen Kleider vom Leib, man trug ihn in ein Bad, man ließ ihn eine Stunde darin; dann hüllte man ihn wieder in weiße Leinwand und legte ihn in ein gewärmtes Bett, Alles unter Anstrengungen, welche einen Todten gestört und belästigt hätten, die aber Porthos nicht einmal ein Auge öffnen machten und nicht eine Secunde die furchtbare Orgel seines Schnarchens unterbrachen.

Aramis, eine trockene, nervige Natur, wollte, mit einem ausgezeichneten Muth bewaffnet, der Strapaze trotzen und mit Gourville und Pelisson arbeiten, aber er fiel von dem Stuhl, auf dem er hartnäckig geblieben war, in Ohnmacht.

Man hob ihn auf, um ihn in ein anstoßendes Zimmer zu tragen, wo ihm die Ruhe des Bettes ungesäumt die Ruhe des Kopfes verlieh.

VI.

Worin Herr Fouquet handelt.

Fouquet eilte indessen im gestreckten Galopp seines englischen Gespanns nach dem Louvre.

Der König arbeitete mit Colbert.

Plötzlich blieb der König nachdenkend. Die zwei Todesurtheile, die er bei seiner Thronbesteigung unterzeichnet hatte, kamen ihm zuweilen ins Gedächtniß.

Das waren zwei Trauerflecken, die er mit offenen Augen sah; es waren zwei Blutflecken, die er mit geschlossenen Augen sah.

„Mein Herr," sagte er lebhaft zum Intendanten, „es kommt mir zuweilen vor, als ob die zwei Männer, die Ihr habt verurtheilen lassen, keine sehr große Verbrecher gewesen wären."

„Sire, sie wurden aus der Herde der Steuerpächter ausgewählt, welche decimirt werden mußte."

„Durch wen ausgewählt?"

„Durch die Nothwendigkeit, Sire," antwortete Colbert mit kaltem Ton.

„Die Nothwendigkeit! ein großes Wort!" murmelte der junge König.

„Eine große Göttin, Sire."

„Es waren sehr ergebene Freunde des Oberintendanten, nicht wahr?"

„Ja, Sire, Freunde, die ihr Leben für Herrn Fouquet gegeben hätten."

„Sie haben es gegeben, mein Herr," sprach der König.

„Es ist wahr, doch zum Glück vergebens, was nicht ihre Absicht war."

„Wie viel hatten diese Menschen Geld vergeudet?“

„Zehn Millionen vielleicht, von denen ihnen sechs confiscirt worden sind.“

„Und das Geld ist in meinen Kassen?“ fragte der König mit einem gewissen Gefühl des Widerwillens.

„Es ist darin, Sire; aber diese Confiscation, obgleich sie Herrn Fouquet bedrohte, hat ihn doch nicht getroffen.“

„Was schließt Ihr hieraus, Herr Colbert?“

„Daß Herr Fouquet, wenn er gegen Eure Majestät eine Truppe von Meuterern angeworben hat, um seine Freunde der Hinrichtung zu entreißen, ein ganzes Heer auf die Beine bringen wird, wenn es sich darum handel, ihn selbst der Strafe zu entziehen.“

Der König schoß auf seinen Vertrauten einen von den Blicken, die dem düsteren Feuer eines Gewittersturms gleichen, einen von den Blicken, welche die Finsterniß der tiefsten Gewissen beleuchten.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich wundere mich, daß Ihr, wenn Ihr dergleichen über Herrn Fouquet denkt, mir nicht einen Bericht macht.“

„Was für einen Bericht, Sire?“

„Sagt mir vor Allem klar und bestimmt, was Ihr denkt, Herr Colbert.“

„Worüber?“

„Ueber das Verfahren von Herrn Fouquet.“

„Ich denke, Sire, daß Herr Fouquet, nicht zufrieden, Geld an sich zu ziehen, wie es Herr von Mazarin machte, und hiedurch Eure Majestät eines Theils ihrer Macht zu berauben, auch alle Freunde des lockeren Lebens und der Vergnügungen, die Freunde von dem, was die Müßiggänger die Poesie und die Politiker die Corruption nennen, an sich ziehen will; ich denke, daß er, die Unterthanen Eurer Majestät besoldend, das königliche Prärogativ sich anmaßt und in kurzer Frist, wenn das so fortgeht, Eure Majestät unter die Schwachen und Dunkeln verweisen wird.“

„Wie betitelt man alle diese Anschläge, Herr Colbert?“

„Die Anschläge von Herrn Fouquet?

„Ja.“

„Man nennt sie Verbrechen beleidigter Majestät.“

„Und was thut man den Leuten, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machen?“

„Man verhaftet sie, man fällt ein Urtheil über sie, man bestraft sie.“

„Seid Ihr sicher, daß Herr Fouquet den Gedanken des Verbrechens gefaßt hat, dessen Ihr ihn beschuldigt?“

„Ich behaupte mehr, Sire, es hat bei ihm der Anfang der Vollbringung stattgefunden.“

„Wohl, ich komme auf das zurück, was ich sagte, Colbert.“

„Und was sagtet Ihr, Sire?“

„Gebt mir einen Rath.“

„Verzeiht Sire, aber ich habe zuvor noch etwas beizufügen.“

„Sprecht.“

„Einen unverwerflichen, greifbaren, materiellen Beweis des Verraths.“

„Welchen?“

„Ich habe erfahren, daß Herr Fouquet Belle-Isle befestigen läßt.“

„Ah! wahrhaftig?“

„Ja, Sire.“

„Seid Ihr dessen sicher?“

„Vollkommen; wißt Ihr, Sire, daß in Belle-Isle Soldaten sind?“

„Meiner Treue, nein; und Ihr?“

„Ich weiß es nicht genau; ich wollte daher Eurer Majestät den Vorschlag machen, Jemand dahin zu schicken.“

„Wen?“

„Mich, zum Beispiel.“

„Was würdet Ihr in Belle-Isle thun?"

„Mich erkundigen, ob es wahr ist, daß Herr Fouquet, wie die alten Lehensherren, seine Mauern mit Zinnen und Schießscharten versehen läßt."

„Und in welcher Absicht sollte er dies thun?"

„In der Absicht, sich eines Tags gegen seinen König zu vertheidigen."

„Aber wenn dem so ist, Herr Colbert, so muß man es sogleich machen, wie Ihr sagtet: man muß Herrn Fouquet verhaften."

„Unmöglich."

„Ich glaubte Euch schon bemerkt zu haben, mein Herr, daß ich dieses Wort in meinem Dienst ausmerze."

„Der Dienst Eurer Majestät kann Herrn Fouquet nicht verhindern, Oberintendant zu sein."

„Nun?"

„Und daß er folglich durch dieses Amt nicht das ganze Parlament für sich hat, wie er die ganze Armee durch seine Freigebigkeit, die ganze Literatur durch seine Zuvorkommenheiten, den ganzen Adel durch seine Geschenke an sich fesselt."

„Das heißt also, daß ich nichts gegen Herrn Fouquet vermag?"

„Durchaus nichts, wenigstens zu dieser Stunde."

„Ihr seid ein unfruchtbarer Rath, Herr Colbert."

„Oh! nein, Sire, denn ich werde mich nicht darauf beschränken, daß ich Eurer Majestät die Gefahr zeige."

„Sprecht also! Wo kann man den Koloß untergraben?" sagte der König, mit einer gewissen Bitterkeit lachend.

„Er ist durch das Geld groß geworden: tödtet ihn durch das Geld, Sire."

„Wenn ich ihm sein Amt entzöge?"

„Ein schlechtes Mittel."

„Ein gutes also, ein gutes."

„Richtet ihn zu Grunde, sage ich Euch, Sire."

„Wie dies?"

„Es wird Euch nicht an Gelegenheiten fehlen, benützt alle Gelegenheiten."

„Bezeichnet sie mir."

„Eine vor Allem. Seine königliche Hoheit Monsieur ist im Begriff, sich zu verheirathen; die Hochzeit muß prachtvoll werden. Das ist eine schöne Gelegenheit für Eure Majestät, um eine Million von Herrn Fouquet zu verlangen; Herr Fouquet, der zwanzigtausend Livres auf ein Mal bezahlt, während er nur fünf schuldig ist, wird leicht diese Million finden, wenn sie Eure Majestät fordert."

„Es ist gut, ich werde das thun," sagte Ludwig XIV.

„Wenn Eure Majestät die Anweisung unterzeichnen will, so werde ich selbst das Geld abholen," sprach Colbert.

Und er legte ein Papier vor den König und reichte ihm eine Feder.

In diesem Augenblick öffnete der Huissier leicht die Thüre und meldete den Oberintendanten.

Ludwig erbleichte.

Colbert ließ die Feder fallen und trat vom König zurück, über dem er seine schwarzen Flügel des bösen Engels ausbreitete.

Der Oberintendant trat ein wie ein Mann von Hof, dem ein einziger Blick genügt, um die Lage der Dinge zu schätzen.

Diese Lage war nicht beruhigend für Fouquet, wie auch das Bewußtsein seiner Stärke sein mochte. Das kleine schwarze, durch den Neid erweiterte Auge von Colbert und das durchsichtige, vom Zorn entflammte Auge von Ludwig XIV. bezeichneten eine dringende Gefahr.

Die Höflinge sind, was das bedrohliche Brausen des Hofes betrifft, wie die alten Soldaten, welche durch das Rauschen des Windes und des Blätterwerks das entfernte Schallen der Tritte einer feindlichen Truppe

unterscheiden; sie können, nachdem sie gehorcht haben, ungefähr sagen, wie viel Leute marschiren, wie viel Gewehre klirren, wie viel Kanonen rollen.

Fouquet brauchte also nur das Stillschweigen zu befragen, das bei seiner Erscheinung eingetreten war: er fand es beladen mit bedrohlichen Offenbarungen.

Der König ließ ihm alle Zeit, bis in die Mitte des Zimmers zu schreiten. Die jugendliche Schüchternheit gebot ihm diese augenblickliche Zurückhaltung.

Fouquet ergriff kühn die Gelegenheit.

„Sire," sprach er, „es drängt mich, Eure Majestät zu sehen."

„Und warum?" fragte Ludwig.

„Um ihr eine gute Kunde zu melden."

Abgesehen von der Größe der Person, abgesehen von der Erhabenheit des Herzens, glich Colbert in vielen Punkten Fouquet. Derselbe Scharfsinn, dieselbe Menschenkenntniß. Dabei die große Kraft des Zusammenziehens, welche den Heuchlern, die Zeit zu überlegen und sich zu sammeln, um Federkraft zu gewinnen, verleiht.

Er errieth, daß Fouquet dem Schlag entgegen kam, den er ihm versetzen wollte. Seine Augen glänzten.

„Welche Kunde?" fragte der König.

Fouquet legte eine Papierrolle auf den Tisch und sprach:

„Eure Majestät wolle gnädigst ihre Blicke auf diese Arbeit werfen."

Der König öffnete langsam die Rolle und sagte:

„Pläne?"

„Ja, Sire."

„Und was für Pläne sind dies?"

„Eine neue Festung, Sire."

„Ah! ah!" rief der König, „Ihr beschäftigt Euch mit Taktik und Strategie, Herr Fouquet?"

„Ich beschäftige mich mit Allem, was der Regierung Eurer Majestät ersprießlich sein kann," erwiederte Fouquet.

„Schöne Bilder!“ sagte der König, die Zeichnung anschauend.

„Eure Majestät begreift ohne Zweifel,“ sprach Fouquet, sich auf das Papier bückend; „hier ist die Ringmauer, hier sind die Forts, hier sind die Außenwerke.“

„Und was sehe ich hier, mein Herr?“

„Das Meer.“

„Das Meer rings umher?“

„Ja, Sire.“

„Und was für ein Platz ist es, dessen Plan Ihr mir zeigt?“

„Sire, es ist Belle-Isle-en-Mer,“ antwortete Fouquet ganz einfach.

Bei diesem Wort, bei diesem Namen machte Colbert eine so bezeichnende Bewegung, daß der König sich umwandte, um ihm Zurückhaltung zu gebieten.

Fouquet schien sich nicht im Geringsten um die Bewegung von Colbert und um das Zeichen des Königs zu bekümmern.

„Mein Herr,“ fuhr Ludwig fort, „Ihr habt Belle-Isle befestigen lassen?“

„Ja, Sire, und ich bringe Eurer Majestät die Bauanschläge und die Rechnungen,“ erwiederte Fouquet; „ich habe sechzehnmal hunderttausend Livres für diese Operation ausgegeben.

„Warum dies?“ fragte kalt der König, der einen Anstoß in einem gehässigen Blick des Intendanten geschöpft hatte.

„In einer leicht begreiflichen Absicht,“ antwortete Fouquet, „Euer Majestät stand sehr kalt mit Großbritannien.“

„Ja, aber seit der Wiedereinsetzung von Karl II. habe ich ein Bündniß mit England geschlossen.“

„Vor einem Monat hat dies Eure Majestät gesagt; aber die Befestigung von Belle-Isle hat schon vor sechs Monaten begonnen.“

„Dann ist sie unnütz geworden."

„Sire, Festungen sind nie unnütz. Ich hatte Belle-Isle gegen die Herren Monk und Lambert, und alle die Bürgersleute von London, welche die Soldaten spielten, befestigt. Belle-Isle wird sich vollkommen befestigt gegen die Holländer finden, denen entweder England oder Eure Majestät unfehlbar den Krieg erklärt."

Der König schwieg abermals und schielte nach Colbert.

„Belle-Isle gehört, glaube ich, Euch, Herr Fouquet?" fragte Ludwig nach einiger Zeit.

„Nein, Sire."

„Wem denn?"

„Eurer Majestät."

Colbert wurde von einem Schrecken ergriffen, als ob sich ein Abgrund unter seinen Füßen geöffnet hätte.

Ludwig bebte vor Bewunderung, sei es für das Genie, sei es für die Ergebenheit von Fouquet.

„Erklärt Euch, mein Herr," sagte er.

„Nichts kann leichter sein, Sire. Belle-Isle ist ein Besitzthum von mir. Ich habe es mit meinem Geld befestigt. Doch da sich nichts in der Welt dem widersetzen kann, daß ein Unterthan seinem König ein demüthiges Geschenk macht, so biete ich Eurer Majestät das Eigenthum des Gutes an, dessen Nutznießung sie mir überlassen wird. Belle-Isle, einen Kriegsplatz, muß der König inne haben: Seine Majestät kann fortan eine sichere Garnison dort halten."

Colbert sank beinahe ganz auf den schlüpferigen Boden. Um nicht zu fallen, mußte er sich an den Säulen des Täfelwerks halten.

„Mein Herr," sprach Ludwig XIV., „Ihr habt hier große Gewandtheit eines Kriegsmanns an den Tag gelegt.

„Sire, die Initiative ist nicht von mir gekommen," erwiederte Fouquet, „viele Officiere haben mich für die

Sache begeistert. Auch die Pläne sind von einem der ausgezeichneten Ingenieurs gemacht worden."

„Sein Name?"

„Herr du Vallon."

„Herr du Vallon?" versetzte Ludwig; „ich kenne ihn nicht. Es ist ärgerlich," fügte der König bei, „daß ich den Namen der Männer von Talent nicht kenne, die mein Reich ehren."

Während Ludwig diese Worte sprach, wandte er sich gegen Colbert um.

Dieser fühlte sich niedergeschmettert, der Schweiß lief ihm von der Stirne, kein Wort bot sich seinen Lippen, und er erduldete eine unaussprechliche Folter.

„Ihr werdet diesen Namen behalten," sagte der König.

Colbert verbeugte sich bleicher als seine Manchetten von flandrischen Spitzen.

Fouquet fuhr fort:

„Die Mauerarbeiten sind von römischem Mastix; Architekten haben mir ihn nach Ueberlieferungen aus dem Alterthum zusammengesetzt."

„Und die Kanonen?" fragte Ludwig.

„Oh! Sire, das ist die Sache Eurer Majestät, es geziemt sich nicht für mich, Kanonen bei mir aufzustellen, ohne daß Eure Majestät mir gesagt hat, sie sei bei mir auf ihrem Eigenthum."

Ludwig fing an unentschieden zu schwanken zwischen dem Haß, den ihm dieser mächtige Mann, und dem Mitleid, das ihm der andere niedergeschlagene Mann einflößten, der ihm wie der Nachdruck des ersten vorkam.

Aber das Bewußtsein seiner Pflicht als König trug den Sieg über die Gefühle des Menschen davon.

Er streckte seinen Finger auf das Papier aus und sagte:

„Die Ausführung dieser Pläne muß Euch viel Geld gekostet haben?"

„Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, Eurer Majestät die Summe zu nennen.“

„Wiederholt sie, ich habe es vergessen.“

„Sechzehnmal hunderttausend Livres.“

„Sechzehnmal hunderttausend Livres! Ihr seid ungeheuer reich, Herr Fouquet.“

„Eure Majestät ist reich,“ entgegnete der Oberintendant, „denn Belle-Isle gehört ihr.“

„Ja, ich danke; doch so reich ich auch sein mag, Herr Fouquet . . .“

Der König hielt inne.

„Nun! Sire?“ fragte der Oberintendant.

„Ich sehe den Augenblick vorher, wo es mir an Geld fehlen wird . . .“

„Euch, Sire?“

„Ja, mir.“

„Und in welchem Augenblick?“

„Morgen, zum Beispiel.“

„Eure Majestät erweise mir die Ehre, sich zu erklären.“

„Mein Bruder heirathet die Schwester des Königs von England.“

„Nun! Sire?“

„Ich muß der jungen Prinzessin eine der Enkelin von Heinrich IV. würdige Aufnahme bereiten.“

„Das ist nur zu billig, Sire.“

„Ich brauche also Geld.“

„Allerdings.“

„Und ich sollte . . .“

Ludwig XIV. zögerte. Die Summe, die er zu verlangen hatte, war gerade die, welche er Karl II. zu verweigern genöthigt gewesen.

Er wandte sich gegen Colbert um, damit dieser den Schlag wagte.

„Ich sollte morgen . . .“ wiederholte er.

„Eine Million haben,“ vervollständigte dieser mit

brutalem Ton, entzückt, seine Genugthuung nehmen zu können.

Fouquet wandte dem Intendanten den Rücken zu, um auf den König zu hören. Er drehte sich nicht einmal um und wartete, bis der König wiederholte oder vielmehr flüsterte:

„Eine Million.“

„Oh! Sire,“ erwiederte Fouquet mit Verachtung, „was will Eure Majestät mit einer Million machen?“

„Mir scheint aber . . . .“ stammelte Ludwig XIV.

„So viel gibt man bei der Hochzeit des kleinsten deutschen Prinzen aus.“

„Mein Herr . . .“

„Eure Majestät braucht wenigstens zwei Millionen. Die Pferde allein werden fünfmal hunderttausend Livres wegnehmen. Ich werde die Ehre haben, Eurer Majestät diesen Abend sechzehnmal hunderttausend Livres zu schicken.

„Wie!“ rief der König, sechzehnmal hunderttausend Livres!“

„Wartet, Sire,“ erwiederte Fouquet, ohne sich nur gegen den Intendanten umzudrehen, „ich weiß, daß viermal hundertausend Livres fehlen. Doch dieser Herr von der Intendanz (und er deutete mit dem Daumen über die Schulter auf Colbert, der hinter ihm erbleichte) doch dieser Herr von der Intendanz . . . hat in seiner Kasse neunmal hunderttausend Livres, die mir gehören.“

Der König schaute Colbert an.

„Aber . . .“ sagte dieser.

„Dieser Herr,“ fuhr Fouquet immer mittelbar mit Colbert sprechend fort, „dieser Herr hat vor acht Tagen sechzehnmal hundert tausend Livres empfangen; er hat hundert tausend Livres an die Garden bezahlt, fünf und siebenzig tausend an die Hospitäler, fünf und zwanzig tausend an die Schweizer, hundert und dreißig tausend für Lebensmittel, tausend für Waffen, zehn

tausend kleine Ausgaben . . . ich täusche mich also nicht, wenn ich rechne, daß neunmal hunderttausend übrig bleiben."

Dann sich gegen Colbert umwendend, wie es ein hochmüthiger Vorgesetzter gegen seinen Untergebenen thut, sagte er:

„Seid besorgt, mein Herr, daß diese neunmal hunderttausend Livres heute Abend Seiner Majestät in Gold übergeben werden."

„Aber das wird zwei Millionen fünfmal hunderttausend Livres machen?" entgegnete der König.

„Sire, die fünfmal hunderttausend Livres Ueberschuß sind das Taschengeld für Seine Königliche Hoheit.

„Ihr hört, Herr Colbert, heute Abend vor acht Uhr," wiederholte Fouquet.

Nach diesen Worten verbeugte sich der Oberintendant ehrfurchtsvoll vor dem König und ging rückwärts hinaus, ohne mit einem einzigen Blick den Neidischen zu beehren, dem er den Kopf halb geschoren hatte.

Colbert zerriß vor Wuth seine flandrischen Spitzen und biß sich die Lippen blutig.

Fouquet war noch nicht vor der Thüre des Cabinets, als ein Huissier, an ihm vorbeigehend, rief:

„Ein Courier aus der Bretagne für Seine Majestät."

„Herr d'Herblay hatte Recht," murmelte Fouquet, die Uhr ziehend: „eine Stunde und fünf und fünfzig Minuten, es war Zeit!"

VII.

Worin d'Artagnan endlich seines Kapitänspatents habhaft wird.

Der Leser weiß zum Voraus, wen der Huissier meldete, als er den Boten aus der Bretagne meldete.

Dieser Bote ließ sich leicht erkennen.

Es war d'Artagnan, das Kleid voll Staub, das Gesicht in Flammen, die Haare von Schweiß triefend, die Beine steif; nur mit Mühe hob er die Füße bis zur Höhe jeder Stufe, auf der seine blutigen Sporen klirrten.

Er erblickte auf der Schwelle, in dem Augenblick, wo er sie überschritt, den Oberintendanten.

Fouquet begrüßte mit einem Lächeln denjenigen, welcher ihm eine Stunde füher den Untergang oder den Tod gebracht hätte.

D'Artagnan fand in seiner Seelengüte und in seiner unerschöpflichen körperlichen Stärke Geistesgegenwart genug, um sich des guten Empfangs dieses Mannes zu erinnern.

Er fühlte auf seinen Lippen das Wort, das er so oft dem Herzog von Guise wiederholt hatte, das Wort:

„Flieht!“

Doch dieses Wort aussprechen wäre ein Verrath an einer Sache gewesen; dieses Wort im Cabinet des Königs und in Gegenwart eines Huissier aussprechen hätte sich freiwillig, ohne Jemand zu retten, in's Verderben stürzen geheißen.

D'Artagnan beschränkte sich also darauf, daß er

Fouquet grüßte, ohne mit ihm zu sprechen, und eintrat.

In diesem Augenblick schwebte der König zwischen dem Erstaunen, in das ihn die letzten Worte von Fouquet versetzt hatten, und dem Vergnügen, das ihm die Rückkehr von d'Artagnan bereitete.

Ohne ein Höfling zu sein, hatte d'Artagnan einen eben so raschen und sicheren Blick, als ob er einer gewesen wäre.

Er las bei seinem Eintritt die verzehrende Demüthigung, welche auf der Stirne von Colbert ausgedrückt war.

Er konnte sogar die Worte hören, die der König zu ihm sprach:

„Ah! Herr Colbert, Ihr hattet also neunmal hunderttausend Livres für die Oberintendanz?"

Halb erstickt, verbeugte sich Colbert, ohne zu antworten.

Diese ganze Scene drang also in den Geist von d'Artagnan durch die Augen und die Ohren zugleich ein.

Das erste Wort von Ludwig XIV. an seinen Musketier, als hätte er einen Gegensatz gegen das, was er sagte, machen wollen, war ein freundliches „Guten Morgen."

Sein zweites eine Entlassung für Colbert.

Der Letztere verließ das Cabinet des Königs leichenbleich und wankend, während d'Artagnan die Haken seines Schnurrbarts in die Höhe wirbelte.

„Gern sehe ich in dieser Unordnung einen meiner Diener," sprach der König, der den martialischen Schmutz an den Kleidern seines Abgesandten bewunderte.

„In der That, Sire," erwiederte d'Artagnan, „ich hielt meine Gegenwart für so dringend im Louvre, daß ich es wagte, so vor Eurer Majestät zu erscheinen."

„Ihr bringt mir also wichtige Neuigkeiten, mein Herr?" fragte der König lächelnd.

„Sire, hört, wie die Sache sich verhält mit zwei Worten: Belle-Isle ist befestigt, bewunderungswürdig befestigt; Belle-Isle hat eine doppelte Ringmauer, eine Citadelle, ein vorgerücktes Fort; sein Hafen enthält drei Freibeuterschiffe und seine Küstenbatterien erwarten nur noch die Kanonen."

„Ich weiß dies Alles, mein Herr," erwiederte der König.

„Ah! Eure Majestät weiß dies Alles!" versetzte der Musketier erstaunt.

„Ich habe den Plan der Festungswerke von Belle-Isle."

„Eure Majestät hat den Plan?"

„Hier ist er."

„In der That, Sire, so ist es, und ich habe dort den ähnlichen gesehen," sprach d'Artagnan.

Die Stirne von d'Artagnan verdüsterte sich, und er fuhr mit einem vorwurfsvollen Ton fort:

„Ah! ich begreife, Euere Majestät hat mir allein nicht getraut, und sie hat noch Jemand abgeschickt."

„Was ist daran gelegen, auf welche Art ich erfahren habe, was ich weiß, wenn ich es nur weiß."

„Es mag sein, Sire," erwiederte der Musketier, ohne daß er nur seine Unzufriedenheit zu verbergen suchte; „doch ich erlaube mir, Eurer Majestät zu bemerken, daß es nicht der Mühe werth war, mich so jagen zu lassen, mich zwanzigmal der Gefahr auszusetzen, meine Knochen zu brechen, um mich bei meiner Ankunft hier mit einer solchen Nachricht zu empfangen. Sire, wenn man den Leuten mißtraut, oder wenn man sie für ungenügend hält, so verwendet man sie nicht."

Und mit einer ganz militärischen Bewegung stampfte d'Artagnan mit dem Fuß und machte einen blutigen Staub auf den Boden fallen.

Der König schaute ihn an und ergötzte sich in seinem Innern an seinem ersten Triumph.

„Mein Herr," sagte er nach einem Augenblick, „Belle-Isle ist mir nicht nur bekannt, sondern es gehört sogar mir."

„Es ist gut, es ist gut, Sire, ich frage nicht mehr," erwiederte d'Artagnan. „Meinen Abschied."

„Wie! Euren Abschied?"

„Allerdings. Ich bin zu stolz, um das Brod des Königs zu essen, ohne es zu verdienen, oder vielmehr, um es schlecht zu verdienen. Meinen Abschied, Sire."

„Hoho!"

„Meinen Abschied, oder ich nehme ihn."

„Ihr ärgert Euch, mein Herr?"

„Ich habe wohl Ursache, Mordioux! Ich bleibe zweiunddreißig Stunden im Sattel, ich renne Tag und Nacht, ich verrichte Wunder der Geschwindigkeit, ich komme steif wie ein Gehenkter an, und ein Anderer ist vor mir angekommen! Oh! ich bin ein Tropf: meinen Abschied, Sire!"

„Herr d'Artagnan," sagte Ludwig XIV., indem er seine weiße Hand auf den bestaubten Arm des Musketiers legte, „was ich Euch so eben gesagt habe, wird in keiner Hinsicht dem, was ich Euch versprochen, Eintrag thun. Ein Mann, ein Wort."

Und der junge König ging gerade auf seinen Tisch zu, zog eine Schublade, nahm ein viereckig zusammengelegtes Papier heraus und sprach:

„Hier ist Euer Patent als Kapitän der Musketiere, Ihr habt es verdient, Herr d'Artagnan."

D'Artagnan öffnete rasch das Papier und schaute es wiederholt an, denn er konnte seinen Augen nicht trauen.

„Und dieses Patent," fügte der König bei, „es wird Euch nicht nur verliehen für Eure Reise nach Belle-Isle, sondern auch für Eure tapfere Dazwischen-

kunft auf der Grève. Dort habt Ihr mir in der That sehr muthig gedient."

„Ah! ah!" sagte d'Artagnan, ohne daß er im Stande war, es durch seine Selbstbeherrschung zu verhindern, daß ihm eine gewisse Röthe gegen die Augen stieg; „Ihr wißt das auch, Sire?"

Ja, ich weiß es."

Der König hatte einen durchdringenden Blick und ein unfehlbares Urtheil, wenn es sich darum handelte, in einem Gewissen zu lesen.

„Mein Herr," sprach er zu dem Musketier, „Ihr habt etwas zu sagen, was Ihr nicht sagt. Auf, seid offenherzig, ich habe Euch einmal für allemal bemerkt, Ihr könnet Euch ganz offenherzig gegen mich benehmen."

„Nun, Sire, so gestehe ich, daß ich lieber zum Kapitän der Musketiere ernannt worden wäre, weil ich an der Spitze meiner Compagnie angegriffen, eine Batterie zum Schweigen gebracht, oder eine Stadt genommen, als weil ich zwei Unglückliche habe henken lassen."

„Ist das wirklich wahr, was Ihr mir da sagt?"

„Warum sollte mich Eure Majestät im Verdacht der Verstellung haben?"

„Weil Ihr, wenn ich Euch kenne, nicht bereuen könnt, daß Ihr den Degen für mich gezogen habt."

„Hierin täuscht Ihr Euch, Sire, und zwar bedeutend; ja, ich bereue es, den Degen gezogen zu haben, wegen der Resultate, welche diese Handlung herbeigeführt hat; die armen Leute, die den Tod fanden, Sire, waren weder Eure Feinde, noch die meinigen, und sie vertheidigten sich nicht."

Der König schwieg einen Augenblick.

„Und Euer Gefährte, Herr d'Artagnan, theilt er Eure Reue?"

„Mein Gefährte?"

„Ja. Mir scheint, Ihr waret nicht allein?"

„Allein? Wo dies?"

„Auf der Grève.“

„Nein, Sire, nein,“ sprach d'Artagnan erröthend bei dem Verdacht, der König könnte denken, er, d'Artagnan, habe sich allein den Ruhm zueignen wollen, der Raoul gebührte; „nein, Mordioux! und wie Eure Majestät sagt, ich hatte einen Gefährten, und zwar einen guten Gefährten.“

„Einen jungen Mann?“

„Ja, Sire, einen jungen Mann. Doch ich mache Eurer Majestät mein Compliment, sie ist eben so gut auswärts, als im Innern unterrichtet. Herr Colbert erstattet ohne Zweifel Eurer Majestät alle diese schönen Berichte?“

„Herr Colbert hat mir nur Gutes von Euch gesagt, Herr d'Artagnan, und er wäre schlimm angekommen, wenn er anders gesprochen hätte.“

„Ah! das ist ein Glück!“

„Doch er sagt auch viel Gutes von dem jungen Mann.“

„Das ist nur Gerechtigkeit,“ sprach der Musketier.

„Kurz, es scheint dieser junge Mann ist ein Braver,“ sagte Ludwig XIV., um das Gefühl, das er für Aerger hielt, zu stacheln.

„Ein Braver? Ja, Sire,“ erwiederte d'Artagnan seinerseits entzückt, den König für Raoul zu begeistern.

„Wißt Ihr seinen Namen?“

„Ich denke wohl.“

„Ihr kennt ihn also?“

„Seit ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ja, Sire.“

„Er ist aber kaum fünf und zwanzig Jahre alt!“ rief der König.

„Nun! Sire, ich kenne ihn seit seiner Geburt.“

„Ihr gebt mir diese Versicherung?“

„Eure Majestät fragt mich mit einem Mißtrauen, in welchem ich einen ganz andern Charakter erkenne,

als den Eurigen, Sire. Hat denn Colbert, der Euch so gut unterrichtete, vergessen, Euch zu sagen, dieser junge Mann sei der Sohn meines vertrauten Freundes?"

„Der Vicomte von Bragelonne?"

„Ei! gewiß, Sire, der Vicomte von Bragelonne hat zum Vater den Grafen de la Fère, der so mächtig die Restauration von König Karl II. unterstützte. Oh! Bragelonne stammt von einem Geschlecht von Tapferen, Sire."

„Dann ist er der Sohn des Mannes, der bei mir, oder vielmehr bei Herrn von Mazarin im Auftrag von König Karl II. erschienen ist, um uns sein Bündniß anzubieten."

„Ganz richtig."

„Und dieser Graf de la Fère ist ein Braver, sagt Ihr?"

„Sire, er ist ein Mann, der öfter den Degen für den König, Euren Vater, gezogen hat, als es Tage in dem gesegneten Leben Eurer Majestät gibt."

Nun war es Ludwig XIV., der sich auf die Lippen biß.

„Gut, Herr d'Artagnan! Und der Herr Graf de la Fère ist Euer Freund?"

„Seit bald vierzig Jahren, ja, Sire. Eure Majestät sieht, daß ich nicht von gestern spreche."

„Würde es Euch Freude machen, diesen jungen Mann zu sehen, Herr d'Artagnan?"

„Ich wäre entzückt, Sire."

Der König läutete. Ein Huissier erschien.

„Ruft Herrn von Bragelonne," sagte der König.

„Ah! ah! er ist hier?" fragte d'Artagnan.

„Er hat heute die Wache im Louvre mit der Compagnie der Edelleute des Herrn Prinzen."

Der König hatte kaum vollendet, als Raoul erschien und, d'Artagnan erblickend, diesem auf jene reizende Weise zulächelte, welche man nur auf den Lippen der Jugend findet.

„Komm, komm," sprach d'Artagnan vertraulich zu Raoul, „der König erlaubt, daß Du mich umarmst; nur sage Seiner Majestät, Du dankest ihr."

Raoul verbeugte sich so anmuthig, daß Ludwig, dem alle Vorzüge zu gefallen vermochten, wenn man sich nur damit kein Ansehen den seinigen gegenüber geben wollte, diese Schönheit, diese Kraft und diese Bescheidenheit bewunderte.

„Mein Herr," sprach der König, sich an Raoul wendend, „ich bat den Herrn Prinzen, er möge Euch mir abtreten; ich habe seine Antwort erhalten. Ihr gehört seit diesem Morgen mir. Der Herr Prinz war ein guter Herr, doch ich hoffe, Ihr verliert nichts bei dem Tausch."

„Ja, ja, Raoul, sei unbesorgt," sagte d'Artagnan, der den Charakter von Ludwig errathen hatte und mit seiner Eitelkeit innerhalb gewisser Grenzen spielte, wohlverstanden übrigens, indem er stets die Schicklichkeit beobachtete und schmeichelte, selbst wenn er zu spotten schien.

„Sire," sagte sodann Bragelonne mit einer sanften, unendlich holden Stimme und mit jener natürlichen und leichten Redeweise, die er von seinem Vater hatte, „Sire, ich gehöre Eurer Majestät nicht erst seit heute."

„Oh! ich weiß es," rief der König, „Ihr sprecht von der Expedition auf der Grève; an diesem Tag waret Ihr in der That mir zugethan, mein Herr."

„Sire, ich spreche auch nicht von diesem Tag; es stünde mir nicht wohl an, an einen so geringfügigen Dienst in Gegenwart eines Mannes wie Herr d'Artagnan zu erinnern; ich meinte einen Umstand, der Epoche in meinem Leben macht und mich schon in einem Alter von sechzehn Jahren dem Dienste Eurer Majestät geweiht hat."

„Ah! ah!" sagte der König, „sprecht, welcher Umstand ist dies, mein Herr?"

„Hört, Sire. Als ich zu meinem ersten Feldzug

aufbrach, um mich zur Armee des Herrn Prinzen zu begeben, geleitete mich der Herr Graf de la Fère bis Saint-Denis, wo die Ueberreste von Ludwig XIII. auf den letzten Stufen der Gruft der Basilika auf einen Nachfolger warten, den ihm Gott, wie ich hoffe, nicht vor langen Jahren schicken wird. Da ließ er mich auf die Asche unserer Gebieter schwören, dem durch Euch vertretenen, in Euch zu Fleisch gewordenen Königthum zu dienen in Gedanken, Worten und Werken.

„Ich schwur; Gott und die Todten haben meinen Schwur empfangen.

„Seit zehn Jahren, Sire, habe ich nicht so oft, als ich es gewünscht, Gelegenheit gehabt, meinen Eid zu halten: ich bin ein Soldat Eurer Majestät, nichts Anderes, und indem sie mich zu sich ruft, wechs'le ich nicht den Herrn, sondern nur die Garnison."

Raoul schwieg und verbeugte sich.

Er hatte geendigt, als Ludwig XIV. immer noch horchte.

„Mordioux!" rief d'Artagnan, „das ist gut gesagt, nicht wahr, Eure Majestät? Ein gutes Geschlecht, Sire, ein großes Geschlecht!"

„Ja," murmelte der König bewegt, doch ohne daß er die Bewegung in seinem Innern offenbaren wollte, denn sie hatte keine andere Ursache als die Berührung einer im höchsten Maße aristokratischen Natur. „Ja, mein Herr, Ihr sprecht die Wahrheit; überall, wo Ihr waret, gehörtet Ihr dem König. Doch indem Ihr die Garnison wechselt, werdet Ihr, glaubt mir, ein Eurer würdiges Avancement finden."

Raoul sah, daß hiebei das, was ihm der König zu sagen hatte, endigte. Und mit dem vollkommenen Takt, der diese treffliche Natur charakterisirte, verbeugte er sich und ging hinaus.

„Habt Ihr mir noch etwas mitzutheilen?" fragte der König, als er sich mit d'Artagnan allein fand.

„Ja, Sire, und ich bewahrte diese Nachricht bis

zuletzt auf, denn sie ist betrüblich und wird das europäische Königthum in Trauer kleiden."

„Was sagt Ihr mir?"

„Sire, als ich durch Blois kam, traf ein Wort, ein trauriges Wort, das Echo des Palastes, an mein Ohr."

„In der That, Ihr erschreckt mich, Herr d'Artagnan."

„Sire, dieses Wort wurde von einem Piqueur ausgesprochen, der einen Flor am Arm trug."

„Mein Oheim Gaston von Orleans vielleicht?"

„Sire, er hat den letzten Seufzer ausgehaucht."

„Und ich bin nicht davon unterrichtet!" rief Ludwig XIV., dessen königliche Empfindlichkeit eine Beleidigung darin sah, daß er diese Knnde noch nicht erhalten hatte.

„Oh! ärgert Euch nicht, Sire," sprach d'Artagnan, „die Couriere von Paris und die Couriere der ganzen Welt reiten nicht wie Euer Diener; der Courier von Blois wird nicht vor zwei Stunden hier sein, und er reitet gut, dafür stehe ich Euch, denn ich habe ihn erst diesseits Orleans eingeholt."

„Mein Oheim Gaston," murmelte Ludwig, indem er die Hand auf seine Stirne drückte und in diese drei Worte Alles schloß, was an entgegengesetzten Gefühlen bei diesem Namen sein Gedächtniß erweckte.

„Ja, ja, Sire, so ist es," sprach philosophisch d'Artagnan, den königlichen Gedanken beantwortend, „die Vergangenheit entflieht."

„Es ist wahr, mein Herr, es ist wahr; doch es bleibt uns, Gott sei Dank! die Zukunft, und wir werden bemüht sein, sie nicht zu düster zu machen."

„Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf Eure Majestät," sprach der Musketier sich verbeugend, „und nun . . ."

„Ja, Ihr habt Recht, mein Herr, ich vergesse die

hundert Meilen, die Ihr zurückgelegt. Geht, mein Herr, und tragt Sorge für einen der besten Soldaten, und wenn Ihr ausgeruht habt, stellt Euch zu meinen Befehlen."

„Sire, abwesend oder gegenwärtig bin ich dies immer," antwortete d'Artagnan.

Und er verbeugte sich und ging ab.

Dann durchschritt er, als ob er nur von Fontainebleau gekommen wäre, rasch den Louvre, um Raoul einzuholen.

VIII.

Ein Verliebter und eine Geliebte.

Während die Kerzen im Schlosse Blois und um den enseelten Leib von Gaston von Orleans, diesen letzten Repräsentanten der Vergangenheit brannten, während die Bürger der Stadt seine Grabschrift machten, welche entfernt keine Lobrede war, während die verwitwete Hoheit, die sich nicht mehr erinnerte, ihn in ihren jungen Jahren so sehr geliebt zu haben, daß sie aus dem väterlichen Palast entflohen, um ihm zu folgen, zwanzig Schritte von dem Leichenzimmer ihre kleinen Berechnungen des Interesses anstellte und ihre kleinen Opfer des Stolzes überdachte, waren andere Leidenschaften des Interesses und des Stolzes in allen Theilen des Schlosses, wohin eine lebendige Seele hatte dringen können, in Bewegung.

Weder die Trauertöne der Glocken, noch die Stimmen der Kirchensänger, noch die Vorbereitungen zur Beerdigung hatten die Macht, zwei Personen zu zer=

streuen, die an einem, uns schon bekannten, Fenster des Hofes standen, durch das ein Zimmer beleuchtet wurde, welches zu dem gehörte, was man die kleinen Gemächer nannte.

Ein freudiger Sonnenstrahl, denn die Sonne schien sich sehr wenig um den Verlust, den Frankreich erlitten, zu bekümmern, ein Sonnenstrahl, sagen wir, fiel auf sie, die Wohlgerüche den nahen Blumen entlockend, und selbst die Mauern belebend. Diese zwei, nicht durch den Tod, sondern durch das Gespräch, das die Folge dieses Todes, so sehr in Anspruch genommenen Personen waren ein Mädchen und ein junger Mann. Der Letztere, der ungefähr fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt sein mochte, bald aufgeweckt, bald verdrießlich aussah und zu gelegener Zeit zwei von langen Wimpern bedeckte, ungeheure Augen spielen ließ, war klein und braun von Haut; er lächelte mit einem ungeheuren, aber wohl ausgerüsteten Mund, und sein spitziges Kinn, das sich einer Beweglichkeit erfreute, welche die Natur diesem Theil des Gesichts gewöhnlich nicht bewilligt, verlängerte sich zuweilen sehr verliebt gegen das Mädchen, das, leugnen wir es nicht, nicht immer so rasch zurückwich, als dies der strenge Wohlanstand zu fordern berechtigt war.

Das Mädchen, wir kennen es, denn wir haben es schon an demselben Fenster beim Scheine derselben Sonne gesehen, das Mädchen bot eine seltsame Mischung von Feinheit und Ueberlegung. Es war reizend, wenn es lachte, schön, wenn es ernst wurde, doch bemerken wir sogleich, es war viel öfter reizend als schön.

Diese zwei Personen schienen den Culminationspunkt eines halb spöttischen, halb ernsten Streites erreicht zu haben.

„Sprecht, Herr Malicorne," sagte das Mädchen, „beliebt es Euch endlich, vernünftig mit mir zu reden?"

„Ihr glaubt, das sei leicht, Fräulein Aure," er-

wiederte der junge Mann. „Thun, was man will, wenn man nicht thun kann, was man kann.“

„Gut! nun verwickelt er sich in seinen Redensarten.“

„Ich?“

„Ja, Ihr; gebt diese Anwaltslogik auf, mein Lieber.“

„Abermals etwas Unmögliches. Schreiber bin ich, Fräulein von Montalais.“

„Fräulein bin ich, Herr Malicorne.“

„Ach! ich weiß es wohl, und Ihr drückt mich durch die Entfernung nieder; ich werde Euch auch nichts mehr sagen.“

„Nein, ich drücke Euch nicht nieder, sagt, was Ihr mir zu sagen habt; sprecht, ich will es.“

„Nun wohl, ich gehorche Euch.“

„Das ist wahrhaftig ein Glück!“

„Monsieur ist todt.“

„Ah! Teufel, welch' eine Neuigkeit! und woher kommt Ihr denn, daß Ihr uns das sagt.“

„Ich komme von Orleans, mein Fräulein.“

„Und das ist die einzige Neuigkeit, die Ihr uns bringt?“

„Oh! nein. Ich komme auch, um Euch zu sagen, daß Madame Henriette binnen Kurzem eintrifft, um den Bruder Seiner Majestät zu heirathen.“

„In der That, Malicorne, Ihr seid unerträglich mit Euren Neuigkeiten aus dem vorigen Jahrhundert; hört, wenn Ihr auch die schlechte Gewohnheit annehmt, zu spotten, so lasse ich Euch hinauswerfen.“

„Oh!“

„Ja, denn Ihr bringt mich wahrhaftig in Verzweiflung.“

„Ruhe, Geduld, mein Fräulein.“

„Ihr wollt Euch so geltend machen, doch ich weiß ohl, warum.“

„Sprecht, und ich werde Euch offenherzig antworten, wenn die Sache wahr ist.“

„Ihr wißt, daß ich Lust nach einer Anstellung als Ehrendame habe, die ich von Euch zu verlangen so albern war, und Ihr schont Euer Ansehen.“

„Ich?“

Malicorne senkte seine Augenbraunen, faltete die Hände und nahm sein verdrießliches Gesicht an.

„Und welches Ansehen dürfte der arme Schreiber eines Anwalts haben, frage ich Euch?“

„Euer Vater hat nicht umsonst zwanzigtausend Livres Einkünfte, Herr Malicorne.“

„Ein Provinzvermögen, Fräulein von Montalais.“

„Euer Vater ist nicht umsonst in die Geheimnisse von Monsieur dem Prinzen eingeweiht.“

„Ein Vorzug, der sich darauf beschränkt, daß er Seiner Hoheit Geld leiht.“

„Mit einem Wort, Ihr seid nicht umsonst der verschmitzteste Bursche der Provinz.“

„Ihr schmeichelt mir.“

„Ich?“

„Ja, Ihr.“

„Wie dies?“

„Ich behaupte, ich habe kein Ansehen, und Ihr behauptet, ich habe Ansehen.“

„Und meine Anstellung?“

„Nun, Eure Anstellung?“

„Werde ich sie erhalten oder nicht erhalten?“

„Ihr werdet sie erhalten.“

„Aber wann?“

„Wann Ihr wollt.“

„Wo ist sie denn?“

„In meiner Tasche.“

„Wie! in Eurer Tasche?“

„Ja,“ antwortete Malicorne.

Und er zog wirklich mit seinem duckmäuserischen

Lächeln aus seiner Tasche einen Brief, den die Montalais an sich riß und sogleich voll Begierde las.

Während sie las, klärte sich ihr Gesicht immer mehr auf.

„Malicorne!" rief sie, nachdem sie gelesen hatte, „Ihr seid ein guter Junge."

„Warum dies, mein Fräulein?"

„Weil Ihr Euch hättet die Anstellung können bezahlen lassen, und weil Ihr dies nicht gethan habt."

Und sie brach in ein Gelächter aus und glaubte den Schreiber aus der Fassung zu bringen. Aber Malicorne hielt den Angriff muthig aus und erwiederte nur:

„Ich verstehe Euch nicht."

Nun war die Montalais aus der Fassung gebracht.

„Ich habe Euch meine Gefühle erklärt," fuhr Malicorne fort, „Ihr habt mir dreimal gesagt, Ihr liebtet mich nicht; Ihr habt mich einmal, ohne zu lachen, geküßt, und das ist Alles, was ich brauche."

„Alles?" fragte die stolze und gefallsüchtige Montalais mit einem Ton, in welchem die beleidigte Eitelkeit vordrang.

„Durchaus Alles, mein Fräulein," antwortete Malicorne.

„Ah!"

Diese Einsylbe deutete ebenso viel Zorn an, als der junge Mann Dankbarkeit hätte erwarten können.

Er schüttelte ruhig den Kopf und sprach, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Vertraulichkeit seiner Geliebten gefiel oder nicht gefiel:

„Hört, Montalais, streiten wir nicht hierüber."

„Warum?"

„Weil Ihr mich seit dem Jahr, daß ich Euch kenne, hundertmal vor die Thüre geworfen hättet, wenn ich Euch nicht gefiele."

„In der That! Und warum hätte ich Euch aus der Thüre geworfen?"

„Weil ich unverschämt genug hiezu gewesen bin."

„Oh! das ist wahr.“

„Ihr seht wohl, daß Ihr genöthigt seid, es zu gestehen.“

„Herr Malicorne!“

„Aergern wir uns nicht; wenn Ihr mich behalten habt, so ist es nicht ohne Ursache geschehen.“

„Wenigstens nicht, weil ich Euch liebe!“ rief Montalais.

„Einverstanden. Ich sage Euch sogar, daß Ihr mich in diesem Augenblick verwünscht.“

„Oh! Ihr habt nie so wahr gesprochen.“

„Gut! ich, ich verabscheue Euch.“

„Ah! das nehme ich als eine urkundliche Erklärung.“

„Nehmt es so. Ihr findet mich roh und albern; ich finde, Ihr habt eine harte Stimme und ein durch den Zorn entstelltes Gesicht. In diesem Augenblick würdet Ihr Euch eher aus dem Fenster stürzen, als mich das Ende Eures Fingers küssen lassen; ich würde mich eher von der Höhe des Glockenthurmes herabstürzen, als daß ich den Saum Eures Kleides berührte. Doch in fünf Minuten werdet Ihr mich lieben, und ich werde Euch anbeten. Oh! so ist es.“

„Ich zweifle daran.“

„Und ich, ich schwöre darauf.“

„Geck!“

„Und dann ist dies nicht der wahre Grund; Ihr bedürft meiner, Aure, und ich bedarf Eurer. Wenn es Euch gefällig ist, heiter zu sein, mache ich Euch lachen; wenn es mir genehm ist, verliebt zu sein, schaue ich Euch an. Ich habe Euch die Anstellung als Ehrendame gegeben, die Ihr wünschtet; Ihr werdet mir sogleich etwas geben, was ich wünschen werde.“

„Ich?“

„Ihr! doch in diesem Augenblick, meine liebe Aure, erkläre ich Euch, daß ich durchaus nichts wünsche; seid also unbesorgt.“

„Ihr seid ein abscheulicher Mensch, Malicorne; ich

wollte mich über diese Anstellung freuen, und nun benehmt Ihr mir jede Freude."

„Gut! es ist keine Zeit dabei verloren, Ihr freut Euch, wenn ich weggegangen bin."

„Sprecht also . . ."

„Es sei, doch zuvor einen Rath."

„Welchen?"

„Nehmt wieder Eure schöne Laune an; Ihr werdet häßlich, wenn Ihr schmollt."

„Grober!"

„Gut, sagen wir uns unsere Wahrheiten, während wir noch daran sind."

„Oh! Malicorne! oh! schlechtes Herz!"

„Oh! Montalais! oh! Undankbare!" rief der junge Mann.

Und er stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Fensterlehne.

Montalais nahm ein Buch und öffnete es.

Malicorne richtete sich auf, bürstete seinen Filzhut mit seinem Aermel und glättete sein schwarzes Wamms.

Montalais, während sie sich den Anschein gab, als läse sie, beobachtete ihn aus einem Augenwinkel.

„Gut!" rief sie wüthend, „nun nimmt er seine ehrerbietige Miene an. Er wird acht Tage lang schmollen."

„Vierzehn, mein Fräulein," erwiederte Malicorne sich verbeugend.

Montalais hob ihre krampfhaft geballte Faust gegen ihn auf und rief:

„Ungeheuer! Oh! wenn ich ein Mann wäre!"

„Was würdet Ihr thun?"

„Ich würde Dich erwürgen."

„Ah! sehr gut," sagte Malicorne; „ich glaube, ich fange an, etwas zu wünschen."

„Und was wünscht Ihr, Herr Dämon? Daß ich meine Seele durch den Zorn in's Verderben bringe?"

Malicorne rollte ehrfurchtsvoll seinen Hut zwischen seinen Fingern hin und her; doch plötzlich ließ er sei-

nen Hut fallen, faßte Aure bei beiden Schultern, näherte sich ihr und drückte auf ihre Lippen zwei Lippen, welche sehr glühend waren für einen Mann, der ganz gleichgültig zu sein behauptete.

Aure wollte einen Schrei ausstoßen, aber dieser Schrei erlosch im Kuß. Nervig und aufgereizt, stieß das Mädchen Malicorne an die Wand zurück.

„Gut," sagte Malicorne philosophisch, „das ist für sechs Wochen; Gott befohlen, mein Fräulein, empfangt meinen unterthänigsten Gruß."

Und er machte drei Schritte, um sich zu entfernen.

„Nein, nein, Ihr werdet nicht von hier weggehen!" rief Montalais mit dem Fuß stampfend; „bleibt, ich befehle es Euch!"

„Ihr befehlt es?"

„Ja; bin ich nicht die Herrin?"

„Meiner Seele und meines Geistes, ohne allen Zweifel."

„Meiner Treue! ein schönes Eigenthum! Die Seele ist albern und der Geist trocken."

„Nehmt Euch in Acht, Montalais, ich kenne Euch; Ihr werdet wieder Liebe für Euren Diener fassen."

„Nun wohl, ja," sagte sie, indem sie sich mehr mit einer kindischen Indolenz, als mit einer wollüstigen Hingebung an seinen Hals hing, „nun wohl, ja, denn ich muß Euch doch am Ende danken."

„Wofür?"

„Für die Anstellung; ist das nicht meine ganze Zukunft?"

„Und die meinige."

Montalais schaute ihn an und sagte:

„Es ist doch abscheulich, daß man nie errathen kann, ob Ihr im Ernste sprecht."

„Man kann nicht mehr im Ernste sprechen; ich war im Begriff, nach Paris zu gehen, Ihr geht dahin, wir gehen dahin."

„Ihr habt mir also aus diesem Beweggrund allein gedient, Selbstsüchtiger?“

„Was wollt Ihr, Aure, ich kann nicht ohne Euch leben.“

„Wahrhaftig, das ist wie bei mir; Ihr seid jedoch, man muß es gestehen, ein sehr schlimmer Bursche.“

„Aure, meine liebe Aure, nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr wieder in die Beleidigungen verfallt, wißt Ihr wohl, welche Wirkung Ihr bei mir hervorbringt,... ich werde Euch anbeten.“

Und während er diese Worte sprach, zog Malicorne zum zweiten Mal das Mädchen zu sich heran.

In demselben Augenblick erscholl ein Tritt auf der Treppe.

Die jungen Leute waren so nahe beisammen, daß man sie einander in den Armen getroffen haben würde, hätte Montalais nicht mit Gewalt Malicorne zurückgestoßen, der mit dem Rücken an die Thüre schlug, welche sich in diesem Augenblick öffnete.

Sogleich ertönte ein gewaltiger Schrei gefolgt von Schmähungen.

Es war Frau von Saint-Remy, die den Schrei ausstieß und die Schmähungen von sich gab. Der unglückliche Malicorne hatte sie halb zwischen der Wand und der Thüre, die sie öffnete, zerquetscht.

„Abermals dieser Taugenichts!“ rief die alte Dame, „immer hier.“

„Ah! gnädige Frau!“ erwiederte Malicorne mit ehrfurchtsvollem Tone, „ich bin seit acht langen Tagen nicht hier gewesen.“

IX.

Worin man endlich die wahre Heldin dieser Geschichte wiedererscheinen sieht.

Hinter Frau von Saint-Remy kam Fräulein de la Vallière herauf.

Sie hörte den Ausbruch des mütterlichen Zornes, und da sie die Ursache errieth, trat sie ganz zitternd in das Zimmer ein und erblickte den unglücklichen Malicorne, dessen verzweifelte Haltung jeden kaltblütigen Beobachter gerührt oder belustigt haben würde.

Er hatte sich in der That rasch hinter einen großen Stuhl verschanzt, als wollte er die ersten Stürme von Frau von Saint-Remy vermeiden; er hoffte nicht darauf, sie durch das Wort zu erweichen, denn sie sprach lauter als er und ohne Unterbrechung, aber er zählte auf die Beredtsamkeit seiner Geberden.

Die alte Dame hörte und sah nichts; Malicorne war seit langer Zeit eine ihrer Antipathien.

Doch dieser Zorn war zu groß, um nicht von Malicorne auf seine Mitschuldige überzuströmen.

Die Reihe kam sogleich an Montalais.

„Und Ihr, Mademoiselle, und Ihr, glaubt Ihr etwa, ich werde nicht sogleich Madame von dem, was bei einem ihrer Ehrenfräulein vorgeht, in Kenntniß setzen?"

„Oh! meine Mutter," rief Fräulein de la Vallière, „ich flehe Euch an, verschont . . ."

„Schweigt, mein Fräulein, und strengt Euch nicht vergebens an, um für unwürdige Subjecte in's Mittel zu treten; daß ein ehrbares Mädchen, wie Ihr, das schlechte Beispiel mit ansehen soll, ist sicherlich ein hin-

reichend großes Unglück; daß es aber ein solches Mädchen durch seine Nachsicht begünstigt, das werde ich nicht dulden."

„Wahrhaftig," rief die Montalais, die sich endlich empörte, „ich weiß nicht, unter welchem Vorwand Ihr mich so behandelt. Ich thue nichts Schlimmes, denke ich?"

„Und dieser große Müßiggänger," versetzte Frau von Saint-Remy, auf Malicorne deutend, „ist er etwa hier, um Gutes zu thun?"

„Er ist weder des Guten, noch des Schlimmen wegen hier, gnädige Frau; er kommt ganz einfach, um mich zu besuchen."

„Es ist gut, es ist gut," sagte Frau von Saint-Remy, „Ihre königliche Hoheit soll unterrichtet werden, und sie wird das Urtheil fällen."

„Jedenfalls," erwiederte Montalais, „jedenfalls sehe ich gar nicht ein, warum es Herrn Malicorne verboten sein sollte, eine Absicht auf mich zu haben, wenn seine Absicht redlich ist."

„Eine redliche Absicht mit einem solchen Gesicht!" rief Frau von Saint-Remy.

„Ich danke Euch im Namen meines Gesichtes, gnädige Frau," sprach Malicorne.

„Kommt, meine Tochter, kommt," fuhr Frau von Saint-Remy fort; „wir wollen Madame melden, daß es in dem Augenblick, wo sie einen Gemahl beweint, in dem Augenblick, wo wir einen Herrn in diesem alten Schloß Blois, dem Wohnsitz des Schmerzes, beweinen, Leute gibt, die sich belustigen und freuen."

„Oh!" machten mit einer einzigen Bewegung die zwei Angeklagten.

„Ein Ehrenfräulein! ein Ehrenfräulein!" rief die alte Dame, die Hände zum Himmel erhebend.

„Nun, darin täuscht Ihr Euch, gnädige Frau," sprach Montalais außer sich, „ich bin wenigstens nicht mehr Ehrenfräulein von Madame."

„Ihr nehmt Eure Entlassung, mein Fräulein? Sehr gut, ich kann einem solchen Entschluß nur meinen Beifall spenden, und ich spende ihn."

„Ich nehme nicht meine Entlassung, gnädige Frau, ich nehme nur einen andern Dienst."

„Bei bürgerlichen Leuten oder beim Civilstand?" fragte Frau von Saint-Remy mit Verachtung.

„Erfahrt, gnädige Frau, daß ich nicht das Mädchen bin, das bei Bürgerfrauen oder Civilistinnen dient, und daß ich, statt an dem elenden Hof, an dem Ihr vegetirt, an einem beinahe königlichen Hofe leben werde."

„Ha! ha! ein königlicher Hof," rief Frau von Saint-Remy, die sich zu lachen anstrengte; „ein königlicher Hof, was denkt Ihr davon, meine Tochter?"

Und sie wandte sich gegen Fräulein de la Vallière um, welche sie mit aller Gewalt gegen Montalais aufstacheln wollte, während jene statt dem Antrieb von Frau von Saint-Remy zu gehorchen, bald ihre Mutter, bald Montalais mit ihren schönen, versöhnenden Augen anschaute.

„Gnädige Frau," erwiederte Montalais, „ich habe nicht gesagt, ein königlicher Hof, weil Madame Henriette von England, welche die Frau von S. K. H. Monsieur werden soll, keine Königin ist. Ich sagte beinahe königlich, und habe mich damit richtig ausgedrückt, da sie die Schwägerin des Königs werden wird."

Wäre der Blitz vom Schlosse Blois herabgefallen, es hätte Frau von Saint-Remy nicht mehr betäubt, als es dieser letzte Satz von Montalais that.

„Was sprecht Ihr von Ihrer königlichen Hoheit Madame Henriette?" stammelte die alte Dame.

„Ich sage, daß ich bei ihr als Ehrenfräulein eintrete, das sage ich."

„Als Ehrenfräulein!" riefen zugleich Frau von Saint-Remy in Verzweiflung und Fräulein de la Vallière voll Freude.

„Ja, gnädige Frau, als Ehrenfräulein.“

Die alte Dame neigte das Haupt, als wäre der Schlag zu stark für sie gewesen.

Doch beinahe in demselben Augenblick erhob sie sich wieder, um ihrer Gegnerin ein letztes Wurfgeschoß zuzuschleudern, und sagte:

„Oh! oh! es ist oft von dergleichen Versprechungen im Voraus die Rede, man schmeichelt sich häufig mit tollen Hoffnungen, und im letzten Augenblick, wenn es sich darum handelt, diese Versprechungen zu halten, diese Hoffnungen zu verwirklichen, ist man ganz erstaunt, den großen Credit, auf den man gerechnet hat, in Dunst zerfließen zu sehen.“

„Oh! gnädige Frau, der Credit meines Beschützers ist unbestreitbar und seine Versprechungen sind so viel werth als Urkunden.“

„Wäre es vielleicht unbescheiden, Euch nach dem Namen dieses so mächtigen Beschützers zu fragen?“

„Oh! mein Gott, nein: es ist dieser Herr hier,“ sagte Montalais, auf Malicorne deutend, der während dieser ganzen Scene die unstörbarste Kaltblütigkeit und die komischste Würde behauptete.

„Dieser Herr,“ rief Frau von Saint-Remy mit einem Ausbruch von Heiterkeit, „dieser Herr ist Euer Beschützer! Der Mann, dessen Credit so mächtig ist, dessen Versprechungen Urkunden werth sind, ist Herr Malicorne!“

Malicorne verbeugte sich.

Montalais aber zog statt jeder Antwort das Patent aus ihrer Tasche, zeigte es der alten Dame und sprach:

„Hier ist das Patent.“

Nun war Alles vorbei. Sobald sie mit dem Blick das Pergament durchlaufen hatte, faltete die gute Dame die Hände, ein unbeschreiblicher Ausdruck von Neid und Verzweiflung zog ihr Gesicht zusammen, und sie war

genöthigt, sich zu setzen, um nicht in Ohnmacht zu fallen.

Montalais war nicht boshaft genug, um sich übermäßig ihres Sieges zu freuen und den besiegten Feind niederzubeugen, besonders da dieser Feind die Mutter ihrer Freundin war; sie benützte ihren Triumph, mißbrauchte ihn aber nicht.

Malicorne war minder großmüthig; er nahm eine vornehme Haltung in seinem Lehnstuhl an und streckte sich mit einer Vertraulichkeit aus, welche ihm zwei Stunden früher die Drohung mit dem Stock zugezogen hätte.

„Ehrendame der jungen Hoheit!“ wiederholte Frau von Saint-Remy, noch schlecht überzeugt.

„Ja, gnädige Frau, und zwar durch die Protection von Herrn Malicorne.“

„Das ist unglaublich!“ sprach die alte Dame, „nicht wahr, Louise, das ist unglaublich?“

Doch Louise antwortete nicht; sie senkte den Kopf träumerisch, beinahe betrübt, und seufzte, eine Hand an ihrer schönen Stirne.

„Sprecht, mein Herr,“ sagte plötzlich Frau von Saint-Remy, „wie habt Ihr es gemacht, um diese Stelle zu erhalten?“

„Ich habe sie verlangt, Madame.“

„Von wem?“

„Von einem meiner Freunde.“

„Und Ihr habt Freunde, welche so gut bei Hofe stehen, daß sie Euch solche Beweise ihres Ansehens geben können?“

„Bei Gott! es scheint so.“

„Darf man den Namen dieser Freunde wissen?“

„Ich sagte nicht, ich habe mehrere Freunde, gnädige Frau, ich sprach nur von einem Freund.“

„Und dieser Freund heißt?“

„Ei! gnädige Frau, wie rasch geht Ihr zu Werke! Wenn man einen Freund hat, der so mächtig ist, wie

der meinige, so stellt man ihn nicht an den hellen Tag, damit er einem gestohlen wird."

„Ihr habt Recht, mein Herr, daß Ihr den Namen dieses Freundes verschweigt, und ich glaube, es würde Euch schwer werden, ihn zu nennen."

„Jedenfalls," sagte Montalais, „wenn der Freund nicht besteht, besteht doch das Patent, und das schneidet die Frage kurz ab."

„Dann begreife ich," sagte Frau von Saint-Remy mit dem anmuthigen Lächeln der Katze, welche von ihren Klauen Gebrauch machen will, „als ich vorhin den Herrn bei Euch traf . . ."

„Nun?"

„Brachte er Euch Euer Patent."

„Ganz richtig, gnädige Frau, Ihr habt es errathen."

„Aber das ist dann äußerst moralisch!"

„Ich glaube es, gnädige Frau."

„Und ich hatte, wie es scheint, Unrecht, Euch Vorwürfe zu machen, mein Fräulein."

„Großes Unrecht; doch ich bin so sehr an Eure Vorwürfe gewöhnt, daß ich sie Euch vergebe."

„Dann gehen wir, Louise, wir haben uns nur noch zu entfernen. Nun!"

„Meine Mutter," versetzte La Vallière bebend. „Ihr sagt?"

„Du hörtest nicht, wie es scheint, mein Kind?"

„Nein, ich dachte."

„Woran?"

„An tausend Dinge."

„Du bist mir wenigstens nicht böse, Louise?" rief Montalais, ihr die Hand drückend.

„Und worüber sollte ich Dir böse sein, meine liebe Aure?" erwiederte das Mädchen mit seiner Stimme so sanft wie Musik.

„Ei!" sagte Frau von Saint-Remy, „wenn sie

Euch ein wenig böse wäre, armes Kind, so hätte sie nicht ganz Unrecht."

„Und warum sollte sie dies sein, guter Gott?"

„Mir scheint, sie ist von eben so guter Familie und eben so hübsch als Ihr."

„Meine Mutter!" rief Louise.

„Hundertmal hübscher, gnädige Frau; von besserer Familie, nein; doch das sagt mir nicht, warum mir Louise grollen soll."

„Glaubt Ihr denn, es sei belustigend für sie, sich in Blois zu begraben, während Ihr in Paris glänzen werdet?"

„Aber, gnädige Frau, ich halte Louise nicht ab, mir nach Paris zu folgen; ich wäre im Gegentheil sehr glückich, wenn sie dahin käme."

„Mir scheint, Herr Malicorne, der bei Hofe allmächtig ist . . ."

„Ah! das nützt nichts, gnädige Frau, Jeder für sich in dieser armen Welt," erwiederte Malicorne.

„Malicorne!" rief Montalais.

Dann sich an das Ohr des jungen Mannes bückend, flüsterte sie:

„Beschäftigt Frau von Saint-Remy entweder dadurch, daß Ihr mit ihr streitet, oder daß Ihr Euch mit ihr versöhnt; ich muß mit Louise sprechen."

Und zu gleicher Zeit belohnte ein süßer Händedruck Malicorne für seinen zukünftigen Gehorsam.

Malicorne näherte sich brummend Frau von Saint-Remy, während Montalais, einen Arm um ihren Hals schlingend, zu ihrer Freundin sprach:

„Was hast Du, laß hören? Ist es wahr, daß Du mich nicht mehr lieben solltest, weil ich glänzen würde, wie Deine Mutter sagt?"

„Oh! nein," erwiederte das Mädchen, das kaum seine Thränen zu bemeistern vermochte, „Dein Glück macht mich im Gegentheil sehr glücklich." –

„Glücklich! man sollte glauben, Du seist dem Weinen nahe.“

„Weint man nicht vor Wonne?“

„Ah! ja, ich begreife; ich gehe nach Paris, und das Wort Paris erinnert Dich an einen gewissen Cavalier...“

„Aure!“

„An einen gewissen Cavalier, der einst in Blois wohnte und heute in Paris wohnt.“

„Ich weiß in der That nicht, was ich habe, aber ich ersticke.“

„Weine also, da Du mir nicht lächeln kannst.“

Louise erhob ihr so sanftes Antlitz, das Thränen, welche eine nach der andern ihren Augen entrollten, wie Diamanten beleuchteten.

„Sprich, gestehe,“ sagte Montalais.

„Was soll ich gestehen?“

„Was Dich weinen macht; man weint nicht ohne Ursache. Ich bin Deine Freundin; Alles, was Du willst, daß ich thun soll, werde ich thun. Malicorne ist mächtiger, als man glaubt! Willst Du nach Paris kommen?“

„Ach!“ seufzte Louise.

„Willst Du nach Paris kommen?“

Louise gab einen zweiten Seufzer von sich.

„Du antwortest nicht.“

„Was soll ich antworten?“

„Ja oder nein; das ist nicht schwierig, wie mir scheint.“

„Oh! Du bist sehr glücklich, Montalais!“

„Ah! das will besagen, Du möchtest gern an meinem Platz sein.“

Louise schwieg.

„Kleine Halsstarrige!“ sagte Montalais; „hat man je Geheimnisse für eine Freundin gesehen... Aber gestehe doch, daß Du gern nach Paris kommen möchtest, gestehe, daß Du vor Verlangen, Raoul zu sehen, stirbst.“

„Ich kann das nicht gestehen.“

„Und Du hast Unrecht...“

„Warum?“

„Weil... siehst Du dieses Patent?“

„Allerdings sehe ich es.“

„Ich hätte Dir ein ähnliches verschafft.“

„Durch wen?“

„Durch Malicorne.“

„Aure, sprichst Du die Wahrheit, wäre das möglich?“

„Bei Gott! Malicorne ist da, und was er für mich gethan hat, wird er auch für Dich thun müssen.“

Malicorne hatte zweimal seinen Namen aussprechen hören; er war entzückt, eine Gelegenheit zu haben, mit Frau von Saint-Remy zu endigen, und wandte sich um:

„Was gibt es, mein Fräulein?“

„Kommt, Malicorne,“ sprach Montalais mit einer gebieterischen Geberde.

Malicorne gehorchte.

„Ein ähnliches Patent,“ sagte Montalais.

„Wie so?“

„Ein Patent diesem ähnlich, das ist klar.“

„Aber...“

„Ich muß es haben.“

„Oho! Ihr müßt es haben!“

„Ja.“

„Es ist unmöglich, nicht wahr, Herr Malicorne?“ fragte Louise mit ihrer sanften Stimme.

„Bei Gott! wenn es für Euch ist, mein Fräulein...“

„Für mich, ja, Herr Malicorne, es wäre für mich.“

„Und wenn Fräulein von Montalais zugleich mit Euch darum bittet...“

„Fräulein von Montalais bittet nicht darum, sie fordert es.“

„Nun, man wird Euch zu gehorchen suchen, mein Fräulein.“

„Und Ihr laßt sie ernennen?“

„Man wird bemüht sein.“

„Keine ausweichende Antwort. Louise de la Vallière wird Ehrenfräulein von Madame Henriette, ehe acht Tage vergehen.“

„Wie rasch, wie rasch!“

„Ehe acht Tage vergehen, oder...“

„Oder?“

„Ihr nehmt Euer Patent zurück, Herr Malicorne, und ich verlasse meine Freundin nicht.“

„Liebe Montalais,“ flüsterte Louise.

„Es ist gut, behaltet Euer Patent; Fräulein de la Vallière wird Ehrendame.“

„Ist das wahr?“

„Es ist wahr.“

„Ich darf also hoffen, nach Paris zu kommen?“

„Zählt darauf.“

„Oh! Herr Malicorne, welche Dankbarkeit!“ rief Louise die Hände faltend und vor Freude springend.

„Kleine Heuchlerin!“ sagte Montalais, „versuche es noch einmal, mich glauben zu machen, Du seist nicht in Raoul verliebt.“

Louise wurde roth wie eine Mairose; doch statt zu antworten, umarmte sie Frau von Saint-Remy.

„Mutter,“ sagte sie zu ihr, „Ihr wißt, daß Herr Malicorne mich will zum Ehrenfräulein ernennen lassen.“

„Herr Malicorne ist ein verkleideter Prinz,“ sprach die alte Dame, „es steht ihm jegliche Macht zu Gebot.“

„Wollt Ihr auch Ehrenfräulein werden?“ fragte Malicorne Frau von Saint-Remy. „Wenn ich einmal daran bin, ist es gleich, ob ich die ganze Welt dazu ernennen lasse.“

Und hienach ging er weg und ließ die arme Dame ganz aus der Fassung gebracht zurück.

„Immer zu,“ murmelte Malicorne, während er die Treppe hinabstieg, „das wird abermals ein Billet von

tausend Livres kosten; doch man muß sich hiezu entschließen, mein Freund Manicamp thut nichts umsonst.

X.

Malicorne und Manicamp.

Die Einführung dieser zwei neuen Personen in unsere Geschichte und die geheimnißvolle Verwandtschaft der Namen und der Gefühle verdienen einige Aufmerksamkeit von Seiten des Geschichtschreibers und des Lesers.

Wir werden daher in Einzelheiten über Herrn Malicorne und über Herrn von Manicamp eingehen.

Malicorne hatte, wie man weiß, die Reise nach Orleans gemacht, um das für Fräulein von Montalais bestimmte Patent zu holen, dessen Ankunft einen so lebhaften Eindruck im Schlosse Blois hervorbrachte.

In Orleans befand sich für den Augenblick Herr von Manicamp. Es war eine höchst seltsame Person, dieser Herr von Manicamp; ein Bursche von viel Geist, stets auf dem Trockenen, stets bedürftig, obgleich er nach Belieben aus der Börse des Herrn Grafen von Guiche, einer der bestgespickten Börsen jener Zeit, schöpfte.

Der Herr Graf von Guiche hatte nämlich zum Jugendgespielen Manicamp, einen armen Landjunker, von den Grammont abstammend, gehabt.

Herr von Manicamp aber hatte sich mit seinem Geist eine Rente in der reichen Familie des Marschalls geschaffen.

Von seiner Kindheit an lieh er nämlich mit einer Berechnung, welche weit über seinem Alter stand, seinen Namen und seine Gefälligkeit dem Grafen von Guiche

für seine tollen Streiche. Hatte sein edler Gefährte eine für die Frau Marschallin bestimmte Frucht gestohlen, einen Spiegel zerbrochen, einem Hund ein Aug ausgeschlagen, so erklärte sich Manicamp als des begangenen Verbrechens schuldig und empfing die Strafe, welche, weil sie auf den Unschuldigen fiel, darum nicht milder war.

Doch dieses Verleugnungssystem wurde ihm bezahlt. Statt mittelmäßige Kleider zu tragen, wie es ihm das väterliche Vermögen zum Gesetz machte, konnte er glänzend, herrlich erscheinen, wie ein junger adeliger Herr mit einer Rente von fünfzigtausend Livres.

Nicht als wäre er niedrig von Charakter und gering von Geist gewesen; nein, er war Philosoph, oder er hatte vielmehr die Gleichgültigkeit, die Apathie und die Träumerei, welche beim Menschen jedes Gefühl der hierarchischen Welt entfernen. Sein einziges Dichten und Trachten war, Geld auszugeben.

In dieser Hinsicht aber war der gute Herr von Manicamp ein Abgrund.

Drei bis viermal erschöpfte er regelmäßig im Jahr den Grafen von Guiche, und wenn der Graf völlig erschöpft war, wenn er seine Taschen und seine Börse vor ihm umgekehrt und erklärt hatte, die väterliche Freigebigkeit brauche wenigstens vierzehn Tage, um Börse und Taschen wieder zu füllen, so verlor Manicamp seine ganze Thatkraft; er legte sich nieder, blieb im Bett, aß nicht, und verkaufte seine schönen Kleider unter dem Vorwand, wenn er liegen bleibe, brauche er sie nicht mehr.

Während dieser Daniederlage der Kraft und des Geistes füllte sich die Börse des Grafen von Guiche wieder, und war sie einmal voll, so überströmte sie in die von Manicamp, der sich neue Anzüge kaufte, sich wieder kleidete und dasselbe Leben führte, wie zuvor.

Diese Manie, seine Kleider um den vierten Theil dessen, was sie werth waren, zu verkaufen, hatte un-

sern Helden in Orleans ziemlich berühmt gemacht; in dieser Stadt pflegte er nämlich seine Pönitenztage zuzubringen, wir wären jedoch sehr verlegen, wenn wir sagen müßten, warum er sie hier zubrachte.

Die Provinzschwelger, die Stutzer mit sechshundert Livres im Jahr theilten sich in die Brocken seines Reichthums.

Unter den Bewunderern dieser glänzenden Toiletten war unser Freund Malicorne, der Sohn eines Syndicus der Stadt, von dem der Herr Prinz von Condé, stets bedürftig wie ein Condé, häufig Geld zu hohen Interessen entlehnte.

Herr Malicorne Sohn führte die väterliche Kasse.

Damit sagen wir, daß er sich in jener Zeit leichter Moral, indem er das Beispiel seines Vaters nachahmte und kleine Summen auf kurze Zeit und gegen große Interessen auslieh, ein Einkommen von achtzehnhundert Livres machte, abgesehen von den weiteren sechshundert Livres, welche die Großmuth des Syndicus lieferte, so daß Malicorne der König von Orleans war, da er zweitausend vierhundert Livres für Thorheiten aller Art zu verzetteln, zu verthun, zu vergeuden hatte.

Aber ganz im Gegensatz zu Manicamp war Malicorne furchtbar ehrgeizig.

Er liebte aus Ehrgeiz, er verschwendete aus Ehrgeiz, er hätte sich aus Ehrgeiz zu Grunde gerichtet.

Malicorne war entschlossen, um welchen Preis es auch sein mochte, emporzukommen, und deshalb hatte er sich, um welchen Preis es auch geschah, einen Freund und eine Geliebte erworben.

Die Geliebte, Fräulein von Montalais, war grausam gegen ihn hinsichtlich der letzten Gunstbezeigungen der Liebe; aber sie war von Adel, und das genügte Malicorne.

Der Freund hatte keine Freundschaft, aber er war der Günstling des Grafen von Guiche, des Freundes

von Monsieur, dem Bruder des Königs, und das genügte Malicorne.

Nur, was das Kapital der Auflagen betrifft, kostete Fräulein von Montalais jährlich:

Für Bänder, Handschuhe und Zuckerwerk tausend Livres.

Manicamp kostete an dargeliehenem und nie zurückbezahltem Geld zwölf bis fünfzehnhundert Livres jährlich.

Es blieb Malicorne folglich nichts übrig.

Ah! doch, wir irren uns, es blieb ihm die väterliche Kasse.

Er wandte hiebei ein Verfahren an, über das er das tiefste Stillschweigen beobachtete, und das darin bestand, daß er sich selbst aus der Kasse des Syndicus ein halbes Dutzend Jahre vorschoß, wobei er, wohlverstanden, sich selbst schwur, das Deficit zu ersetzen, sobald sich die Gelegenheit bieten würde.

Die Gelegenheit sollte die Uebertragung eines schönen Amtes in dem Hause von Monsieur sein, wenn Monsieur sein Haus bei Veranlassung seiner Heirath einrichten würde.

Diese Zeit war gekommen, und man sollte das Haus endlich einrichten. Eine gute Stelle bei einem Prinzen von Geblüt, wenn sie durch das Ansehen und auf die Empfehlung eines Freundes, wie der Graf von Guiche, verliehen wird, trägt wenigstens zwölftausend Livres jährlich ein, und durch die Gewohnheit, welche Malicorne angenommen, seine Einkünfte Früchte bringen zu lassen, erhöhten sich zwölftausend Livres auf zwanzigtausend.

Im Besitze dieses Amtes, würde Malicorne sodann Fräulein von Montalais heirathen; von einer Familie, wo der Adel der Frau auf den Mann überging, würde Fräulein von Montalais nicht nur ausgestattet werden, sondern auch Malicorne adeln.

Damit aber Fräulein von Montalais, welche kein

großes ererbtes Vermögen besaß, anständig ausgestattet würde, müßte sie irgend einer hohen Prinzessin angehören, welche ebenso verschwenderisch wäre, als die verwitwete Madame geizig war.

Und damit die Frau nicht auf einer Seite wäre, indeß der Mann auf der andern, eine Stellung, welche bedeutende Unannehmlichkeiten bietet, besonders bei Charakteren, wie sie die zukünftigen Ehegatten hatten, machte Malicorne den Plan, den Mittelpunkt der Vereinigung im Hause von Monsieur dem Bruder des Königs festzustellen.

Fräulein von Montalais wäre Ehrenfräulein von Madame, Herr Malicorne Hausbeamter von Monsieur.

Man sieht, daß der Plan aus einem guten Kopf kam, man sieht auch, daß er muthig ausgeführt wurde.

Malicorne bat Manicamp, den Grafen von Guiche um das Patent eines Ehrenfräuleins zu bitten.

Und der Graf bat um dieses Patent Monsieur, welcher ohne zu zögern unterzeichnete.

Der moralische Plan von Malicorne, denn man kann sich wohl denken, daß die Combinationen eines so thätigen Geistes, wie der seinige, sich nicht auf die Gegenwart beschränken, sondern sich auf die Zukunft erstreckten, der moralische Plan von Malicorne war folgender:

Zu Madame Henriette eine ihm ergebene, geistreiche, hübsche, junge und intrigante Frau bringen; durch sie alle weiblichen Geheimnisse der jungen Ehe erfahren, während er, Malicorne, und sein Freund Manicamp alle männlichen Geheimnisse der jungen Gemeinschaft durch sich erfahren würden.

Durch diese Mittel würde man ein rasches und zugleich glänzendes Glück erreichen.

Malicorne war ein garstiger Name, derjenige, welcher ihn führte, hatte zu viel Geist, um sich diese

Wahrheit zu verbergen; doch man kaufte ein Gut, und Malicorne von So und So und sogar Malicorne kurzweg klang dann ganz adelig im Ohr.

Es war nicht unwahrscheinlich, daß sich für den Namen Malicorne ein äußerst aristokratischer Ursprung finden ließ.

Konnte er nicht von einem Gute herkommen, wo ein Stier mit tödtlichen Hörnern ein großes Unglück verursacht und den Boden mit dem Blute, das er vergossen, getauft hätte? *)

Dieser Plan bot allerdings eine Anzahl von Schwierigkeiten; die größte von allen war aber Fräulein von Montalais selbst.

Launenhaft, veränderlich, tückisch, unbesonnen, ausgelassen, spröde, eine mit Klauen bewaffnete Jungfrau, warf sie zuweilen mit einem Streich ihrer weißen Finger oder mit einem Hauch ihrer lachenden Lippen das Gebäude um, zu dessen Errichtung die Geduld von Malicorne einen Monat gebraucht hatte.

Abgesehen von der Liebe, war Malicorne glücklich; aber diese Liebe, die er zu fühlen sich nicht beeilen durfte, hatte er sorgfältig zu verbergen die Stärke, überzeugt, daß beim geringsten Lockern dieser Bande, mit denen er seinen weiblichen Proteus geknebelt hatte, der Dämon ihn niederwerfen und verhöhnen würde.

Er demüthigte seine Geliebte durch Geringschätzung. Brennend vor Begierde, wenn sie ihm entgegenkam, um ihn zu versuchen, besaß er die Kunst, eiskalt zu scheinen, überzeugt, wenn er die Arme öffnete, würde sie seiner spottend entfliehen.

Montalais glaubte ihrerseits Malicorne nicht zu lieben, und sie liebte ihn gerade im Gegentheil. Malicorne wiederholte ihr so oft seine Gleichgültigkeitsbetheurungen, daß sie am Ende zuweilen daran glaubte, und dann glaubte sie auch Malicorne zu hassen. Wollte

---

*) Malicorne: Unglückshorn.

sie ihn durch die Coquetterie zurückbringen, so machte sich Malicorne noch mehr coquet, als sie.

Was aber dahin wirkte, daß Montalais an Malicorne auf eine unauflösliche Weise hielt, war der Umstand, daß Malicorne stets nach Blois eine Mode, ein Geheimniß, ein Parfum brachte; daß Malicorne nie ein Rendez-vous verlangte und sich im Gegentheil bitten ließ, um die Gunstbezeigungen anzunehmen, welche zu erlangen er vor Begierde brannte.

Montalais war ihrerseits nicht karg an Geschichten. Durch sie erfuhr Malicorne Alles, was bei der verwitweten Hoheit vorfiel; und er machte Manicamp Erzählungen, um sich darüber zu Tode zu lachen, die dieser, aus Trägheit ganz gemacht zu Herrn von Guiche brachte, der sie zu Monsieur trug.

So war mit zwei Worten das Gewebe von kleinen Interessen und kleinen Verschwörungen beschaffen, das Blois mit Orleans und Orleans mit Paris verband, und das nach letzterer Stadt, wo sie eine so große Revolution zu veranlassen bestimmt war, die arme kleine La Vallière bringen sollte, die, als sie sich ganz freudig im Arm ihrer Mutter umwandte, entfernt nicht vermuthete, welche seltsame Zukunft ihr vorbehalten.

Was den guten Malicorne, wir meinen den Herrn Syndicus von Orleans, betrifft, so sah er nicht klarer in der Gegenwart, als die Anderen in der Zukunft, und er vermuthete nicht, wenn er jeden Tag von drei bis fünf Uhr, nach seinem Mittagessen, auf der Place Sainte-Catherine mit seinem unter Ludwig XIII. geschnittenen grauen Rock und seinen Tuchschuhen, worauf dicke Quasten, spazieren ging, daß er es sei, der all dieses Gelächter, der alle diese heimlichen Küsse, all dieses heimliche Geflüster, all diesen Bänderkram und alle die hochfahrenden Pläne bezahle, welche eine Kette von fünf und vierzig Meilen vom Schloß von Blois bis zum Palais-Royal bildeten.

. . . .

Malicorne reiste also, wie gesagt, ab und suchte seinen Freund Manicamp auf, der sich für den Augenblick in die Stadt Orleans zurückgezogen hatte.

Es war dies gerade in der Zeit, wo dieser junge Herr sich damit beschäftigte, daß er das letzte einigermaßen anständige Kleid, das ihm blieb, verkaufte.

Er hatte vierzehn Tage vorher vom Grafen von Guiche hundert Pistolen erhalten, die einzigen, die ihn in den Stand setzen konnten, in's Feld zu ziehen und der englischen Prinzessin, welche im Havre eintreffen sollte, entgegen zu reisen.

Er hatte drei Tage zuvor fünfzig Pistolen, den Preis für das für Montalais erlangte Patent, von Malicorne eingenommen. Und Alles war wieder vergeudet.

Da er also seine Mittel erschöpft sah, so erwartete er nichts mehr, und er beabsichtigte nur noch den Verkauf seines schönen, ganz gestickten und mit Posamenten besetzten Kleides von Sammet und Tuch, das bei Hof so große Bewunderung erregt hatte.

Doch um im Stand zu sein, dieses Kleid, das letzte, das ihm blieb, wie wir dem Leser zu gestehen veranlaßt waren, zu verkaufen, war Manicamp genöthigt, das Bett zu wählen.

Kein Feuer mehr, kein Taschengeld mehr, kein Geld mehr für die Promenade, nichts mehr, als den Schlaf, um die Mahle, die Gesellschaften, die Bälle zu ersetzen.

Man hat gesagt: Wer schläft, speist zu Mittag; aber man hat nicht gesagt: Wer schläft, spielt, oder: Wer schläft, tanzt.

In die äußerste Noth versetzt, wenigstens acht Tage lang nicht mehr zu spielen oder nicht mehr zu tanzen, war Manicamp also sehr traurig. Er wartete auf einen Wucherer und sah Malicorne eintreten.

Ein Schrei der Herzensangst entschlüpfte ihm, und

er sagte mit einem Ton, den nichts wiederzugeben vermöchte:

„Wie! Ihr seid es abermals!"

„Gut! Ihr seid sehr artig!" versetzte Malicorne.

„Ah! seht Ihr, ich erwartete Geld, und statt des Geldes kommt Ihr."

„Und wenn ich Euch Geld brächte?"

„Oh! dann ist es etwas Anderes. Seid willkommen, lieber Freund."

Und er reichte die Hand, nicht der Hand von Malicorne, sondern seiner Börse.

Malicorne gab sich den Anschein, als täuschte er sich hierin, und drückte ihm die Hand.

„Und das Geld?" fragte Manicamp.

„Mein theurer Freund, wenn Ihr es haben wollt, verdient es."

„Was muß ich zu diesem Ende thun?"

„Es verdienen, bei Gott!"

„Und auf welche Art?"

„Ah! das ist mühsam, ich sage es Euch zum Voraus."

„Teufel!"

„Ihr müßt das Bett verlassen und auf der Stelle den Herrn Grafen von Guiche aufsuchen."

„Ich, aufstehen!" sagte Manicamp, während er sich wollüstig in seinem Bett streckte, „oh! nein."

„Ihr habt also alle Eure Kleider verkauft?"

„Nein, es bleibt mir noch eines, das schönste sogar, doch es wartet auf einen Käufer."

„Und Hosen?"

„Mir scheint, Ihr seht sie auf diesem Stuhl.

„Nun, da Euch Hosen und ein Wamms bleiben, zieht das Eine und das Andere an, laßt ein Pferd satteln und begebt Euch auf den Weg."

„Ganz und gar nicht."

„Warum nicht?"

„Alle Teufel! Ihr wißt also nicht, daß Herr von Guiche in Etampes ist?“

„Nein, ich glaubte, er wäre in Paris; Ihr habt somit nur fünfzehn Meilen zu machen, statt dreißig.“

„Ihr seid zum Entzücken! Wenn ich fünfzehn Meilen mit meinem Kleide mache, ist es nicht mehr benützbar, und statt es um dreißig Pistolen zu verkaufen, werde ich genöthigt sein, es um fünfzehn zu geben.“

„Gebt es, für was Ihr wollt, aber ich brauche ein neues Patent für ein Ehrenfräulein.“

„Gut! für wen? Ist denn die Montalais doppelt?“

„Abscheulicher Mensch! Ihr seid es! Ihr verschlingt zwei Vermögen: das meinige und das vom Grafen von Guiche“

„Ihr könntet wohl sagen, das des Herrn Grafen von Guiche und das Eurige.

„Ganz richtig, Ehre dem Ehre gebührt; doch ich komme auf mein Patent zurück.“

„Und Ihr habt Unrecht.“

„Beweist mir das.“

„Mein Freund, es wird nur zwölf Ehrenfräulein für Madame geben; ich habe schon für Euch erlangt, was sich zwölfhundert Frauen streitig machen, und ich mußte hiezu große Diplomatie entwickeln.“

„Ja, ich weiß, daß Ihr heldenmüthig gewesen seid, theurer Freund.“

„Man ist bewandert in den Angelegenheiten.“

„Wem sagt Ihr das! Wenn ich König sein werde, verspreche ich Euch auch Eines.“

„Was? Euch Malicorne I. zu nennen.

„Nein, aber Euch zum Oberintendanten meiner Finanzen zu machen; doch hierum handelt es sich nicht.“

„Leider.“

„Es handelt sich darum, mir eine zweite Anstellung eines Ehrenfräuleins zu verschaffen.“

„Mein Freund, und wenn Ihr mir den Himmel

versprächet, würde ich mich in diesem Augenblick nicht in Bewegung setzen."

Malicorne ließ die Tasche klingen und erwiederte: „Es sind hier zwanzig Pistolen."

„Mein Gott! was wollt Ihr mit zwanzig Pistolen machen?"

„Ei!" sagte Malicorne ein wenig ärgerlich, „und würde ich sie nur den fünfhundert beifügen, die Ihr mir schon schuldig seid."

„Ihr habt Recht," sprach Manicamp, abermals die Hand ausstreckend, „unter diesem Gesichtspunkt kann ich sie annehmen. Gebt."

„Einen Augenblick Geduld . . . was Teufels! damit ist nicht Alles abgemacht, daß man die Hand ausstreckt; bekomme ich mein Patent, wenn ich Euch die zwanzig Pistolen gebe?"

„Allerdings."

„Bald?"

„Heute."

„Oh! nehmt Euch in Acht, Herr von Manicamp, Ihr seid zu rasch mit Euren Versprechungen, und ich verlange nicht so viel von Euch. Dreißig Meilen an einem Tag, das ist zu viel, und Ihr würdet Euch dadurch den Tod zuziehen."

„Um einem Freund gefällig zu sein, finde ich nichts unmöglich."

„Ihr seid heldenmüthig."

„Wo sind die zwanzig Pistolen?"

„Hier sind sie," erwiederte Malicorne, indem er sie zeigte.

„Gut."

„Aber, mein lieber Manicamp, Ihr werdet sie nur in Postpferden aufzehren."

„Nein, seid unbesorgt."

„Verzeiht! Fünfzehn Meilen von hier nach Etampes."

„Vierzehn."

„Es mag sein; vierzehn Meilen machen sieben Posten; zu zwanzig Sous die Post sieben Livres; sieben Courier-Livres, vierzehn; eben so viel für die Rückkehr, acht und zwanzig; Abendbrod und Nachtlager eben so viel; das macht ungefähr sechzig Livres, die Euch diese Gefälligkeit kosten wird."

Manicamp streckte sich wie eine Schlange in seinem Bett aus, heftete seine großen Augen auf Malicorne und sagte:

„Ihr habt Recht, ich werde vor morgen nicht zurückkommen können."

Und er nahm die zwanzig Pistolen.

„Sprecht also."

„Da ich erst morgen zurückkommen kann, so haben wir Zeit."

„Zeit, was zu thun?"

„Zeit, zu spielen."

„Um was wollt Ihr spielen?"

„Um Eure zwanzig Pistolen, bei Gott!"

„Nein, Ihr gewinnt immer."

„So wette ich mit Euch darum."

„Gegen was?"

„Gegen zwanzig andere."

„Und was wird der Gegenstand der Wette sein?"

„Hört. Wir sagten vierzehn Meilen nach Etampes?"

„Ja."

„Vierzehn zurück?"

„Ja."

„Folglich acht und zwanzig Meilen."

„Allerdings."

„Für diese acht und zwanzig Meilen bewilligt Ihr mir wohl vierzehn Stunden?"

„Ich bewillige sie Euch."

„Eine Stunde, um den Grafen von Guiche aufzusuchen."

„Gut."

„Und eine, um ihn den Brief von Monsieur schreiben zu lassen?“

„Vortrefflich.“

„Sechzehn im Ganzen.“

„Ihr rechnet wie Colbert.“

„Es ist Mittag.“

„Halb ein Uhr.“

„Ah! Ihr habt eine schöne Uhr.“

„Ihr sagtet,“ sprach Malicorne, und steckte seine Uhr wieder in die Hosentasche.

„Ah! es ist wahr; ich bot Euch an, zwanzig Pistolen gegen die zu wetten, welche Ihr mir geliehen habt, daß Ihr den Brief vom Grafen von Guiche bekommen werdet . . . binnen . . .“

„Binnen?“

„Binnen acht Stunden.“

„Habt Ihr ein geflügeltes Pferd?“

„Das ist meine Sache. Wettet Ihr immer noch?“

„Ich soll den Brief des Grafen in acht Stunden bekommen?“

„Ja.“

„Unterzeichnet.“

„Ja.“

„In die Hand?“

„Wohl! es sei; ich wette,“ sagte Malicorne, neugierig, zu erfahren, wie sein Kleiderverkäufer sich herausziehen würde.

„Ist das abgemacht?“

„Abgemacht.“

„So gebt mir Feder, Tinte und Papier.“

„Hier.“

„Ah!“

Manicamp erhob sich mit einem Seufzer, stützte sich auf seinen linken Ellenbogen und schrieb mit seiner schönsten Handschrift folgende Zeilen:

„„Gut für eine Stelle als Ehrenfräulein von Ma-

dame, welche der Herr Graf von Guiche nach Sicht zu erlangen übernehmen wird.

„„Von Manicamp.““

Nachdem diese mühsame Arbeit vollbracht war, streckte sich Manicamp seiner ganzen Länge nach wieder aus.

„Nun!“ fragte Malicorne, „was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß, wenn Ihr Eile habt, den Brief des Grafen von Guiche für Monsieur zu erhalten, meine Wette für mich gewonnen ist.“

„Wie so?“

„Das ist ganz klar, wie mir scheint, Ihr nehmt dieses Papier.“

„Ja.“

„Ihr reist an meiner Stelle ab.“

„Ah!“

„Ihr laßt Eure Pferde gehörig laufen.“

„Gut.“

„In sechs Stunden seid Ihr in Etampes, in sieben Stunden habt Ihr den Brief des Grafen, und ich habe meine Wette gewonnen, ohne daß ich mich aus meinem Bette rühre, was mich und wohl auch Euch zufrieden stellt.“

„Manicamp, Ihr seid entschieden ein großer Mann.“

„Ich weiß es wohl.“

„Ich reise nach Etampes ab.“

„Ihr reist.“

„Ich suche den Grafen von Guiche mit dieser Anweisung auf.“

„Er gibt Euch eine ähnliche für Monsieur.“

„Ich begebe mich nach Paris.“

„Ihr sucht Monsieur mit der Anweisung des Grafen von Guiche auf.“

„Monsieur willigt ein.“

„Auf der Stelle.“

„Ich erhalte mein Patent.“

„Ihr erhaltet es.“

„Ah!“

„Ich hoffe, ich bin artig.“

„Anbetungswürdig.“

„Ich danke.“

„Ihr macht also mit dem Grafen von Guiche, was Ihr wollt, mein lieber Manicamp!“

„Alles, das Geld ausgenommen.“

„Teufel! die Ausnahme ist ärgerlich! Verlangtet Ihr aber, statt Geld von ihm zu verlangen . . .“

„Was?“

„Etwas Wichtiges!“

„Was nennt Ihr wichtig?“

„Wenn Euch zum Beispiel einer von Euren Freunden um einen Dienst bäte?“

„So würde ich ihm denselben nicht leisten.“

„Selbstsüchtiger!“

„Oder ich würde ihn wenigstens fragen, welchen Dienst er mir dagegen leisten werde.“

„Ah! das lasse ich mir gefallen. Nun! dieser Freund spricht mit Euch.“

„Ihr, Malicorne?“

„Ich.“

„Ah! Ihr seid also sehr reich?“

„Ich habe noch fünfzig Pistolen.“

„Gerade die Summe, die ich brauche. Wo sind die fünfzig Pistolen?“

„Hier,“ erwiederte Malicorne, an seine Tasche klopfend.

„So sprecht, mein Lieber; was wollt Ihr haben?“

Malicorne nahm wieder die Tinte, die Feder und das Papier und reichte Alles Manicamp.

„Schreibt,“ sagte er.

„Dictirt.“

„„Gut für eine Stelle im Hause von Monsieur.“

„Hoho!“ machte Manicamp, indem er die Feder in die Höhe hob, „eine Stelle im Hause von Monsieur für fünfzig Pistolen!“

„Ihr habt schlecht gehört, mein Lieber.“

„Wie habt Ihr denn gesagt?“

„Fünfhundert.“

„Und die fünfhundert?“

Malicorne zog aus seiner Tasche eine Rolle Gold, stieß sie an einem Ende ab und erwiederte:

„Hier sind sie.“

Manicamp verschlang die Rolle mit den Augen, diesmal aber hielt sie Malicorne in der Entfernung.

„Ah! was sagt Ihr dazu? Fünfhundert Pistolen?“

„Ich sage, daß Ihr meinen Credit abnutzen werdet,“ erwiederte Manicamp, während er die Feder wieder nahm; „dictirt.“

Malicorne fuhr fort:

„Die mein Freund der Graf von Guiche von Monsieur für meinen Freund Malicorne erlangen wird.“

„Hier,“ sagte Manicamp.

„Verzeiht, Ihr habt zu unterzeichnen vergessen.“

„Ah! es ist wahr. Die fünfhundert Pistolen?“

„Hier sind zweihundert und fünfzig.“

„Und die zweihundert und fünfzig weiteren?“

„Wenn ich meine Stelle habe.“

Manicamp machte eine Grimasse und erwiederte:

„Dann gebt mir die Empfehlung.“

„Wozu?“

„Um ein Wort beizufügen.“

„Ein Wort?“

„Ja, ein einziges.“

„Welches?“

„Dringend.“

Malicorne gab die Empfehlung zurück; Manicamp fügte das Wort bei.

„Gut!“ sagte Malicorne und nahm das Papier wieder.

Manicamp fing an die Pistolen zu zählen.

„Es fehlen zwanzig," sagte er.

„Wie so?"

„Die zwanzig, die ich gewonnen habe."

„Wo?"

„Indem ich mit Euch wettete, Ihr würdet den Brief des Grafen von Guiche in acht Stunden haben."

„Ganz richtig," sagte Malicorne.

Und er gab ihm die zwanzig Pistolen.

Manicamp nahm das Gold mit vollen Händen und ließ es in Cascaden auf sein Bett regnen.

„Nun," murmelte Malicorne, während er sein Papier trocknen ließ, „das ist eine Stelle, die von Anfang mehr zu kosten scheint, als die erste, aber . . ."

Er hielt inne, nahm ebenfalls die Feder und schrieb an die Montalais:

„Mein Fräulein, verkündiget Eurer Freundin, ihr Anstellungspatent werde ihr ohne Verzug zukommen; ich reise ab, um es unterzeichnen zu lassen: ich werde sechs und achtzig Meilen aus Liebe für Euch gemacht haben."

Dann mit einem teuflischen Lächeln in dem unterbrochenen Satz fortfahrend:

„Das ist eine Stelle, die mich von Anfang mehr zu kosten scheint, als die erste; aber . . . der Nutzen wird, wie ich hoffe, im Verhältniß zur Ausgabe stehen . . . und Fräulein de la Vallière wird mir mehr eintragen, als Fräulein von Montalais, oder . . . oder ich will nicht mehr Malicorne heißen. Guten Tag, Manicamp."

Und er entfernte sich.

XI.

Der Hof vom Hotel Grammont.

Als Malicorne nach Orleans kam, erfuhr er, der Graf von Guiche sei nach Paris abgereist.

Malicorne ruhte zwei Stunden und setzte seine Reise fort.

Er kam in der Nacht in Paris an, stieg in einem kleinen Gasthause ab, in dem er gewöhnlich bei seinen Reisen nach der Hauptstadt sein Quartier nahm, und fand sich am andern Morgen um acht Uhr im Hotel Grammont ein.

Es war Zeit, daß Malicorne ankam.

Der Graf von Guiche schickte sich an, von Monsieur Abschied zu nehmen, ehe er nach dem Havre abging, wo die Elite des französischen Adels Madame bei ihrer Ankunft von England einholte.

Malicorne nannte den Namen Manicamp und wurde eingeführt.

Der Graf von Guiche war im Hof des Hotel Grammont und besichtigte seine Equipagen, welche Bereiter und Stallmeister an ihm vorüberführen ließen.

Der Graf lobte oder tadelte vor seinen Handwerksleuten und seinen Dienern die Kleider, die Pferde und die Geschirre, die man ihm gebracht hatte, als man ihm mitten in dieser wichtigen Beschäftigung den Namen Manicamp zuwarf.

„Manicamp!" rief er, „er trete ein, er trete ein!"

Und er machte vier Schritte gegen das Hofthor.

Malicorne schlüpfte durch das halb geöffnete Thor herein und sagte, indem er den Grafen anschaute, der sehr erstaunt war, als er ein unbekanntes Gesicht statt des erwarteten erblickte:

„Verzeiht, Herr Graf, ich glaube, man hat einen Irrthum begangen: man hat Euch Manicamp selbst gemeldet und es ist nur sein Abgesandter."

„Ah! ah!" machte Guiche, ein wenig abgekühlt, „und Ihr bringt mir?"

„Einen Brief, Herr Graf."

Malicorne überreichte die erste Empfehlung und beobachtete das Gesicht des Grafen.

Dieser las und lachte.

„Abermals," sagte er, „abermals ein Ehrenfräulein! Ah! dieser drollige Manicamp begünstigt also alle Ehrenfräulein von Frankreich!"

Malicorne verbeugte sich.

„Und warum kommt er nicht selbst?" fragte der Graf.

„Er liegt im Bette."

„Ah! Teufel! Er hat also kein Geld?"

Malicorne zuckte die Achseln.

„Aber was thut er denn mit seinem Geld?"

Malicorne machte eine Bewegung, welche besagen wollte, er wisse über diesen Artikel eben so wenig, als der Graf selbst.

„So benütze er seinen Credit," fuhr Guiche fort.

„Ah! ich glaube Eines?"

„Was?"

„Manicamp hat nur bei Euch, Herr Graf, Credit."

„Er wird sich also nicht im Havre einfinden?"

Wieder eine Bewegung von Malicorne.

„Das ist unmöglich, Jedermann wird dort sein."

„Herr Graf, ich hoffe, er wird eine so schöne Gelegenheit nicht versäumen."

„Er müßte schon in Paris sein."

„Manicamp wird einen kürzeren Weg einschlagen, um die verlorene Zeit wieder einzuholen."

„Und wo ist er?"

„In Orleans."

„Mein Herr,“ sagte Guiche sich verbeugend, „Ihr scheint mir ein Mann von gutem Geschmack zu sein.“

Malicorne trug das Kleid von Manicamp.

Er verbeugte sich ebenfalls und erwiederte:

„Ihr erweist mir große Ehre, Herr Graf.“

„Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?“

„Ich heiße Malicorne, Herr Graf.“

„Herr von Malicorne, wie findet Ihr die Holfter von diesen Pistolen?“

Malicorne war ein Mann von Geist; er begriff die Lage der Dinge. Ueberdies stellte ihn das vor seinen Namen gesetzte von auf die Höhe von demjenigen, welcher mit ihm sprach.

Er betrachtete die Holfter als Kenner und antwortete, ohne zu zögern:

„Ein wenig plump, Herr Graf.“

„Ihr seht!“ sprach der Graf zu dem Sattler, „dieser Herr, der ein Mann von Geschmack ist, findet Eure Holfter plump. Was sagte ich Euch vorhin?“

Der Sattler entschuldigte sich.

„Und was haltet Ihr von diesem Pferd?“ fragte Guiche; „das ist auch ein Ankauf, den ich gemacht habe.“

„Dem Aussehen nach scheint es mir vortrefflich, doch ich müßte es reiten, um Euch meine Ansicht zu sagen.“

„Nun, so reitet es, Herr von Malicorne, und laßt es einige Male die Schule durchmachen.“

Der Hof des Hotel war in der That so beschaffen, daß er zur Noth als Reitschule dienen konnte.

Ohne verlegen zu werden, nahm Malicorne Stange und Trense zusammen, faßte die Mähne mit der linken Hand, stellte seinen Fuß in den Steigbügel, schwang sich auf und setzte sich im Sattel fest.

Das erste Mal ließ er das Pferd die Runde im Hof im Schritt machen.

Das zweite Mal im Trab.

Und das dritte Mal im Galopp.

Dann hielt er vor dem Grafen an, stieg ab und warf die Zügel einem Reitknecht zu.

„Nun, was sagt Ihr dazu, Herr von Malicorne?" fragte der Graf.

„Herr Graf," antwortete Malicorne, „dieses Pferd ist von mecklenburgischer Race. Als ich nachsah, ob das Gebiß gut auf den Stangen aufliege, bemerkte ich, daß es sieben Jahre alt ist. Das ist das geeignete Alter für ein Schlachtroß. Der Vordertheil ist leicht. Ein Pferd mit plattem Kopf, pflegt man zu sagen, ermüdet die Hand des Reiters nie. Der Widerrist ist ein wenig nieder. Das Hängen des Kreuzes könnte mich an der Reinheit der deutschen Race zweifeln lassen. Es muß englisches Blut haben. Das Thier ist gerade auf seinem Aplomb; aber es muß im Trab mit den Hintereisen an die Vorderfüße streifen, und es ist Behutsamkeit beim Beschlag nothwendig. Es ist übrigens geschmeidig und leicht zu behandeln. Bei den Volten und Fußveränderungen habe ich die Hülfen fein gefunden."

„Gut geurtheilt," rief der Graf, „Ihr seid ein Kenner, Herr von Malicorne!"

Dann den Ankömmling näher beschauend, sagte Guiche zu Malicorne:

„Ihr habt da ein reizendes Kleid. Ich denke, es kommt nicht aus der Provinz; in Tours oder Orleans arbeitet man nicht in diesem Geschmack."

„Nein, Herr Graf, dieses Kleid kommt in der That von Paris."

„Ja, das sieht man . . . Doch kehren wir zu unserer Angelegenheit zurück . . . Manicamp will also ein zweites Ehrenfräulein machen?"

„Ihr seht, was er Euch schreibt, Herr Graf."

„Wer war die Erste?"

Malicorne fühlte, wie ihm die Röthe zu Gesicht stieg und antwortete hastig:

„Eine reizende junge Dame, Fräulein von Montalais."

„Ah! ah! Ihr kennt sie, mein Herr?“

„Ja, es ist gleichsam meine Braut.“

„Dann ist es etwas Anderes . . . Tausend Glückwünsche!“ rief Guiche, auf dessen Lippen schon ein Höflingsscherz schwebte, den aber der Titel Braut, welchen Malicorne Fräulein von Montalais gab, an die den Frauen schuldige Achtung erinnerte.

„Und für wen ist das zweite Patent?“ fragte Guiche. „Für die Braut von Manicamp? Dann beklage ich sie. Das arme Mädchen wird einen schlimmen Burschen zum Gatten haben.“

„Nein, Herr Graf. Das zweite Patent ist für Fräulein La Baume Le Blanc de la Vallière.“

„Unbekannt,“ sagte Guiche.

„Unbekannt, ja, Herr Graf,“ sprach Malicorne lächelnd.

„Gut! ich werde mit Monsieur sprechen. Doch sagt, ist sie von Adel?“

„Von sehr gutem Hause. Ehrenfräulein von Madame Witwe.“

„Wollt Ihr mich nun zu Monsieur begleiten?“

„Gern, wenn Ihr mir diese Ehre bewilligt.“

„Habt Ihr Euren Wagen?“

„Nein, ich bin zu Pferde gekommen.“

„In diesem Kleid?“

„Nein, Herr Graf, ich komme von Orleans mit der Post und habe mein Reisekleid mit diesem gewechselt, um bei Euch erscheinen zu können.“

„Ah! es ist wahr, Ihr sagtet mir, Ihr kämet von Orleans.“

Und er steckte den Brief, indem er ihn zerknitterte, in seine Tasche.

„Herr Graf,“ sprach Malicorne schüchtern, „ich glaube, Ihr habt nicht Alles gelesen.“

„Wie, ich habe nicht Alles gelesen?“

„Nein, es waren zwei Billets in demselben Umschlag.“

„Ah! ah! seid Ihr dessen sicher?“

„Sehr sicher.“

Und der Graf öffnete den Umschlag noch einmal und sagte:

„Ah! es ist meiner Treue wahr.“ Dann entfaltete er das Papier, das er nicht gelesen hatte, und sprach:

„Ich vermuthete es, eine andere Empfehlung für eine Stelle bei Monsieur; dieser Manicamp ist ein wahrer Abgrund! Ah! der Ruchlose, er treibt also Handel damit!“

„Nein, Herr Graf, er will ein Geschenk damit machen.“

„Wem?“

„Mir.“

„Warum saget Ihr mir das nicht sogleich, mein lieber Herr von Mauvaisecorne?“

„Malicorne.“

„Ah! verzeiht; das Lateinische verwirrt mich. Die verfluchte Gewohnheit der Etymologien! Warum des Teufels läßt man die jungen Leute von Familie Lateinisch lernen? Mala, mauvaise. Ihr begreift, das ist dasselbe. Nicht wahr, Ihr verzeiht mir, Herr von Malicorne?“

„Eure Güte rührt mich, Herr Graf, doch das ist ein Grund, daß ich Euch sogleich etwas bemerke.“

„Was, mein Herr?“

„Ich bin kein Edelmann: ich habe ein gutes Herz, habe ein wenig Verstand und heiße Malicorne schlechtweg.“

„Nun wohl!“ sagte der Graf, indem er das boshafte Gesicht des Andern anschaute, „Ihr macht auf mich die Wirkung eines liebenswürdigen Mannes. Ich liebe Euer Gesicht, Herr Malicorne; Ihr müßt wüthend gute Eigenschaften besitzen, daß Ihr diesem selbstsüchtigen Manicamp gefallen habt. Sprecht offenherzig, Ihr seid ein Heiliger, der auf die Erde herabgestiegen.“

„Warum dies?“

„Alle Wetter! daß er Euch etwas schenkt. Habt Ihr nicht gesagt, er wolle Euch ein Geschenk mit einer Stelle bei Monsieur machen?"

„Verzeiht, Herr Graf, erhalte ich diese Stelle, so wird er sie mir nicht geschenkt haben, sondern Ihr!"

„Und dann hat er sie Euch vielleicht nicht ganz umsonst geschenkt?"

„Herr Graf!"

„Wartet doch, es gibt einen Malicorne in Orleans. Bei Gott! so ist es! er leiht dem Herrn Prinzen Geld!"

„Ich glaube, das ist mein Vater."

„Ah! gut. Der Herr Prinz hat den Vater, und der abscheuliche Vergeuder Manicamp hat den Sohn. Nehmt Euch in Acht, mein Herr, ich kenne ihn; er wird Euch beim Teufel bis auf die Knochen abnagen."

„Ich borge nur ohne Interesse, Herr Graf!" erwiederte Malicorne lächelnd.

„Ich sagte ja, Ihr seid ein Heiliger, oder etwas Aehnliches, Herr Malicorne; Ihr bekommt die Stelle, oder ich will meinen Namen verlieren."

„Ah! Herr Graf, wie dankbar bin ich Euch!" rief Malicorne entzückt.

„Zum Prinzen also, mein lieber Herr Malicorne, gehen wir zum Prinzen."

Hienach ging Guiche auf die Thüre zu und bedeutete Malicorne durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

Doch in dem Augenblick, wo sie über die Schwelle schreiten wollten, erschien auf der andern Seite ein junger Mann.

Es war ein Cavalier von vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, mit bleichem Gesicht, dünnen Lippen, glänzenden Augen und braunen Haaren und Augenbraunen.

„Ei! guten Morgen," sagte er, während er Guiche rasch gleichsam in das Innere des Hofes zurückschob.

„Ah! Ihr seid es, Herr von Wardes, Ihr gestiefelt und gespornt und die Reitpeitsche in der Hand."

„So geziemt es sich für einen Mann, der nach dem Havre abreist. Morgen wird Niemand mehr in Paris sein.“

Nach diesen Worten verbeugte sich der Eintretende ceremoniös vor Malicorne, dem sein schönes Kleid ein fürstliches Aussehen verlieh.

„Herr Malicorne,“ sagte Guiche zu seinem Freunde.

Von Wardes verbeugte sich abermals.

„Sprecht, Wardes,“ fuhr Guiche fort, „sagt uns, Ihr, der Ihr auf solche Dinge lauert, welche Stellen sind noch bei Hofe oder vielmehr im Hause von Monsieur zu vergeben?“

„Im Hause von Monsieur,“ erwiederte Wardes, indem er, um zu suchen, die Augen zum Himmel aufschlug, „wartet doch, ich glaube die des Oberststallmeisters.“

„Oh!“ rief Malicorne, „sprechen wir nicht von solchen Posten, mein Ehrgeiz geht nicht bis bis zum vierten Theil dieses Rangs.“

Wardes hatte einen mißtrauischeren Blick, als Guiche, er errieth Malicorne sogleich.

„Es ist wahr,“ sagte er, Malicorne messend, „um diese Stelle einzunehmen, muß man Herzog oder Pair sein.“

„Ich verlange nur eine sehr bescheidene Stelle,“ erwiederte Malicorne, „ich bin wenig und überschätze mich durchaus nicht.“

„Herr Malicorne, den Ihr hier seht,“ sagte Guiche zu Wardes, „ist ein reizender junger Mann, der nur das Unglück hat, kein Edelmann zu sein. Doch, Ihr wißt, ich kümmere mich wenig darum, ob man Edelmann ist.“

„Einverstanden!“ sprach Herr von Wardes, „aber ich muß Euch nur bemerken, mein lieber Graf, daß man ohne Rang vernünftiger Weise nicht auf eine Bedienstung bei Monsieur hoffen kann.“

„Es ist wahr," erwiederte der Graf, „die Etiquette ist streng. Teufel! Teufel! daran dachten wir nicht."

„Ah! das ist ein großes Unglück für mich," rief Malicorne leicht erbleichend, „ein großes Unglück, Herr Graf!"

„Doch es gibt wohl ein Mittel dagegen, wie ich hoffe," versetzte Guiche.

„Bei Gott!" rief Herr von Wardes, „das Mittel ist gefunden, man macht Euch zum Edelmann, mein lieber Herr. Seine Eminenz der Cardinal Mazarini that nichts Anderes vom Morgen bis zum Abend."

„Friede! Friede! Wardes," sagte der Graf, „keinen schlechten Spaß; es geziemt sich nicht, daß wir unter uns so scherzen; allerdings läßt sich der Adel erkaufen, doch dieses Unglück ist groß genug, daß Edelleute nicht darüber lachen sollten."

„Meiner Treue! Du bist sehr Puritaner, wie die Engländer sagen."

„Der Herr Vicomte von Bragelonne," meldete ein Bedienter in den Hof hinein, wie er es in einen Salon gethan hätte.

„Ah! lieber Raoul, komm, komm doch. Auch gestiefelt und gespornt! Du reisest also ebenfalls ab?"

Bragelonne näherte sich der Gruppe der jungen Männer und grüßte mit der ihm eigenthümlichen ernsten, sanften Miene. Sein Gruß war besonders an Herrn von Wardes gerichtet, den er nicht kannte, und dessen Züge, als er Raoul erscheinen sah, sich mit einer besonderen Kälte bewaffnet hatten.

„Mein Freund," sagte er zu Guiche, „ich komme, um Dich um Deine Gesellschaft zu bitten. Ich denke, wir reisen nach dem Havre?"

„Ah! das ist herrlich, das ist köstlich! Wir werden eine vortreffliche Reise machen! Herr Malicorne, Herr von Bragelonne. Ah! ich stelle Dir Herrn von Wardes vor."

Die zwei jungen Leute tauschten eine abgemessene

Begrüßung aus. Diese beiden Naturen schienen von Anfang an geneigt, sich gegenseitig zu bekriegen. Von Wardes war geschmeidig, fein, gleißnerisch; Raoul ernst, erhaben, gewandt.

„Bringe Wardes und mich in Einklang, Raoul.“

„Worüber?“

„Ueber den Adel.“

„Wer soll sich darauf verstehen, wenn nicht ein Grammont?“

„Ich verlange von Dir keine Komplimente, sondern Deine Ansicht.“

„Dann muß ich wenigstens den Gegenstand des Streites kennen.“

„Wardes behauptet, man treibe Mißbrauch mit den Titeln; ich behaupte, der Titel sei für den Menschen unnöthig.“

„Und Du hast Recht,“ sprach Bragelonne mit ruhigem Tone.

„Aber ich auch,“ versetzte Herr von Wardes mit einer gewissen Hartnäckigkeit, „ich behaupte auch, daß ich Recht habe.“

„Was sagtet Ihr, mein Herr?“

„Ich sagte, man thue in Frankreich Alles, was nur immer möglich, um die Edelleute zu demüthigen.“

„Wer thut das?“ fragte Raoul.

„Der König selbst; er umgibt sich mit Leuten, welche die Ahnenprobe zu machen nicht im Stande wären.“

„Geht doch,“ rief Guiche, „ich weiß nicht, wo des Teufels Ihr das gesehen habt, Wardes.“

„Ein einziges Beispiel,“ sagte Herr von Wardes. Und er bedeckte Bragelonne ganz mit seinem Blick.

„Sprich.“

„Weißt Du, wen man zum General Kapitän der Musketiere ernannt hat, eine Stelle, die so viel werth ist, als die Pairie, eine Stelle, die den Vortritt vor den Marschällen von Frankreich verleiht?“

Raoul fing an zu erröthen, denn er sah, worauf Herr von Wardes abzielte.

„Nein; wen hat man dazu ernannt? Es kann jeden Falls noch nicht lange geschehen sein, denn vor acht Tagen war die Stelle noch erledigt, so daß sie der König Monsieur, der sie für einen von seinen Günstlingen verlangte, verweigert hat.“

„Nun wohl! mein Lieber, der König hat sie dem Günstling von Monsieur verweigert, um sie dem Chevalier d'Artagnan, einem Junker aus der Gascogne, zu geben, der den Degen dreißig Jahre in den Vorzimmern geschleppt hat.“

„Verzeiht, mein Herr, daß ich Euch unterbreche,“ sagte Raoul, indem er Herrn von Wardes einen Blick voll Strenge zuwarf, „mir scheint, Ihr kennt denjenigen nicht, von welchem Ihr sprecht.“

„Ich kenne Herrn d'Artagnan nicht! Ei! mein Gott, wer kennt ihn denn nicht?“

„Mein Herr,“ entgegnete Raoul mit mehr Ruhe und Kälte, „diejenigen, welche ihn kennen, sind verpflichtet, zu sagen, daß er, wenn er auch kein so guter Edelmann ist, als der König, was nicht ihm zur Last fällt, doch allen Königen der Welt an Muth und Rechtschaffenheit gleichkommt. Das ist meine Meinung, mein Herr, und ich kenne, Gott sei Dank, Herrn d'Artagnan seit meiner Geburt.“

XII.

Das Portrait von Madame.

Der Streit sollte bitter werden, das begriff der Graf von Guiche vollkommen.

In dem Blick von Bragelonne lag etwas offenbar Feindseliges.

In dem von Wardes war etwas wie die Berechnung eines Angriffs.

Ohne sich von den verschiedenen Gefühlen, welche seine beiden Freunde in Bewegung setzten, Rechenschaft zu geben, beabsichtigte Guiche den Schlag zu pariren, der, wie er fühlte, bald von dem Einen oder dem Andern, oder vielleicht von allen Beiden geführt werden würde.

„Meine Herren," sagte er, „wir müssen uns verlassen, ich muß mich zu Monsieur begeben. Verabreden wir uns . . . . Du, Wardes, komm mit mir in den Louvre; Du, Raoul, bleibst der Herr des Hauses, und da Du der Rath von Allem bist, was hier geschieht, so wirst Du einen letzten Blick auf die Vorkehrungen zu meiner Abreise werfen."

Als ein Mensch, der einen Streit weder sucht, noch fürchtet, machte Raoul mit dem Kopf ein Zeichen der Einwilligung und setzte sich auf eine Bank in der Sonne.

„Gut," sprach Guiche, „bleibe hier, Raoul, und laß Dir die Pferde zeigen, die ich gekauft habe, Du wirst mir Deine Meinung sagen, denn ich habe sie nur unter der Bedingung gekauft, daß Du den Handel ratificirest. Ah! verzeih, ich vergaß, mich nach dem Befinden des Herrn Grafen de la Fère zu erkundigen."

Während er diese Worte sprach, beobachtete er

Herrn von Wardes und suchte die Wirkung zu erforschen, die auf ihn der Name des Vaters von Raoul hervorbrächte.

„Ich danke," erwiederte der junge Mann, „der Herr Graf befindet sich wohl."

Ein Blick des Hasses zuckte in den Augen von Wardes.

Von Guiche schien diesen düsteren Schimmer nicht zu bemerken; er drückte Raoul die Hand und sagte zu ihm:

„Es ist abgemacht, nicht wahr, Raoul, Du kommst zu uns in den Hof des Palais-Royal?"

Dann hieß er Wardes, der sich bald auf einem Fuß, bald auf dem anderen wiegte, ihm folgen und sprach:

„Wir gehen, kommt, Herr Malicorne."

Dieser Name machte Raoul beben; es kam ihm vor, als hätte er denselben schon einmal aussprechen hören, doch er konnte sich nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit.

Während er, halb träumerisch, halb aufgebracht durch sein Gespräch mit Wardes, sich zu entsinnen suchte, begaben sich die drei jungen Leute nach dem Palais-Royal, wo Monsieur wohnte.

Malicorne begriff zwei Dinge.

Einmal, daß die jungen Leute sich etwas zu sagen hatten.

Sodann, daß er nicht in derselben Reihe mit ihnen gehen durfte.

Er blieb hinten.

„Seid Ihr ein Narr?" sagte Guiche zu seinem Gefährten, als sie einige Schritte außerhalb des Hotel Grammont gemacht hatten, „Ihr greift d'Artagnan an, und dies in Gegenwart von Raoul?"

„Nun, und was hernach?"

„Wie, hernach?"

„Allerdings; ist es verboten, d'Artagnan anzugreifen?“

„Ihr wißt aber wohl, daß Herr d'Artagnan den vierten Theil von dem so glorreichen und so furchtbaren Ganzen gethan hat, was man die Musketiere nennt.“

„Es mag sein; doch ich sehe nicht ein, warum mich das abhalten soll, Herrn d'Artagnan zu hassen.“

„Was hat er Euch gethan?“

„Ah! mir nichts.“

„Warum haßt Ihr ihn dann?“

„Fragt den Schatten meines Vaters.“

„In der That, mein lieber von Wardes, Ihr setzt mich in Erstaunen. Herr d'Artagnan ist keiner von den Menschen, die eine Feindschaft hinter sich lassen, ohne ihre Rechnung zu bereinigen. Euer Vater war, wie man mir gesagt, stets bei der Hand. Es gibt aber keine so heftige Feindschaften, die sich nicht im Blute eines guten und redlichen Degenstichs abwaschen.“

„Was wollt Ihr, lieber Freund? Dieser Haß bestand zwischen meinem Vater und Herrn d'Artagnan; er hat mir, als ich noch ein Kind war, davon erzählt, und es ist das ein besonderes Legat, das er mir unter seinem Erbe hinterließ.“

„Und dieser Haß hatte Herrn d'Artagnan allein zum Gegenstand?“

„Oh! Herr d'Artagnan ist zu gut mit seinen drei Freunden zu einer Masse verbunden, als daß die Ueberfülle nicht auf sie zurückspringen sollte, und glaubt mir, dieser Haß ist so beschaffen, daß sich die Anderen ihrerseits eintretenden Falls nicht zu beklagen haben werden.“

Herr von Guiche hatte die Augen auf Wardes geheftet; er schauerte, als er das bleiche Lächeln des jungen Mannes sah. Etwas wie eine Ahnung machte seinen Geist beben; er sagte sich, die Zeit der gewaltigen Degenstiche unter Edelleuten sei vorüber, aber der Haß, indem er im Grunde des Herzens austrete, statt

sich nach Außen zu ergießen, sei nicht minder Haß; das Lächeln sei oft so unheilschwanger, als die Drohung, und, mit einem Wort, nach den Vätern, die sich mit dem Herzen gehaßt und mit dem Arme bekämpft, kämen die Söhne, die sich auch mit dem Herzen hassen, aber nur mit der Intrigue oder dem Verrath bekämpfen würden.

Da es jedoch nicht Raoul war, den er im Verdacht der Intrigue oder des Verraths hatte, so bebte der Graf von Guiche für Raoul.

Während aber diese unheimlichen Gedanken die Stirne von Guiche verdüsterten, war Herr von Wardes wieder völlig Herr seiner selbst geworden.

„Uebrigens,“ sagte er, „übrigens grolle ich Herrn von Bragelonne nicht persönlich, ich kenne ihn nicht.“

„Jeden Falls vergeßt nicht, Herr von Wardes, daß Raoul mein bester Freund ist,“ sprach Herr von Guiche mit einer gewissen Strenge.

Von Wardes verbeugte sich.

Das Gespräch endigte hiebei, obgleich Herr von Guiche alles Mögliche that, um das Geheimniß seinem Herzen zu entlocken; Wardes war ohne Zweifel entschlossen, nicht mehr zu sagen, und blieb unerforschlich.

Der Graf von Guiche gedachte sich mehr Befriedigung bei Raoul zu verschaffen.

Mittlerweile kam man in das Palais-Royal, das von einer Menge Neugieriger umgeben war.

Der Hausstaat von Monsieur erwartete dessen Befehle, um zu Pferde zu steigen und die mit der Einholung der jungen Prinzessin beauftragten Botschafter zu geleiten.

Dieses Gepränge von Pferden, Waffen und Livreen glich in jener Zeit, durch den guten Willen der Völker und die Traditionen ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit an die Könige, die ungeheuren Ausgaben aus, welche die Steuern decken mußten.

Mazarin hatte gesagt:

„Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen.“

Ludwig XIV. sagte:

„Laßt sie sehen!“

Der Anblick hatte die Stimme ersetzt: man konnte noch schauen, aber man konnte nicht mehr singen.

Herr von Guiche ließ Wardes und Malicorne unten an der großen Treppe, er aber, der die Gunst von Monsieur mit dem Chevalier von Lorraine theilte, welcher ihm ein freundliches Gesicht machte, ihn jedoch nicht leiden konnte, ging gerade zu Monsieur hinauf.

Er fand den jungen Prinzen, der sich vor dem Spiegel schmückte.

In einer Ecke des Cabinets lag auf Polstern ausgestreckt der Herr Chevalier von Lorraine; er hatte seine langen blonden Haare frisiren lassen und spielte mit denselben, wie es eine Frau gethan hätte.

Der Prinz drehte sich bei dem Geräusch der Thüre um und rief, als er den Grafen erblickte:

„Ah! Du bist es, Guiche; komm hierher und sage mir die Wahrheit.“

„Ja, Monseigneur, Ihr wißt, daß dies mein Fehler ist.“

„Stelle Dir vor, Guiche, dieser abscheuliche Chevalier ärgert mich.“

Der Chevalier zuckte die Achseln.

„Wie dies?“ fragte Guiche, „das ist nicht die Gewohnheit des Herrn Chevalier.“

„Er behauptet,“ fuhr der Prinz fort, „Mademoiselle Henriette sei schöner als Frau, als ich dies als Mann bin.“

„Nehmt Euch in Acht,“ erwiederte Guiche, die Stirne faltend, „Ihr habt Wahrheit von mir verlangt.“

„Ja,“ versetzte Monsieur, beinahe zitternd.

„Nun, ich will sie Euch sagen.“

„Beeile Dich nicht,“ rief der Prinz, „Du hast Zeit, schau' mich aufmerksam an und rufe Madame in Dein Gedächtniß zurück; überdies hast Du hier ihr Portrait, nimm!“

Und er reichte ihm eine Miniatur von der feinsten Arbeit.

Der Graf nahm das Portrait, betrachtete es lange und sprach sodann:

„Bei meiner Treue, ein anbetungswürdiges Gesicht."

„Aber schau' mich doch auch an, schau' mich an," rief der Prinz, der die, ganz von dem Portrait in Anspruch genommene, Aufmerksamkeit des Grafen auf sich zu lenken suchte.

„Das ist in der That wunderbar," murmelte Guiche.

„Sollte man nicht glauben, Du habest das kleine Mädchen nie gesehen!" fuhr Monsieur fort.

„Es ist wahr, Monseigneur, ich habe die Prinzessin gesehen, doch vor fünf Jahren, und es gehen große Veränderungen zwischen einem Kind von zwölf Jahren und einer jungen Dame von siebenzehn vor."

„Sprich doch endlich Deine Meinung aus."

„Meine Meinung ist, daß der Maler bei dem Portrait sehr geschmeichelt haben muß."

„Ah! ja wohl, das hat er gewiß gethan," sagte der Prinz triumphirend; „nimm aber an, es sei nicht geschmeichelt worden, und sage mir Deine Meinung."

„Monseigneur, Eure Hoheit ist sehr glücklich, daß sie eine so reizende Braut hat."

„Gut, das ist Deine Ansicht über sie, doch über mich?"

„Monseigneur, meine Ansicht ist, daß Ihr für einen Mann viel zu schön seid."

Der Chevalier von Lorraine schlug ein lautes Gelächter auf.

Monsieur begriff, was Alles Strenges für ihn in der Meinung des Grafen von Guiche lag.

Er faltete die Stirne und erwiderte:

„Meine Freunde sind nicht sehr wohlwollend gegen mich."

Von Guiche schaute abermals das Portrait an,

nachdem er es aber einige Secunden betrachtet hatte, gab er es mit einer gewissen Anstrengung Monsieur zurück und sagte:

„Monseigneur, ich möchte entschieden lieber Eure Hoheit zehnmal, als Madame einmal mehr anschauen."

Der Chevalier sah wohl etwas Geheimnißvolles in diesen Worten, welche vom Prinzen unbegriffen blieben, denn er rief:

„Nun! so heirathet doch."

Monsieur fuhr fort, sich Schminke aufzulegen; als er damit zu Ende war, schaute er abermals das Portrait an, besah sich sodann im Spiegel und lächelte.

Er war ohne Zweifel mit der Vergleichung zufrieden.

„Es ist übrigens sehr artig von Dir, daß Du gekommen bist," sagte er zu Guiche, „ich befürchtete, Du dürftest abreisen, ohne von mir Abschied zu nehmen."

„Monseigneur kennt mich zu genau, um zu glauben, ich würde eine solche Unschicklichkeit begangen haben."

„Du hast wohl etwas von mir zu erbitten, ehe Du Paris verlässest?"

„Eure Hoheit hat richtig errathen, ich habe ihr ein Gesuch vorzutragen."

„Gut! sprich."

Der Chevalier von Lorraine wurde ganz Auge und Ohr; es kam ihm vor, als wäre jede Gnade, die ein Anderer erhielt, ein Diebstahl, den man an ihm begangen.

Und als Guiche zögerte, fragte der Prinz:

„Verlangst Du Geld? Das käme vortrefflich, ich bin sehr reich; der Herr Oberintendant der Finanzen hat mir fünfzig tausend Pistolen zustellen lassen."

„Ich danke Eurer Hoheit, es handelt sich nicht um Geld."

„Um was handelt es sich denn?"

„Um ein Patent für ein Ehrenfräulein."

„Teufel, was für einen Protector spielst Du

Guiche," sagte der Prinz mit Verachtung, „wirst Du immer nur von Weibsbildern sprechen?"

Der Chevalier von Lorraine lächelte: er wußte, daß man Monsieur mißfiel, wenn man Damen protegirte.

„Monseigneur," erwiederte der Graf, „ich protegire nicht unmittelbar die Person, von der ich spreche, sondern einer meiner Freunde."

„Ah! das ist etwas Anderes; und wie heißt der Schützling Deines Freundes?"

„Fräulein La Baume le Blanc de la Vallière, schon Ehrenfräulein von Madame Witwe."

„Pfui! eine Hinkende!" rief der Chevalier von Lorraine, indem er sich auf seinem Kissen ausstreckte.

„Eine Hinkende?" wiederholte der Prinz, „Madame sollte das unter den Augen haben? meiner Treue, das wäre zu gefährlich für ihre Schwangerschaften."

Der Chevalier von Lorraine brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Herr Chevalier," sagte Guiche, „was Ihr da thut, ist nicht edelmüthig: ich suche um etwas an, und Ihr schadet mir."

„Ah! verzeiht, Herr Graf," erwiederte der Chevalier, den der Ton beunruhigte, mit welchem der Graf seine Worte ausgesprochen hatte, „es war das nicht meine Absicht und ich glaube, daß ich das Fräulein mit einer anderen jungen Dame verwechsele."

„Gewiß, ich versichere Euch, daß Ihr verwechselt."

„Sprich, Guiche, ist Dir hieran gelegen?" fragte der Prinz.

„Sehr viel, Monseigneur."

„Bewilligt also, doch verlange kein Patent mehr, es ist keine Stelle mehr offen."

„Ah!" rief der Chevalier, „schon Mittag, das ist die für die Abreise bestimmte Stunde."

„Ihr jagt mich fort, mein Herr?" fragte Guiche.

„Oh! Graf, wie mißhandelt Ihr mich heute!" antwortete der Chevalier mit gleißnerischem Tone.

„Um Gottes willen! Graf, um Gottes willen, Chevalier," rief Monsieur, „zankt Euch nicht so; seht Ihr nicht, daß mir das peinlich ist?"

„Die Unterschrift?" fragte Guiche.

„Nimm ein Patent aus dieser Schublade und gib es mir."

Guiche nahm das bezeichnete Patent mit einer Hand und reichte mit der andern Monsieur eine in die Tinte getauchte Feder.

Der Prinz unterzeichnete.

„Hier," sagte er, indem er ihm das Papier zurückgab, „doch das geschieht unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß Du mit dem Chevalier Frieden machst."

„Gern," erwiederte Guiche.

Und er reichte dem Chevalier die Hand mit einer Gleichgültigkeit, die der Verachtung glich.

„Geht, Graf," sagte der Chevalier, ohne daß er die Verachtung des Grafen zu bemerken schien, „geht und bringt uns eine Prinzessin, die nicht zu viel mit ihrem Portrait schwatzt."

„Ja, reise ab und beeile Dich . . . Doch sage, wen nimmst Du mit?"

„Bragelonne und von Wardes."

„Zwei muthige Gefährten."

„Zu muthig," sagte der Chevalier; „seid bemüht, sie Beide zurückzubringen, Graf."

„Garstiges Herz," murmelte Guiche; „er wittert das Schlimme überall und vor Allem."

Dann verbeugte er sich vor Monsieur und ging ab.

Als er unter das Vorhaus kam, hob er das unterzeichnete Patent in die Luft.

Malicorne stürzte darauf los und empfing es zitternd vor Freude.

Nachdem er es aber empfangen hatte, bemerkte der Graf von Guiche, daß er noch etwas erwartete.

„Geduld, mein Herr, Geduld," sagte er zu seinem

Clienten, „der Herr Chevalier war da, und ich befürchtete zu scheitern, wenn ich mir zu viel auf einmal erbitten würde. Wartet also bis zu meiner Rückkehr."

„Gott befohlen, Herr Graf, tausend Dank," erwiederte Malicorne.

„Und schickt mir Manicamp. Doch sagt, mein Herr, ist es wahr, daß Fräulein de la Vallière hinkt?"

In der Secunde, wo er diese Worte sprach, hielt ein Pferd hinter ihm an.

Er wandte sich um und sah Bragelonne, der gerade in den Hof einritt, erbleichen.

Der arme Liebhaber hatte gehört.

Nicht dasselbe war bei Malicorne der Fall, der sich schon außer dem Bereiche der Stimme befand.

„Warum spricht man hier von Louise?" sagte Raoul zu sich selbst; „oh! dieser Wardes, der dort lächelt, soll es sich nie einfallen lassen, ein Wort von ihr in meiner Gegenwart zu reden."

„Vorwärts, vorwärts, meine Herren," rief der Graf von Guiche.

In diesem Augenblick erschien der Prinz, dessen Toilette beendigt war, am Fenster.

Die ganze Escorte begrüßte ihn durch lauten Zuruf, und zehn Minuten nachher flatterten Banner, Schärpen und Federn nach der Wellenbewegung des Galoppes der Rosse.

XIII.

Im Havre.

Der ganze, so glänzende, so muntere, von so verschiedenen Gefühlen belebte Hof kam vier Tage nach seinem Abgange von Paris im Havre an. Es fand dies gegen fünf Uhr Abends statt und man hatte noch keine Nachricht von Madame.

Man suchte Wohnungen; von da an aber entstand große Verwirrung unter den Herren, gab es große Händel unter den Lackeien. Mitten unter diesem ganzen Gewirre glaubte der Graf von Guiche Manicamp zu erkennen.

Er war in der That eingetroffen; doch da sich Malicorne sein schönstes Kleid beigelegt, so hatte er nur einen mit Silber gestickten Anzug von veilchenblauem Sammet wiederzukaufen finden können.

Guiche erkannte ihn sowohl an seinem Kleid, als an seinem Gesicht. Er hatte sehr oft dieses Kleid, sein letztes Mittel, an Manicamp gesehen.

Manicamp erschien vor dem Grafen unter einem Gewölbe von Fackeln, welche die unfern vom Thurme von Franz I. liegende Pforte, durch die man in das Havre gelangt, mehr entzündeten, als beleuchteten.

Als der Graf das betrübte Gesicht von Manicamp sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren.

„Ei! mein armer Manicamp," sagte er, „wie veilchenblau siehst Du aus . . . Du bist also in Trauer?"

„Ja, ich bin in Trauer," antwortete Manicamp.

„Um wen oder um was?"

„Um mein verschwundenes blaues, mit Gold gesticktes Kleid, an dessen Stelle ich nur dieses gefunden

habe, und ich mußte noch tüchtig sparen, um es wiederzukaufen."

„Wahrhaftig?"

„Wundere Dich, bei Gott! hierüber! Du läßest mich ohne Geld."

„Nun bist Du hier, und das ist die Hauptsache."

„Auf abscheulichen Straßen."

„Wo hast Du Dich einquartiert?"

„Einquartiert?"

„Ja."

„Ich habe mich nicht einquartiert."

Von Guiche lachte.

„Wo wirst Du dann wohnen?"

„Wo Du wohnst."

„Dann weiß ich es nicht."

„Wie, Du weißt es nicht?"

„Wie soll ich wissen, wo ich wohnen werde?"

„Du hast also keine Wohnung bestellt?"

„Ich?"

„Du oder Monsieur?"

„Wir dachten weder der Eine noch der Andere daran. Das Havre ist groß, meine ich, und wenn es nur einen Stall für zwölf Pferde und ein anständiges Haus in einem guten Quartier gibt . . ."

„Es gibt sehr anständige Häuser."

„Nun, dann . . ."

„Aber nicht für uns."

„Wie, nicht für uns! Für wen denn?"

„Für die Engländer, bei Gott!"

„Für die Engländer?"

„Ja, sie sind alle gemiethet."

„Durch wen?"

„Durch Herrn von Buckingham."

„Wie beliebt?" fragte Guiche, der bei diesem Wort das Ohr spitzte.

„Ja wohl, mein Lieber, durch Herrn von Buckingham. Seine Herrlichkeit hat einen Courrier vorausge-

schickt; dieser Courrier ist vor drei Tagen angekommen und hat alle taugliche Wohnungen, die sich in der Stadt fanden, gemiethet."

„Sprich, Manicamp, verständigen wir uns."

„Mir scheint, was ich Dir sage, ist klar."

„Was Teufels, Herr von Buckingham nimmt doch nicht das ganze Havre ein?"

„Er nimmt es allerdings nicht ein, da er noch nicht gelandet ist, sobald er sich aber ausgeschifft hat, wird er es einnehmen."

„Ho! ho!"

„Man sieht wohl, daß Du die Engländer nicht kennst . . . sie haben die Wuth, Alles aufzukaufen."

„Gut, aber ein Mensch, der ein ganzes Haus hat, begnügt sich damit, und nimmt nicht zwei."

„Ja, doch zwei Menschen."

„Es sei, zwei Häuser; vier, sechs, zehn, wenn Du willst; es gibt aber hundert Häuser im Havre."

„Nun, dann sind alle hundert gemiethet."

„Unmöglich."

„Wie hartnäckig Du bist . . . wenn ich Dir sage, daß Herr von Buckingham alle Häuser gemiethet hat, die das umgeben, wo Ihre Majestät die Königin Witwe von England und die Prinzessin ihre Tochter absteigen sollen."

„Ah! das ist denn doch sonderbar!" rief Herr von Wardes, den Hals seines Pferdes streichelnd.

„So ist es, mein Herr."

„Ihr seid dessen sicher, Herr von Manicamp?"

Während er so sagte, schaute Wardes heimlich Herrn von Guiche an, als wollte er ihn befragen, welches Vertrauen man den Worten seines Freundes schenken könnte.

Mittlerweile war es Nacht geworden, und die Fackeln, die Pagen, die Lackeien, die Stallmeister, die Pferde und die Wagen versperrten das Thor und den Platz; die Fackeln spiegelten sich in dem Kanal, den die

steigende Fluth füllte, indeß man jenseits des Hafendamms tausend neugierige Gesichter von Matrosen und Bürgern erblickte, welche nichts von dem Schauspiel zu verlieren suchten.

Während aller dieser Zögerungen hielt sich Bragelonne, als wäre er der ganzen Sache fremd, ein wenig hinter Herrn von Guiche, betrachtete die Spiele des Lichtes im Wasser und athmete zugleich mit Wonne den Salzgeruch der Welle ein, welche geräuschvoll über die Dünen, die Strandsteine und das Meergras hinrollt und der Luft seinen Schaum, dem Raum sein Tosen zuschleudert.

„Aber welchen Grund hat Herr von Buckingham, sich diesen Vorrath von Wohnungen zu verschaffen?“ rief der Graf von Guiche.

„Ja,“ fragte Herr von Wardes, „welchen Grund hat er?“

„Oh! einen vortrefflichen,“ erwiederte Manicamp.

„Kennst Du ihn?“

„Ich glaube ihn zu kennen.“

„So sprich.“

„Neige Dich.“

„Teufel, das läßt sich nur leise sagen?“

„Du wirst es selbst beurtheilen.“

„Gut.“

Herr von Guiche neigte sich.

„Die Liebe,“ sagte Manicamp.

„Ich begreife nicht.“

„Sage, Du begreifest noch nicht.“

„Erkläre Dich.“

„Nun wohl! man behauptet als gewiß, Herr Graf, S.K.H. Monsieur werde der unglücklichste Ehemann sein.“

„Wie, der Herzog von Buckingham?“

„Dieser Name bringt den Prinzen des Hauses Frankreich Unglück.“

„Der Herzog ist also?“

„Wie man versichert, in die junge Madame verliebt

und möchte gern, daß sich außer ihm Niemand ihr nähere."

Guiche erröthete.

„Gut, gut, ich danke," sagte er, Manicamp die Hand drückend.

Dann richtete er sich wieder auf und sprach zu Manicamp:

„Um der Liebe Gottes willen, mache, daß dieser Plan des Herzogs von Buckingham nicht zu französischen Ohren gelangt, Manicamp, oder es werden in der Sonne dieses Landes Schwerter glänzen, welche vor dem englischen Schlag nicht bange haben."

„Im Ganzen ist diese Liebe für mich nicht bewiesen und kann nur ein Mährchen sein," bemerkte Manicamp.

„Nein, es muß eine Wahrheit sein," sprach der Graf von Guiche.

Und unwillkührlich preßten sich die Zähne des jungen Mannes an einander.

„Nun! was kümmere ich mich, was kümmerst Du Dich am Ende darum, wenn Monsieur ist, was der selige König war? Buckingham Vater für die Königin, Buckingham Sohn für die junge Madame."

„Manicamp! Manicamp!"

„Ei! was des Teufels, das ist eine Thatsache, oder wenigstens eine Sage!"

„Stille!" sprach der Graf.

„Und warum stille?" sagte Wardes, „das ist eine für die französische Nation sehr ehrenvolle Thatsache. Seid Ihr nicht meiner Ansicht, Herr von Bragelonne?"

„Welche Thatsache?" fragte Raoul zerstreut.

„Daß die Engländer so der Schönheit unserer Königinnen und Prinzessinnen huldigen."

„Verzeiht, ich habe an dem, was man spricht, nicht Theil genommen und bitte Euch um eine Erklärung."

„Höret: Herr von Buckingham Vater mußte nach Paris kommen, daß Seine Majestät König Ludwig **XIII.** be=

merkte, seine Frau sei eine der schönsten Personen des französischen Hofes; nun muß Herr von Buckingham Sohn durch die Huldigung, die er ihr darbringt, abermals die Schönheit einer Prinzessin von französischem Blut einweihen. Eine überseeische Liebe eingeflößt haben wird fortan ein Schönheitspatent sein."

„Mein Herr," erwiederte Bragelonne, „ich höre nicht gern über solche Materien scherzen. Wir Edelleute sind die Hüter der Ehre der Königinnen und Prinzessinnen. Spotten wir über sie, was werden dann die Lackeien thun?"

„Ho! ho! mein Herr," rief Wardes, der bis über die Ohren erröthete, „wie soll ich das nehmen?"

„Nehmt es, wie es Euch beliebt," antwortete Bragelonne mit kaltem Tone.

„Bragelonne, Bragelonne," murmelte Guiche.

„Herr von Wardes," rief Manicamp, als er sah, daß der junge Mann sein Pferd gegen Raoul ansprengte.

„Meine Herren," sprach Guiche, „gebt nicht vor dem Volke auf der Straße ein solches Beispiel; Wardes, Ihr habt Unrecht."

„Unrecht! Worin frage ich Euch?"

„Darin, daß Ihr stets Schlimmes von Etwas oder von Jemand sprecht," antwortete Raoul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit.

„Seid nachgiebig, Raoul," flüsterte Guiche Bragelonne zu.

„Und schlagt Euch nicht, ehe Ihr ausgeruht habt," rief Manicamp.

„Auf! auf!" sagte Guiche, „vorwärts, meine Herren, vorwärts!"

Hienach schob er Pferde und Pagen beiseit und bahnte sich mitten durch die Menge einen Weg auf den Platz, wohin ihm der ganze Cortege der Franzosen nachzog.

Ein großes Thor, das in einen Hof ging, stand offen; Guiche ritt in diesen Hof ein; Bragelonne,

Wardes, Manicamp und drei bis vier andere Edelleute folgten ihm.

Hier wurde eine Art von Kriegsrath gehalten; man berathschlagte über das Mittel, das man anwenden sollte, um die Würde der französischen Ambassade zu retten.

Bragelonne trug darauf an, daß man das Prioritätsrecht achte.

Wardes schlug vor, die Stadt zu stürmen.

Dieser Vorschlag kam Manicamp etwas lebhaft vor.

Er trug darauf an, daß man zuerst schlafe; das war das Vernünftigste.

Leider fehlten, um seinen Rath zu befolgen, nur zwei Dinge:

Ein Haus und Betten.

Der Graf von Guiche träumte eine Zeit lang und sprach dann mit lauter Stimme:

„Wer mich liebt, folge mir.“

„Die Leute auch?“ fragte ein Page, der sich der Gruppe genähert hatte.

„Jedermann,“ rief der stürmische junge Mann. „Vorwärts, Manicamp, führe uns in das Haus, das Ihre Hoheit Madame bewohnen soll.“

Ohne etwas von den Plänen des Grafen zu errathen, folgten ihm seine Freunde, geleitet von einer Menge Volks, dessen freudiger Zuruf ein glückliches Vorzeichen für das unbekannte Vorhaben war, das diese glühende Jugend ausführte.

Der Wind blies geräuschvoll und toste in heftigen Stößen vom Hafen herein.

XIV.

Auf der See.

Der Tag brach etwas ruhiger an, obgleich der Wind immer noch wehte.

Die Sonne war indessen in einem Bett von rothen Wolken aufgegangen, welche die blutigen Strahlen auf dem Kamme schwarzer Wolken abschnitten.

Gegen eilf Uhr Morgens wurde ein Schiff signalisirt: dieses Schiff kam mit vollen Segeln, zwei andere folgten ihm in einer Entfernung von ungefähr einem halben Knoten.

Sie kamen wie Pfeile, abgeschossen von einem kräftigen Schützen, und die See ging doch so hoch, daß die Schnelligkeit ihres Laufes nichts den schwankenden Bewegungen benahm, welche die Schiffe bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legten.

Bald machten die Form der Schiffe und die Farbe der Wimpel die englische Flotte kenntlich; voran segelte mit der Admiralitätsflagge das Fahrzeug, auf dem sich die Prinzessin befand.

Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die Prinzessin komme an. Der ganze französische Adel eilte an den Hafen; das Volk begab sich auf die Quais und auf die Dämme.

Nach zwei Stunden hatten die nachfolgenden Schiffe das Admiralsschiff eingeholt, und alle drei gingen, da sie es ohne Zweifel nicht wagten, in die enge Einfahrt des Hafens einzulaufen, zwischen dem Havre und der Hève vor Anker.

Sobald dieses Manoeuvre beendigt war, begrüßte das Admiralsschiff Frankreich mit zwölf Kanonenschüssen,

welche ihm Schuß für Schuß vom Fort Franz I. erwiedert wurden.

Sogleich wurden hundert Barken ausgesetzt; sie waren mit reichen Stoffen geschmückt und bestimmt, die französischen Edelleute bis zu den ankernden Schiffen zu führen.

Wenn man sie aber nun im Hafen gewaltig schaukeln sah, wenn man sah, wie sich jenseits der Dämme die Wellen bis zu Bergen erhoben und sich am Ufer mit einem furchtbaren Tosen brachen, so begriff man, keine von diesen Barken würde auch nur den vierten Theil der Strecke erreichen, die sie zu durchlaufen hatte, um, ohne umzuschlagen, zu den Schiffen zu gelangen.

Ein Lootsenschiff schickte sich jedoch trotz Wind und Meer an, aus dem Hafen auszulaufen, um sich zur Verfügung des englischen Admirals zu stellen.

Herr von Guiche suchte unter allen diesen Barken ein Fahrzeug, das, etwas stärker als die andern, ihnen Hoffnung gäbe, die englischen Schiffe zu erreichen, als er den Lootsen sich segelfertig machen sah.

„Raoul," sagte er, „findest Du nicht, daß es für verständige und starke Leute, wie wir sind, schmählich ist, vor dieser rohen Gewalt des Windes und des Wassers zurückzuweichen?"

„Das ist die Betrachtung, die ich gerade leise anstellte," antwortete Bragelonne.

„Nun? wollen wir dieses Schiff besteigen und vorwärts segeln? willst Du, Wardes?"

„Nehmt Euch in Acht, Ihr werdet ertrinken," sagte Manicamp.

„Und zwar um nichts und wieder nichts," erwiederte Wardes, „in Betracht, daß Ihr mit dem widrigen Wind, wie Ihr ihn haben werdet, nie zu den Schiffen kommt."

„Du weigerst Dich also?"

„Meiner Treue ja; gern würde ich das Leben in einem Kampf gegen Menschen verlieren," sagte er Brage-

lonne schief anschauend, „aber mich mit dem Ruder gegen die Wellen zu schlagen, dazu habe ich nicht die geringste Lust."

„Und ich," sagte Manicamp, „käme ich auch bis zu den Schiffen, so müßte ich doch befürchten, das einzige anständige Kleid zu verlieren, das mir noch bleibt; das Salzwasser spritzt zurück und befleckt."

„Du weigerst Dich also auch?" rief Herr von Guiche.

„Ganz und gar, das glaube mir, und zwar eher zweimal als einmal."

„Aber seht doch," rief Guiche, „sieh doch, Manicamp, sieh doch, Wardes: dort vom Hintertheil des Admiralsschiffes schauen die Prinzessinnen nach uns."

„Ein Grund mehr, um nicht ein lächerliches Bad zu nehmen."

„Ist das Dein letztes Wort, Manicamp?"

„Ja."

„Ist das Dein letztes Wort, Wardes?"

„Ja."

„Dann werde ich allein gehen."

„Nein," rief Raoul, „ich gehe mit Dir, mir scheint, das ist eine abgemachte Sache."

Frei von jeder Leidenschaft, dieses Wagniß kaltblütig ermessend, sah Raoul wohl die dräuende Gefahr, doch er ließ sich gerne hinreißen, etwas zu thun, wovor Wardes zurückwich.

Das Schiff setzte sich in Bewegung; Guiche rief dem Lootsen.

„Holla! Barke," sagte er, „wir brauchen zwei Plätze."

Und er wickelte fünf bis sechs Pistolen in ein Stückchen Papier und warf sie vom Quai aus in das Fahrzeug.

„Es scheint, wir haben nicht bange vor dem Salzwasser, meine jungen Herren," sagte der Patron.

„Wir haben vor nichts bange," antwortete der Graf von Guiche.

„Dann kommt, meine edlen Herren!"

Der Lootse näherte sich dem Ufer, und mit gleicher Leichtigkeit sprangen die zwei jungen Leute einer nach dem andern in das Schiff.

„Auf, Muth, meine Kinder!" rief Guiche, „es sind noch zwanzig Pistolen in dieser Börse, erreichen wir das Admiralsschiff, so gehören sie Euch."

Sogleich bückten sich die Ruderer unter ihren Rudern, und die Barke sprang auf der Höhe der Wogen.

Jedermann nahm Antheil an der so gewagten Fahrt; die Bevölkerung des Havre drängte sich auf den Hafendämmen; es gab keinen Blick, der nicht für die Barke war.

Zuweilen blieb das schwache Fahrzeug wie aufgehängt an den schäumenden Kämmen, dann glitt es plötzlich in die Tiefe eines tosenden Abgrundes und schien versunken.

Nichtsdestoweniger gelangte es nach einem Kampfe von einer Stunde in das Wasser des Admiralsschiffes, von dem sich schon zwei Boote, bestimmt, ihm zu Hülfe zu kommen, losmachten.

Auf dem Hintercastell des Admiralsschiffes, beschützt durch ein Zelt von Sammet und Hermelin, das von mächtigen Schleifen gehalten wurde, schauten Madame Henriette Witwe und die junge Madame, die den Admiral Grafen von Norfolk bei sich hatten, nach der bald zum Himmel hinaufgehobenen, bald zur Hölle hinabgerissenen Barke, an deren düsterem Segel, wie zwei leuchtende Erscheinungen, die edlen Gestalten der zwei französischen Edelleute glänzten.

Auf die Schanzkleidung gestützt und in den Strickwänden hängend, klatschte die Mannschaft dem Muthe dieser zwei Unerschrockenen, der Geschicklichkeit des Lootsen und der Kraft der Matrosen Beifall.

Bei ihrer Ankunft an Bord wurden sie mit einem Triumphgeschrei empfangen.

Der Graf von Norfolk, ein schöner Mann von sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, ging ihnen entgegen.

Der Graf von Guiche und Bragelonne stiegen leicht die Treppe des Steuerbords hinauf, und geführt von dem Grafen von Norfolk, der wieder seinen Platz bei ihnen einnahm, begrüßten sie die Prinzessinnen.

Die Ehrerbietung und besonders eine gewisse Furcht, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, hatten bis jetzt den Grafen von Guiche abgehalten, die junge Madame aufmerksam anzuschauen.

Diese hatte ihn im Gegentheil gleich Anfangs ausgezeichnet und ihre Mutter gefragt:

„Ist es nicht Monsieur, den wir auf jener Barke erblicken?“

Madame Henriette, die Monsieur besser als ihre Tochter kannte, lachte bei diesem Irrthum ihrer Eitelkeit und erwiederte:

„Nein, es ist nur Herr von Guiche, sein Liebling.“

Bei dieser Antwort war die Prinzessin genöthigt, das instinktartige, durch die Kühnheit des Grafen hervorgerufene Wohlwollen zu unterdrücken.

In dem Augenblick, wo die Prinzessin diese Frage that, war es, daß Guiche, der endlich die Augen gegen sie aufzuschlagen wagte, das Original mit dem Portrait vergleichen konnte.

Als er dieses bleiche Gesicht, diese belebten Augen, diese bewunderungswürdigen kastanienbraunen Haare und diese so unendlich königliche Geberde sah, die zugleich zu danken und zu ermuthigen schien, wurde er von einer so heftigen Gemüthsbewegung ergriffen, daß er ohne Raoul, der ihm seinen Arm bot, gewankt hätte.

Der erstaunte Blick seines Freundes, die wohlwollende Geberde der Königin riefen Guiche zu sich selbst zurück.

Mit wenigen Worten erklärte er seine Sendung, sagte er, wie er von Monsieur abgeschickt worden, und begrüßte er je nach ihrem Rang und ihrem Entgegenkommen den Admiral und die verschiedenen englischen Herren, die sich um die Prinzessinnen gruppirten.

Raoul wurde ebenfalls vorgestellt und freundlich empfangen: Jedermann wußte, welchen Antheil der Graf de la Fère an der Restauration von König Karl I. genommen hatte, überdies war es auch der Graf gewesen, den man mit der Unterhandlung der Heirath beauftragt, welche die Enkelin von Heinrich IV. nach Frankreich führte.

Raoul sprach vollkommen Englisch; er machte sich zum Dolmetscher seines Freundes bei den jungen englischen Edelleuten, die mit der französischen Sprache nicht vertraut waren.

In diesem Augenblick erschien ein junger Mann von merkwürdiger Schönheit und von glänzendem Reichthum in Tracht und Waffen. Er näherte sich den Prinzessinnen, die mit dem Grafen von Norfolk plauderten, und sagte mit einer Stimme, die seine Ungeduld nur schlecht verbarg:

„Auf, meine Damen, wir müssen an's Land steigen.“

Bei dieser Aufforderung erhob sich die junge Madame und war im Begriff, die Hand anzunehmen, die ihr der junge Mann mit einer Lebhaftigkeit voll verschiedener Ausdrücke reichte, als der Admiral zwischen ihn und die junge Madame trat und sagte:

„Einen Augenblick Geduld, wenn's beliebt, Mylord Buckingham: das Ausschiffen ist für die Frauen zu dieser Stunde nicht möglich. Das Meer ist zu stürmisch; doch gegen vier Uhr wird der Wind wahrscheinlich fallen, man wird sich also erst am Abend ausschiffen.“

„Erlaubt, Mylord,“ entgegnete Buckingham mit einer Gereiztheit, die er nicht einmal zu verhehlen suchte, „Ihr haltet die Damen zurück und habt nicht das Recht dazu. Eine von diesen Damen gehört leider

Frankreich, und Ihr seht, Frankreich fordert sie durch die Stimme seiner Botschafter."

Und er deutete mit der Hand auf Guiche und Raoul, die er zu gleicher Zeit begrüßte.

„Ich denke nicht, daß es die Absicht dieser Herren ist, das Leben der Prinzessinnen preiszugeben?" entgegnete der Admiral.

„Mylord, die Herren sind trotz des Windes gekommen, erlaubt mir, zu glauben, daß die Gefahr nicht größer für die Damen sein wird, die mit dem Winde gehen."

„Diese Herren sind sehr beherzt," sprach der Admiral, „Ihr habt gesehen, daß Viele am Hafen waren und es nicht wagten, ihnen zu folgen. Ueberdies hat sie das Verlangen, so bald als möglich Madame und ihrer erhabenen Mutter ihre Huldigung darzubringen, bewogen, der heute, selbst für Seeleute, sehr schlimmen See zu trotzen. Doch diese Herren, die ich meinem Stab als Beispiel vorstellen werde, dürfen keines für die Damen sein."

Ein verstohlener Blick von Madame erhaschte die Röthe, welche die Wangen des Grafen bedeckte.

Dieser Blick entging Buckingham. Er hatte nur Augen, um Norfolk zu überwachen. Offenbar war er eifersüchtig auf den Admiral und schien zu brennen vor Begierde, die Prinzessinnen dem beweglichen Boden der Schiffe zu entreißen, auf denen der Admiral König war.

„Ich appellire an Madame selbst," sagte Buckingham.

„Und ich, Mylord," erwiederte der Admiral, „ich appellire an mein Gewissen und an meine Verantwortlichkeit. Ich habe versprochen, Madame gesund und wohlbehalten Frankreich zu übergeben, und werde mein Versprechen halten."

„Aber, mein Herr . . ."

„Mylord, erlaubt mir, Euch daran zu erinnern, daß ich allein hier befehle."

„Mylord, wißt Ihr, was Ihr sprecht?" entgegnete Buckingham voll Stolz.

„Vollkommen, und ich wiederhole, ich befehlige allein hier, Mylord, und Alles gehorcht mir: die See, der Wind, die Schiffe und die Menschen.“

Dieses Wort war groß und hochherzig ausgesprochen. Raoul beobachtete seine Wirkung auf Buckingham. Dieser bebte am ganzen Leib und hielt sich an einer von den Stützen des Zeltes, um nicht zu fallen; seine Augen waren mit Blut unterlaufen, und die Hand, mit der er sich nicht hielt, fuhr an den Griff seines Degens.

„Mylord,“ sprach die Königin, „erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich in jeder Hinsicht der Meinung des Grafen von Norfolk bin; wäre das Wetter, statt sich mit Dunst zu bedecken, wie es in diesem Augenblick thut, auch vollkommen rein und günstig, so sind wir doch einige Stunden dem Officier schuldig, der uns so glücklich und mit so eifriger Fürsorge bis ins Angesicht der Küste von Frankreich geführt hat, wo er uns verlassen soll.“

Statt zu antworten, befragte Buckingham den Blick von Madame.

Halb unter den Vorhängen von Sammet und Gold, die ihr ein Obdach gewährten, verborgen, hörte Madame nichts von diesem Streit, denn sie war einzig und allein beschäftigt, den Grafen von Guiche anzuschauen, der mit Raoul sprach.

Das war ein neuer Schlag für Buckingham, denn er glaubte im Blick von Madame Henriette ein tieferes Gefühl, als das der Neugierde zu entdecken.

Er zog sich ganz schwankend zurück und stieß an den großen Mast.

„Herr von Buckingham hat keinen Seemannsfuß,“ sagte die Königin Mutter französisch, „deshalb wünscht er ohne Zweifel so sehr, auf das Festland zu kommen.“

Der junge Mann hörte diese Worte, erbleichte, ließ seine Hände entmuthigt an seinen Seiten herabfallen, und entfernte sich, in einem Seufzer seine alte Liebe und seinen neuen Haß vermischend.

Ohne sich weiter um die schlechte Laune von Buckingham zu bekümmern, führte der Admiral die Prinzessinnen in ein Zimmer, wo das Mittagsmahl mit einer aller Gäste würdigen Pracht servirt war.

Der Admiral nahm Platz zur Rechten von Madame und setzte den Grafen von Guiche an ihre Linke.

Dies war der Platz, den gewöhnlich Buckingham inne hatte.

Als er in den Speisesaal eintrat, war es auch ein Schmerz für ihn, sich durch die Etiquette, diese zweite Königin, der er Respect schuldig war, auf einen Rang zurückgewiesen zu sehen, der niedriger, als der, den er bis dahin inne gehabt hatte.

Bleicher vielleicht noch durch sein Glück, als es sein Nebenbuhler durch seinen Zorn war, setzte sich der Graf von Guiche zitternd zu der Prinzessin, deren seidenes Kleid, indem es seinen Leib streifte, durch sein ganzes Wesen Schauer von einer ihm bis dahin unbekannten Bitterkeit und Wollust laufen machte.

Nach dem Mahl eilte Buckingham herbei, um der Prinzessin die Hand zu reichen.

Doch nun war die Reihe an Guiche, dem Herzog eine Lection zu geben.

„Mylord," sagte er, „habt von diesem Augenblick an die Güte, Euch nicht mehr zwischen Ihre Königliche Hoheit und mich zu stellen. Von diesem Augenblick gehört Ihre Königliche Hoheit in der That Frankreich, und es ist die Hand von Monsieur, dem Bruder des Königs, welche die Hand der Prinzessin berührt, wenn mir Ihre Königliche Hoheit die Ehre erweist, meine Hand zu berühren."

Und indem er diese Worte sprach, reichte er selbst seine Hand der jungen Madame mit einer so sichtbaren Schüchternheit und zugleich mit einer so muthigen Hoheit, daß die Engländer ein Gemurmel der Bewunderung hören ließen, während Buckingham ein Schmerzensseufzer entschlüpfte.

Raoul liebte; Raoul begriff Alles.

Er heftete auf seinen Freund einen von den tiefen Blicken, die nur der Freund allein oder die Mutter als beschützend oder als bewachend über dem Kind oder über dem Freund, der sich verirrt, ausbreiten.

Gegen zwei Uhr trat endlich die Sonne hervor. Der Wind legte sich, das Meer wurde glatt wie eine große Krystallfläche, der Nebel, der das Gestade bedeckte, zerriß wie ein Schleier, der in Fetzen entfliegt.

Da erschienen die lachenden Ufer Frankreichs mit ihren tausend Häusern, die sich von dem Grün der Bäume oder vom Blau des Himmels abhoben.

XV.

Die Zelte.

Der Admiral war, wie man gesehen, entschlossen, nicht mehr auf die drohenden Augen und auf das krampfhafte Aufbrausen von Buckingham zu achten.

Mit dem Abgang von England mußte er sich in der That nach und nach daran gewöhnt haben.

Der Graf von Guiche hatte noch auf keine Weise die Gereiztheit, die der junge Lord gegen ihn zu haben schien, wahrgenommen, aber er fühlte aus Instinct durchaus keine Sympathie für den Günstling von Karl II.

Seit einer größeren Erfahrung und einem kälteren Verstand ausgerüstet, beherrschte die Königin Mutter die ganze Lage, und weil sie das Gefahrvolle derselben einsah, hielt sie sich bereit, den Knoten zu durchschneiden, sobald der geeignete Augenblick gekommen wäre.

Dieser Augenblick kam.

Die Ruhe war überall hergestellt, nur nicht im Gemüth von Buckingham, und dieser wiederholte in seiner Ungeduld mit leiser Stimme der Prinzessin:

„Madame, Madame, in des Himmels Namen flehe ich Euch an, begeben wir uns ans Land. Seht Ihr nicht, daß mich dieser geckenhafte Graf von Norfolk mit seiner Fürsorge und Anbetung für Euch umbringt!“

Henriette hörte diese Worte; sie lächelte, und ohne sich umzudrehen, flüsterte sie, indem sie ihrer Stimme nur jene Biegung sanften Vorwurfs und schmachtender Impertinenz verlieh, womit die Coquetterie eine Beruhigung zu geben weiß, während es das Aussehen hat, als stellte sie eine Vertheidigung entgegen, flüsterte sie, sagen wir, die Worte:

„Mein lieber Lord, ich habe Euch schon gesagt, Ihr seid ein Narr.“

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging Raoul; er hatte die Bitte von Buckingham, die Antwort der Prinzessin gehört; er hatte Buckingham bei dieser Antwort einen Schritt rückwärts machen, einen Seufzer ausstoßen und mit der Hand über seine Stirne fahren sehen, und da weder seine Augen, noch sein Herz mit einem Schleier umhüllt waren, so begriff er Alles und bebte, indem er den Zustand der Dinge und der Geister schätzte.

Endlich gab der Admiral mit einer studirten Langsamkeit den Befehl zur Abfahrt der Boote.

Buckingham nahm diesen Befehl mit einem solchen Entzücken auf, daß ein Fremder hätte glauben können, der junge Mann leide an einer Störung des Gehirns.

Auf die Stimme des Grafen von Norfolk sank eine große Barke langsam an der Seite des Admiralsschiffes herab: sie konnte zwanzig Ruderer und fünfzehn Passagiere fassen.

Teppiche von Sammet, Decken, worauf das Wappen von England gestickt, Blumenguirlanden, denn in

jener Zeit cultivirte man gern die Parabeln mitten unter den politischen Bündnissen, bildeten die Hauptverzierung dieser wahrhaft königlichen Barke.

Kaum war die Barke flott, kaum hatten die Matrosen, wie Soldaten mit geschultertem Gewehr die Einschiffung der Prinzessin erwartend, ihre Ruder erhoben, als Buckingham an die Treppe lief, um seinen Platz in dem Fahrzeug einzunehmen.

Doch die Königin hielt ihn zurück und sagte zu ihm:

„Mylord, es schickt sich nicht, daß Ihr meine Tochter und mich ans Land gehen laßt, ohne daß die Wohnungen auf eine geziemende Weise bereit gehalten werden. Ich bitte Euch daher, Mylord, uns nach dem Havre voranzufahren und darüber zu wachen, daß bei unserer Ankunft Alles in Ordnung ist."

Das war ein neuer Schlag für den Herzog, ein um so furchtbarerer Schlag, als er ganz unerwartet kam.

Er stammelte, erröthete, konnte aber nichts antworten.

Er hatte geglaubt, er könnte während der Ueberfahrt in der Nähe von Madame weilen und so bis zum letzten die Augenblicke, die ihm vom Glücke gegeben, genießen.

Aber der Befehl war ein ausdrücklicher.

Der Admiral, der ihn gehört hatte, rief sogleich:

„Das kleine Boot in See."

Der Befehl wurde mit einer den Manoeuvres der Kriegsschiffe eigenthümlichen Raschheit ausgeführt.

Trostlos richtete Buckingham einen Blick der Verzweiflung an die Prinzessin, einen Blick des Flehens an die Königin, einen Blick des Zorns an den Admiral.

Die Prinzessin stellte sich, als sähe sie es nicht.

Die Königin wandte den Kopf ab.

Der Admiral lachte.

Bei diesem Lachen war Buckingham im Begriff, auf Norfolk loszustürzen.

Die Königin Mutter stand auf und sprach voll Würde:

„Geht, mein Herr.“

Der junge Herzog hielt inne.

Doch er schaute umher und fragte, ganz erstickt durch so verschiedenartige Gemüthsbewegungen, mit einer letzten Anstrengung:

„Und Ihr, meine Herren, Ihr Herr von Guiche, Ihr Herr von Bragelonne, begleitet Ihr mich nicht?“

Von Guiche verbeugte sich und erwiederte:

„Ich bin, wie Herr von Bragelonne, zu den Befehlen der Königin . . . . was sie uns befiehlt, werden wir thun.“

Und er schaute die junge Prinzessin an, welche die Augen niederschlug.

„Verzeiht, Herr von Buckingham,“ sagte die Königin, „Herr von Guiche vertritt hier Monsieur, er muß uns die Honneurs von Frankreich machen, wie Ihr uns die Honneurs von England gemacht habt; er kann also nicht umhin, uns zu begleiten; wir sind ihm überdies die kleine Gunstbezeigung dafür schuldig, daß er den Muth gehabt hat, uns bei diesem schlechten Wetter zu besuchen.“

Buckingham öffnete den Mund, als wollte er antworten, doch fand er keinen Gedanken oder keine Worte, um diesen Gedanken auszudrücken, kein Ton kam über seine Lippen, und er wandte sich wie im Fieberwahn um und sprang vom Schiff in das Boot.

Die Ruderer hatten kaum Zeit, ihn aufzuhalten und sich selbst zu halten, denn das Gewicht und der Gegenschlag hätte die Barke beinahe umschlagen gemacht.

„Mylord ist offenbar verrückt,“ sagte der Admiral laut zu Raoul.

„Ich befürchte es für Mylord,“ erwiederte Bragelonne.

Während der ganzen Zeit, die das Boot brauchte, um das Land zu erreichen, hörte der Herzog nicht auf,

das Admiralsschiff mit seinen Blicken zu bedecken, wie es ein Geiziger machen würde, dem man seine Geldkiste entreißen wollte, eine Mutter, die man von ihrer Tochter entfernen würde, um sie zum Tode zu führen.

Doch nichts antwortete auf seine Signale, auf seine Kundgebungen, auf seine kläglichen Stellungen.

Buckingham war so betäubt, daß er auf eine Bank sank und mit seiner Hand in seine Haare griff, während die Matrosen sorglos das Boot über die Wellen hinfliegen ließen.

Bei seiner Ankunft war er dergestalt ermattet und erstarrt, daß er, würde er nicht im Hafen den Boten getroffen haben, den er als Quartiermacher vorausgeschickt, nicht nach seinem Weg zu fragen gewußt hätte.

Sobald er in dem für ihn bestimmten Haus angekommen war, schloß er sich wie Achilles in seinem Zelt ein.

Das Boot, das die Prinzessinnen führte, verließ indessen den Bord des Admiralsschiffs in dem Augenblick, wo Buckingham den Fuß auf's Land setzte.

Eine Barke folgte voll von Officieren, Höflingen und eifrigen Freunden.

Die ganze Bevölkerung vom Havre hatte sich eiligst mit Fischerkähnen, flachen Barken, oder langen normannischen Penichen eingeschifft und fuhr dem königlichen Schiff entgegen.

Die Kanonen donnerten von den Forts: das Admiralsschiff und die zwei anderen wechselten Salven, und die Flammenwolken entflogen aus gähnenden Schlünden in weichen Rauchflocken über den Wellen hin und verdunsteten sich sodann im Azur des Himmels.

Die Prinzessin stieg an den Stufen des Quai aus. Eine freudige Musik erwartete sie am Land und begleitete jeden ihrer Schritte.

Während sie nach dem Mittelpunkt der Stadt zuschreitend auf den reichen Teppichen und den Blumen, die man gestreut, hingingen, nahmen Guiche und Raoul, die sich von den Engländern wegstahlen, einen andern

Weg durch die Stadt und liefen nach dem für die Residenz von Madame bezeichneten Ort.

„Beeilen wir uns," sagte Raoul zu Guiche, „denn wie ich seinen Charakter kenne, wird uns Buckingham ein Unheil anrichten, wenn er das Resultat unserer gestrigen Berathung sieht."

„Oh!" erwiederte der Graf, „wir haben da Wardes, der die Festigkeit selbst, und Manicamp, der die Freundlichkeit selbst ist."

Herr von Guiche eilte darum nicht minder, und fünf Minuten nachher waren sie im Angesicht des Stadthauses.

Was ihnen zuerst auffiel, war eine große Menge auf dem Platze versammelter Leute.

„Gut," sagte Guiche, „es scheint, unsere Wohnungen sind erbaut."

Es erhoben sich in der That vor dem Stadthaus auf dem Platze selbst acht Zelte von der größten Eleganz, überragt von den vereinigten Flaggen von Frankreich und England.

Das Stadthaus war von Zelten wie von einem buntscheckigen Gürtel umgeben, zehn Pagen und zwölf Chevauxlegers, die man den Botschaftern als Escorte mitgegeben hatte, standen Wache vor diesen Zelten.

Das Schauspiel war seltsam; es hatte etwas Feenartiges.

Diese improvisirten Wohnungen waren in der Nacht erbaut worden. Im Inneren, wie im Aeußeren mit den reichsten Stoffen bekleidet, die der Graf von Guiche im Havre hatte finden können, umschloßen sie völlig das Stadthaus, das heißt, den Aufenthaltsort der jungen Prinzessin; sie waren mit einander durch einfache seidene Taue verbunden, welche von Schildwachen gespannt nnd gehütet wurden, so daß der Plan von Buckingham völlig umgeworfen war, hatte er wirklich den Plan gehabt, für sich und seine Engländer die Zugänge zum Stadthause zu bewahren.

Die einzige Passage, welche den Zutritt zu den Stufen des Gebäudes gestattete und nicht durch diese seidene Barricade abgeschlossen war, wurde von zwei pavillonartigen Zelten bewacht, deren Thüren sich nach den zwei Seiten dieses Einganges öffneten.

Diese zwei Zelte waren die von Guiche und Raoul und mußten in ihrer Abwesenheit beständig besetzt sein: das von Guiche durch Wardes, das von Bragelonne durch Manicamp.

Rings um diese zwei Zelte und die andern acht her strahlten hundert Officiere, Edelleute und Pagen von Seide und Gold und summten wie die Bienen um ihren Korb.

Den Degen an der Hüfte, war dies Alles bereit, auf ein Zeichen von Guiche oder Bragelonne, diesen zwei Häuptern der Ambassade, zu gehorchen.

In dem Augenblick, wo die zwei jungen Leute am Ende einer nach dem Platze ausmündenden Straße erschienen, erblickten sie im Galopp über diesen Platz hinsprengend einen jungen Edelmann von wunderbarer Eleganz. Er durchschnitt die Menge der Neugierigen und stieß beim Anblick der improvisirten Bauten einen Schrei des Zorns und der Verzweiflung aus.

Es war Buckingham, Buckingham, der sich aus seiner Erstarrung emporgerafft hatte, um eine blendende Kleidung anzulegen und Madame und die Königin vor dem Stadthause zu erwarten.

Doch beim Eingang der Zelte versperrte man ihm den Weg, und er war genöthigt, anzuhalten.

Ganz außer sich schwang Buckingham seine Peitsche; zwei Officiere packten ihn beim Arm.

Von den zwei Wächtern war nur ein einziger da. Herr von Wardes, der in's Innere des Stadthauses hinaufgestiegen war, überbrachte dahin einige von Herrn von Guiche ertheilte Befehle.

Bei dem Lärmen, den Buckingham machte, erhob

sich Manicamp, der träge auf den Kissen vor einem der Eingangszelte lag, mit seiner gewöhnlichen Nachlässigkeit und erschien, als er bemerkte, daß der Lärmen fortdauerte, unter den Vorhängen.

„Was gibt es?“ fragte er ganz sanft, „wer macht all diesen Lärmen?“

Durch einen Zufall war es in dem Augenblick, wo er zu sprechen anfing, wieder still geworden, und obgleich sein Ton weich und gemäßigt, hörte doch Jedermann seine Frage.

Buckingham wandte sich um und schaute diesen großen, magern Leib und dieses indolente Gesicht an.

Die Person unseres Mannes, der übrigens, wie gesagt, sehr einfach gekleidet war, flößte wahrscheinlich Buckingham keine große Achtung ein, denn er erwiederte verächtlich:

„Wer seid Ihr, mein Herr?“

Manicamp stützte sich auf den Arm eines ungeheuren Chevauxleger, der so solid war, als der Pfeiler einer Kathedrale, und antwortete mit demselben ruhigen Tone:

„Und Ihr, mein Herr?“

„Ich bin Mylord Herzog von Buckingham. Es sind von mir alle Häuser gemiethet worden, die das Stadthaus umgeben, wo ich zu thun habe; da aber diese Häuser von mir gemiethet worden sind, so gehören sie auch mir, und da ich sie gemiethet, um freien Zugang zum Stadthaus zu haben, so seid Ihr nicht berechtigt, mir diesen Zugang zu verschließen.“

„Aber, mein Herr, wer hindert Euch, zu passiren?“ fragte Manicamp.

„Eure Schildwachen.“

„Weil Ihr zu Pferde passiren wollt, und weil der Befehl gegeben ist, nur Fußgänger durchzulassen.“

„Niemand, außer mir, hat das Recht, hier Befehle zu geben!“ sagte Buckingham.

„Wie so, mein Herr?“ fragte Manicamp mit seiner

sanften Stimme, „habt die Güte, mir dieses Räthsel zu erklären."

„Weil ich, wie gesagt, alle Häuser des Platzes gemiethet habe."

„Wir wissen es wohl, da uns nur der Platz selbst geblieben ist."

„Ihr täuscht Euch, mein Herr, der Platz gehört mir, wie die Häuser."

„Oh! verzeiht, Ihr seid in einem Irrthum begriffen, mein Herr. Man sagt bei uns, das Pflaster des Königs, folglich gehört der Platz dem König, insofern wir aber Botschafter des Königs sind, ist der Platz unser."

„Mein Herr, ich habe Euch schon einmal gefragt, wer Ihr seid?" rief Buckingham außer sich über die Kaltblütigkeit von Manicamp.

„Man nennt mich Manicamp," antwortete der junge Mann mit einer äolischen Stimme, so sanft und harmonisch war sie.

Buckingham zuckte die Achseln und sprach:

„Kurz, als ich die Häuser miethete, die das Stadthaus umgeben, war der Platz frei; diese Baracken versperren mir die Aussicht, nehmt sie weg."

Ein dumpfes, bedrohliches Gemurre durchlief die Menge der Zuhörer.

Der Graf von Guiche erschien in diesem Augenblick; er schob die Menschen, die ihn von Buckingham trennten, zurück und kam, gefolgt von Raoul, auf einer Seite an, während Herr von Wardes auf der anderen eintraf.

„Verzeiht, Mylord," sagte er, „habt Ihr eine Forderung zu machen, so seid so gefällig, sie an mich zu richten, insofern ich den Plan zu diesen Bauten gegeben habe."

„Herr Graf," erwiederte Buckingham in einem Tone unverkennbaren Zorns, obgleich er durch die Gegenwart eines Standesgenossen gemildert wurde, „ich sage, diese Zelte können unmöglich bleiben, wo sie sind."

„Unmöglich," versetzte Guiche, „und warum?"

„Weil sie mich belästigen."

Es entschlüpfte Guiche eine Bewegung der Ungeduld, doch der kalte Blick von Raoul hielt ihn zurück.

„Sie müssen Euch weniger belästigen, mein Herr, als uns dieser Mißbrauch der Priorität, den Ihr Euch erlaubt habt."

„Ein Mißbrauch?"

„Allerdings. Ihr schickt einen Boten hierher, der, in Eurem Namen, die ganze Stadt des Havre miethet, ohne sich um die Franzosen zu bekümmern, die Madame entgegenkommen sollen. Das ist für den Vertreter einer befreundeten Nation wenig brüderlich, mein Herr Herzog."

„Der Boden gehört dem ersten Besitznehmer."

„In Frankreich nicht, mein Herr."

„Und warum nicht in Frankreich?"

„Weil dies das Land der Höflichkeit ist."

„Was soll das heißen?" rief Buckingham auf eine so aufbrausende Art, daß die Anwesenden, einen unmittelbaren Zusammenstoß erwartend, zurückwichen.

„Das soll heiß-en," antwortete der Graf von Guiche erbleichend, „daß ich diese Wohnung für mich und meine Freunde als Asyl der Botschafter Frankreichs, als einziges Obdach, das uns Eure Beschlagnahme in dieser Stadt ließ, habe erbauen lassen, und daß ich und die Meinigen in dieser Wohnung bleiben werden, wenn nicht ein mächtigerer und besonders souveränerer Wille, als der Eurige, mich daraus entfernt."

„Das heißt, uns nicht abweist, wie man im Justizpalaste sagt," bemerkte Manicamp mit sanftem Tone.

„Ich kenne Einen, mein Herr, der hoffentlich so sein wird, wie Ihr es wünscht," erwiederte Buckingham und legte die Hand an den Griff seines Degens.

In diesem Augenblick und als die Göttin der Zwietracht im Begriff war, die Geister entflammend alle Schwerter gegen die Brust von Menschen zu kehren,

legte Raoul sanft seine Hand auf die Schulter von Buckingham und sagte:

„Ein Wort, Mylord."

„Mein Recht! mein Recht vor Allem!" rief der ungestüme junge Mann.

„Gerade über diesen Punkt werde ich die Ehre haben, mit Euch zu sprechen," antwortete Raoul.

„Es sei, doch keine lange Reden!"

„Eine einzige Frage; Ihr seht, man kann nicht kürzer sein."

„Sprecht, ich höre."

„Heirathet Ihr oder heirathet der Herzog von Orleans die Enkelin von König Heinrich IV.?"

„Wie beliebt?" fragte Buckingham, indem er ganz bestürzt zurückwich.

„Ich bitte, antwortet mir," fuhr Raoul ruhig fort.

„Wollt Ihr meiner spotten?" rief Buckingham.

„Das ist immerhin eine Antwort, und sie genügt mir. Ihr gesteht also, daß nicht Ihr die Prinzessin von England heirathen werdet?"

„Mir scheint, Ihr wißt das wohl, mein Herr."

„Verzeiht, nach Euerem Benehmen war die Sache nicht klar."

„Sprecht, was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?"

Raoul näherte sich dem Herzog und erwiederte, die Stimme dämpfend:

„Ihr gerathet wieder in eine Wuth, die der Eifersucht gleicht, wißt Ihr das, Mylord? Diese Eifersucht in Beziehung auf eine Frau geziemt sich aber für Keinen, der nicht ihr Gatte oder ihr Geliebter ist; Ihr werdet das, ich bin es überzeugt, noch viel mehr begreifen, Mylord, wenn diese Frau eine Prinzessin ist."

„Mein Herr," rief Buckingham, „beleidigt Ihr Madame Henriette?"

„Nehmt Euch in Acht, Mylord," erwiederte Bragelonne kalt, „Ihr beleidigt sie. So eben auf dem Admiralitätsschiff habt Ihr die Königin im höchsten Maße

aufgebracht und die Geduld des Admirals ermüdet. Ich beobachtete Euch, Mylord, und hielt Euch Anfangs für verrückt, seitdem aber habe ich den wahren Charakter dieser Verrücktheit errathen."

„Mein Herr!"

„Wartet, ich werde noch ein Wort beifügen. Ich hoffe der Einzige unter den Franzosen zu sein, der es errathen hat."

„Wißt Ihr, mein Herr," sagte Buckingham, zugleich vor Zorn und Unruhe zitternd, „wißt Ihr, daß Ihr da eine Sprache führt, die eine Zurechtweisung heischt?"

„Wägt Eure Worte ab, Mylord," entgegnete Raoul voll Stolz, „ich bin nicht von einem Blut, dessen Lebhaftigkeit sich zurückdrängen läßt, während Ihr im Gegentheil einer Race angehört, deren Leidenschaften guten Franzosen verdächtig sind; ich wiederhole Euch also zum zweiten Mal, Mylord, nehmt Euch in Acht."

„Wovor, wenn's beliebt? droht Ihr mir zufällig?"

„Ich bin der Sohn des Grafen de la Fère, Herr von Buckingham, und ich drohe nie, weil ich zuerst schlage. Verständigen wir uns also, und vernehmt die Warnung, die ich an Euch richte."

Buckingham ballte die Fäuste, Raoul aber fuhr fort, als ob er nichts bemerkte.

„Bei dem ersten den Wohlanstand verletzenden Wort, das Ihr Euch gegen Ihre Königliche Hoheit erlaubt . . . Oh! seid geduldig, Herr von Buckingham, ich bin es."

„Ihr?"

„Gewiß... So lange sich Madame auf englischem Boden befand, habe ich geschwiegen; nun aber, da sie den Boden Frankreichs berührt hat, da wir sie im Namen des Prinzen empfangen haben, werde ich bei der ersten Beleidigung, die Ihr, in Eurer seltsamen Zuneigung, gegen das königliche Haus Frankreich begeht, von zwei Entschlüssen einen fassen: entweder ich erkläre

in Gegenwart Aller, von welcher Narrheit Ihr in diesem Augenblick befallen seid, und mache, daß Ihr schmählich nach England zurückgeschickt werdet, oder ich stoße Euch, wenn Ihr das vorzieht, in voller Versammlung einen Dolch in die Kehle. Das zweite Mittel erscheint mir übrigens als das passendere, und ich glaube, daß ich dabei bleiben werde."

Buckingham war bleicher geworden, als die Woge englischer Spitzen, die seinen Hals umgab.

„Herr von Bragelonne," sagte er, „ist es wirklich ein Edelmann, der mit mir spricht?"

„Nur spricht dieser Edelmann mit einem Verrückten. Geneset, Mylord, und er wird eine andere Sprache gegen Euch führen."

„Ah! Herr von Bragelonne," murmelte der Herzog mit erstickter Stimme, während er mit der Hand nach seinem Halse griff, „Ihr seht wohl, daß ich sterbe."

„Mylord," erwiederte Raoul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit, „würde es in diesem Augenblick geschehen, so müßte ich es in der That als ein großes Glück betrachten, denn dieses Ereigniß käme allen Arten von schlimmen Reden in Beziehung auf Euch und auf diejenige von den erhabenen Personen zuvor, welche Eure Zuneigung auf eine so wahnsinnige Weise compromittirt."

„Oh! Ihr habt Recht, Ihr habt Recht," sagte der junge Mann ganz verwirrt, „ja, ja, sterben! ja, es ist besser, zu sterben, als zu leiden, was ich in diesem Augenblick leide!"

Und er fuhr mit der Hand an einen reizenden Dolch, dessen Griff ganz mit Edelsteinen verziert war, und zog ihn halb aus seiner Brust.

Raoul stieß seine Hand zurück und sprach:

„Nehmt Euch in Acht, mein Herr; wenn Ihr Euch nicht tödtet, so begeht Ihr eine lächerliche Handlung; tödtet Ihr Euch, so befleckt Ihr mit Eurem Blute das Hochzeitkleid der Prinzessin von England."

Buckingham blieb eine Minute keuchend. Während dieser Minute sah man seine Lippen zittern, seine Wangen beben, seine Augen wie im Delirium umherirren.

Plötzlich sagte er:

„Herr von Bragelonne, ich kenne keinen edleren Geist, als Euch; Ihr seid der würdige Sohn des vollkommensten Edelmanns, der auf der Welt lebt: Bewohnt Eure Zelte.“

Und er schlang seine Arme um den Hals von Raoul.

Ganz erstaunt über diese Bewegung, die man bei dem zornigen Beben von einem der Gegner und der strengen Beharrlichkeit des andern kaum erwarten konnte, klatschte die ganze Versammlung in die Hände und tausend Vivats und Beifallsrufe stiegen freudig zum Himmel empor.

Guiche umarmte Buckingham ebenfalls, zwar mit etwas Widerwillen, doch er umarmte ihn.

Dies war das Signal: Engländer und Franzosen, die sich bis dahin mit Besorgniß angeschaut hatten, fraternisirten auf der Stelle.

Mittlerweile kam der Zug der Prinzessinnen, die ohne Bragelonne zwei Heere im Handgemenge und Blut auf den Blumen gefunden hätten.

Alles war beigelegt, als man die ersten Banner erblickte.

XVI.

Die Nacht.

Die Eintracht war unter den Zelten wieder hergestellt . . . Engländer und Franzosen wetteiferten in der Galanterie bei den erhabenen reisenden Damen und in der Artigkeit unter sich selbst.

Die Engländer schickten den Franzosen Blumen, welche sie aufgekauft hatten, um die Ankunft der jungen Prinzessin zu feiern; die Franzosen luden die Engländer zu einem Abendbrod ein, das sie am andern Tag geben sollten.

Madame erntete also auf ihrem Wege einstimmige Glückwünsche. Durch die Ehrerbietung Aller erschien sie wie eine Königin, durch die Anbetung Einiger wie ein Idol.

Die Königin Mutter empfing die Franzosen auf das Freundlichste. Frankreich war ihre Heimath, und sie war in England zu unglücklich gewesen, daß England sie hätte Frankreich vergessen machen können. Sie lehrte daher ihre Töchter durch ihre eigene Liebe die Liebe für ein Land, wo Beide Gastfreundschaft gefunden hatten, und wo sie das Glück einer glänzenden Zukunft finden sollten.

Als der Einzug vorbei und die Zuschauer ein wenig zerstreut waren, als man nur noch in der Ferne die Fanfaren und das Getöse der Menge vernahm, als die Nacht, mit ihrem gestirnten Schleier das Meer, den Hafen, die Stadt und das noch von diesem großen Ereigniß bewegte Land verhüllend, einbrach, kehrte der Graf von Guiche in sein Zelt zurück und setzte sich auf einen breiten Schämel mit einem so schmerzlichen Aus-

druck im Gesicht, daß ihm Bragelonne mit dem Blick folgte, bis er ihn seufzen gehört hatte; dann näherte er sich seinem Freund . . . Der Graf saß zurückgelehnt, die Schulter an die Wand des Zeltes gestützt, die Stirne in seinen Händen, die Brust keuchend und die Kniee unruhig.

„Du leidest, Freund?" fragte Raoul.

„Grausam."

„Körperlich, nicht wahr?"

„Ja, körperlich."

„Der Tag war in der That ermüdend," fuhr der junge Mann die Augen auf denjenigen, welchen er befragte, geheftet fort.

„Ja, und der Schlaf ist erquickend."

„Soll ich Dich verlassen?"

„Nein, ich habe mit Dir zu sprechen."

„Ich werde Dich nur sprechen lassen, wenn ich Dich selbst befragt habe, Guiche."

„Frage."

„Sei aber offenherzig."

„Wie immer."

„Weißt Du, warum Buckingham so wüthend war?"

„Ich vermuthe es."

„Nicht wahr, er liebt Madame?"

„Man sollte wenigstens darauf schwören, wenn man ihn sieht."

„Nein, nein, es ist nicht so."

„Oh! diesmal täuschest Du Dich, Raoul, ich habe wohl seinen Kummer in seinen Augen, in seiner Geberde, in seinem ganzen Wesen wahrgenommen."

„Du bist Dichter, lieber Graf, und siehst überall Poesie."

„Ich sehe überall die Liebe."

„Wo sie nicht ist."

„Wo sie ist."

„Sage, Guiche, Du glaubst, Du täuschest Dich nicht?"

„Ja, ich bin meiner Sache sicher!“ rief der Graf.

„Sprich, Graf,“ fragte Raoul mit einem tiefen Blick, „was macht Dich so gallsüchtig?“

„Die Eigenliebe,“ antwortete Guiche zögernd.

„Die Eigenliebe, das ist ein sehr langes Wort, Guiche.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß Du gewöhnlich weniger traurig bist, als heute Abend.“

„Die Müdigkeit.“

„Die Müdigkeit?“

„Ja.“

„Höre, lieber Freund, wir haben Feldzüge mit einander gemacht, wir haben uns achtzehn Stunden zu Pferde gesehen, drei Pferde fielen, von der Müdigkeit gelähmt, Hungers sterbend, unter uns, und wir lachten noch. Nicht die Ermattung ist es, was Dich traurig macht, Graf.“

„Dann ist es der Aerger.“

„Welcher Aerger?“

„Der von heute Abend.“

„Die Tollheit von Lord Buckingham?“

„Allerdings; ist es für uns Franzosen, die wir unsern Herrn vertreten, nicht ärgerlich, einen Engländer unserer zukünftigen Gebieterin, der zweiten Dame des Königreichs, den Hof machen zu sehen?“

„Ja, Du hast Recht; doch ich glaube, Lord Buckingham ist nicht gefährlich.“

„Nein, aber er ist lästig. Hat er nicht bei seiner Ankunft hier die Engländer und uns beinahe mit einander verfeindet, und würden wir nicht ohne Deine so bewunderungswürdige Klugheit, ohne Deine so seltene Festigkeit mitten in der Stadt den Degen ziehen?“

„Du siehst, er hat sich geändert.“

„Gewiß; doch gerade davon rührt mein Erstaunen her. Du sprachst leise mit ihm; was hast Du zu ihm gesagt? Du glaubst, er liebe . . . oh! eine Leidenschaft

weicht nicht mit dieser Leichtigkeit; er ist also nicht verliebt in sie!"

Guiche sprach diese letzten Worte mit einem so seltsamen Ton, daß Bragelonne das Haupt erhob.

Das edle Antlitz des jungen Mannes drückte eine Unzufriedenheit aus, welche leicht darin zu lesen war.

„Was ich ihm gesagt habe, Graf, will ich Dir wiederholen," antwortete Raoul, „höre also: „„Mein Herr, Ihr schaut mit einer begehrlichen Miene, mit einer Miene beleidigender Lüsternheit die Schwester Eures Fürsten an, die nicht mit Euch verlobt, die nicht Eure Geliebte ist, nicht Eure Geliebte sein kann; Ihr fügt also denjenigen Schmach zu, welche kommen, um eine reine Jungfrau zu holen und zu dem Gatten zu führen.""

„Das hast Du ihm gesagt?"

„Mit diesen Worten, . . . ich bin sogar weiter gegangen."

Guiche machte eine Bewegung.

„Ich habe ihm gesagt: „„Mit welchem Auge würdet Ihr es anschauen, wenn Ihr unter uns einen Mann wahrnähmet, der wahnsinnig genug, unredlich genug wäre, um andere Gefühle für eine unserem Gebieter bestimmte Prinzessin zu hegen, als die der reinsten Ehrfurcht?"""

Diese Worte waren so treffend für Guiche, daß dieser erbleichte und, von einem plötzlichen Zittern ergriffen, nur maschinenmäßig Raoul eine Hand reichen konnte, während er sich mit der andern die Augen und die Stirne bedeckte.

„„Aber,"" fuhr Raoul fort, ohne sich bei dieser Kundgebung seines Freundes aufzuhalten, „„aber die Franzosen, die man als leichtfertig, spöttisch, unbedachtsam verschreit, wissen, Gott sei Dank! ein gesundes Urtheil und eine gesunde Moral bei der Prüfung der Fragen des Wohlanstandes in Anwendung zu bringen. Erfahrt nun,"" fügte ich bei, „„erfahrt, Herr von Bu

ckingham, daß wir französischen Edelleute unseren Königen so dienen, daß wir ihnen unsere Leidenschaften eben so wohl, als unser Vermögen und unser Leben opfern, und daß wir, wenn uns der böse Dämon einen von den schlimmen Gedanken eingibt, die das Herz entzünden, diese Flamme auslöschen, und müßten wir sie mit unserem Blute besprengen. Auf diese Art erhalten wir eine dreifache Ehre: die unseres Vaterlandes, die unseres Herrn und die unsere. So handeln wir, Herr von Buckingham; so muß jeder Mann von Herz handeln."" Und so, mein lieber Guiche, habe ich zu Herrn von Buckingham gesprochen, und er hat sich auch ohne Widerstand in meine Gründe ergeben."

Bis dahin unter dem Worte von Raoul gebeugt, erhob sich Guiche, das Auge stolz und die Hand fieberhaft; er ergriff die Hand von Raoul; seine Backenbeine, kurz zuvor kalt wie Eis, standen in Flammen.

„Und Du hast gut gesprochen," sagte er mit erstickter Stimme, „und Du bist ein wackerer Freund, Raoul. Ich danke Dir und bitte Dich nun, mich allein zu lassen."

„Du willst es?"

„Ja, ich bedarf der Ruhe. Viele Dinge haben heute meinen Kopf und mein Herz erschüttert; morgen, wenn Du wieder kommst, werde ich nicht mehr derselbe Mensch sein."

„Gut, es sei! ich verlasse Dich," rief Raoul, indem er sich zurückzog.

Der Graf machte einen Schritt gegen seinen Freund und schloß ihn herzlich in seine Arme.

Doch in dieser freundschaftlichen Umarmung konnte Raoul den Schauer einer bekämpften mächtigen Leidenschaft erkennen.

Die Nacht war kühl, bestirnt, glänzend; nach dem Sturme hatte die Wärme der Sonne überall das Leben, die Freude, die Sicherheit zurückgebracht. Es hatten sich am Himmel einige lange, spitzig zulaufende Wolken

gebildet, deren Weiße eine Reihenfolge schöner, durch einen leichten Ostwind gemäßigtere Tage verkündigte. Von breiten, leuchtenden Strahlen durchschnitten, bildeten die Schatten auf dem Platze vor dem Stadthause gleichsam ein riesiges Mosaik mit schwarzen und weißen Platten.

Bald entschlummerte Alles in der Stadt; es blieb ein schwaches Licht in dem Zimmer von Madame, das auf den Platz ging, und diese sanfte Helle der gedämpften Lampe erschien als ein Bild des Schlummers eines Mädchens, dessen Leben sich kaum kundgibt, kaum empfindlich ist, dessen Flamme sich auch mäßigt, wenn der Körper entschlummert ist.

Bragelonne trat aus seinem Zelt mit dem langsamen, abgemessenen Gang eines Menschen, der begierig ist, zu sehen, und eifersüchtig, nicht gesehen zu werden.

Geschützt durch die dichten Vorhänge, umfaßte er auch mit einem Blick den ganzen Platz und sah nach kurzer Zeit, daß sich die Vorhänge des Zeltes von Guiche leicht öffneten und bewegten.

Hinter den Vorhängen wurde Guiche sichtbar, dessen Augen, glühend auf den Salon von Madame geheftet, der sanft durch das innere Licht beleuchtet war, im Schatten glänzten.

Dieser sanfte Schimmer, der die Scheiben färbte, war der Stern des Grafen. Man sah bis zu seinen Augen das Aufathmen seines ganzen Innern emporsteigen. Im Schatten verborgen, errieth Raoul alle die leidenschaftlichen Gedanken, welche zwischen dem Zelt des jungen Botschafters und dem Balcon der Prinzessin ein geheimes, magisches Band von Sympathien knüpften, ein Band gebildet von Gedanken von einem so festen Willen, von einer solchen Hartnäckigkeit, daß sie sicherlich zu den Liebesträumen flehten, sie mögen herabsteigen auf das duftende Lager, das der Graf mit den Augen seiner Seele verschlang.

Doch Guiche und Raoul waren nicht die Einzigen,

welche wachten. Das Fenster von einem der Häuser des Platzes stand offen: es war dies das Fenster eines Hauses, das Buckingham bewohnte.

Von dem Lichte, das aus diesem Fenster hervorsprang, hob sich die Silhouette des Herzogs kräftig ab; nachläßig auf das geschnitzte und mit Sammet verzierte Gesimse gelehnt, sandte er auch nach dem Balcon seine Wünsche und die tollen Visionen seiner Liebe.

Bragelonne konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

„Das ist ein armes, betrübtes Herz," sagte er, an Madame denkend.

Dann in einem mitleidigen Hinblick auf Monsieur fügte er bei:

„Und das ist ein armer, sehr bedrohter Gatte; wohl ihm, daß er ein großer Fürst ist und eine Armee hat, um sein Gut zu bewachen."

Bragelonne beobachtete eine Zeit lang das Benehmen der beiden Seufzenden, horchte auf das unhöfliche Schnarchen von Manicamp, welcher mit eben so großem Stolz schnarchte, als hätte er sein blaues Kleid statt seines violetten gehabt, und wandte sich gegen den Wind, der ihm den entfernten Gesang einer Nachtigall brachte; dann, nachdem er seinen Vorrath an Melancholie — auch eine Krankheit der Nacht — eingethan hatte, kehrte er in sein Zelt zurück und dachte für seine eigene Rechnung, daß vielleicht vier bis sechs Augen, so glänzend wie die von Guiche und Buckingham, nach seinem Idol im Schlosse von Blois schmachteten.

„Und Fräulein von Montalais ist keine ganz solide Garnison," sagte er leise, während er zugleich laut seufzte.

XVII.

Vom Havre nach Paris.

Am andern Tage fanden die Feste mit allem Gepränge und mit allem Jubel Statt, wie dies bei den Mitteln des Havre und der Stimmung der Geister nur immer möglich war.

Während der letzten Stunden, die man hier zubrachte, hatte man Vorkehrungen zur Abreise getroffen.

Madame stieg, nachdem sie von der englischen Flotte Abschied genommen und ihre Flagge begrüßend zum letzten Mal ihr Vaterland gegrüßt hatte, inmitten einer glänzenden Escorte in den Wagen.

Der Graf von Guiche hoffte, der Herzog von Buckingham würde mit dem Admiral nach England zurückkehren, aber es gelang Buckingham, der Königin darzuthun, es wäre eine Unschicklichkeit, Madame beinahe allein in Paris ankommen zu lassen.

Sobald der Punkt, daß Buckingham Madame begleiten sollte, festgestellt war, wählte der junge Herzog einen Hof von Edelleuten und Officieren, mit der Bestimmung, sein eigenes Gefolge zu bilden, so daß eine ganze Armee, das Gold und die glänzenden Demonstrationen in den Städten und den Dörfern, durch die sie kam, ausstreuend, nach Paris marschirte.

Das Wetter war herrlich. Frankreich ist schön anzuschauen, besonders von der Straße aus, der der Zug folgte. Der Frühling warf seine balsamischen Blüthen und Blätter vor die Schritte dieser Jugend. Die ganze Normandie mit ihrer fruchtbaren Vegetation, mit ihren blauen Horizonten, mit ihren silbernen Flüssen stellte

sich wie ein Paradies für die neue Schwester des Königs dar.

Es gab nur Feste und Berauschungen auf dem Wege. Guiche und Buckingham vergaßen Alles; Guiche, um die neuen Versuche des Engländers zurückzudrängen, Buckingham, um in dem Herzen der Prinzessin eine lebhaftere Erinnerung an das Vaterland zu erwecken, woran sich das Andenken an glückliche Tage knüpfte.

Leider aber konnte der Herzog wahrnehmen, daß sich das Bild seines theuren Englands von Tag zu Tag im Geiste von Madame immer mehr verwischte, je tiefer sich darin die Liebe für Frankreich einprägte.

Er konnte wahrnehmen, daß alle seine kleinen Aufmerksamkeiten keine dankbare Anerkennung hervorriefen, und er mochte immerhin voll Anmuth auf einem der stolzesten, brausendsten Rosse des Yorkshire einherreiten, die Augen der Prinzessin verweilten nur zufällig und nebenbei auf ihm.

Vergebens versuchte er es, um einen von den im Raume umherirrenden oder anderswo haftenden Blicken auf sich zu lenken, die thierische Natur Alles hervorbringen zu lassen, was sie an Kraft, Stärke, Zorn und Gewandtheit zu vereinigen vermag; vergebens sprengte er, sein Roß mit den feurigen Nüstern übermäßig aufstachelnd, hin, auf die Gefahr, sich tausendmal an den Bäumen zu zerschellen, in die Gräben, über die Schranken oder jähe Bergabhänge hinabzustürzen, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte Madame einen Augenblick den Kopf um und kehrte dann leicht lächelnd zu ihren treuen Wächtern Raoul und Guiche zurück, welche ruhig an den Schlägen ihres Wagens ritten.

Da fühlte sich Buckingham von allen Qualen der Eifersucht heimgesucht; ein unbekannter, unerhörter, brennender Schmerz durchzog seine Adern und lagerte sich in seinem Herzen; um zu beweisen, daß er seine

Tollheit einsehe und durch die demüthigste Unterwürfigkeit das Unrecht seiner Unbesonnenheiten sühnen wolle, bezähmte er sein Pferd und nöthigte es, ganz triefend von Schweiß ganz weiß von dickem Schaum, bei der Carrosse unter der Menge der Höflinge an seinem Gebiß zu nagen.

Zuweilen erhielt er zum Lohn ein Wort von Madame, und dieses Wort kam ihm noch wie ein Vorwurf vor.

„Gut, Herr von Buckingham," sagte sie, „nun seid Ihr vernünftig."

Oder ein Wort von Raoul.

„Ihr tödtet Euer Pferd, Herr von Buckingham."

Buckingham hörte Raoul geduldig an, denn er fühlte instinctartig, ohne daß er irgend einen Beweis dafür hatte, daß Raoul Guiche in seinen Gefühlen mäßigte, und daß ohne Raoul schon irgend ein toller Schritt, sei es von Seiten des Grafen oder von ihm, Buckingham, einen Bruch, ein Aergerniß, eine Verbannung vielleicht herbeigeführt hätte.

Seit dem bekannten Gespräch, das die zwei jungen Leute vor dem Zelte im Havre gehabt hatten, wobei dem Herzog von Raoul die Unschicklichkeit seiner Kundgebungen fühlbar gemacht worden war, wurde Buckingham unwillkührlich zu Raoul hingezogen.

Oft knüpfte er eine Unterredung mit ihm an, und beinahe immer geschah es, um mit ihm von seinem Vater oder von d'Artagnan, ihrem gemeinschaftlichen Freund, zu sprechen, für den Buckingham beinahe eben so sehr begeistert war, als Raoul.

Raoul liebte es besonders, die Unterhaltung auf diesen Gegenstand vor Herrn von Wardes zu bringen, der während der ganzen Reise von der Ueberlegenheit von Bragelonne und besonders von seinem Einfluß auf den Geist von Guiche verletzt war.

Herr von Wardes besaß das feine, forschende Auge, das jede schlimme Natur auszeichnet; er hatte sogleich

die Traurigkeit von Guiche und sein verliebtes Aufstreben zu der Prinzessin bemerkt.

Statt diesen Gegenstand mit der Zurückhaltung von Raoul zu behandeln, statt auf eine würdige Weise, wie der letztere, die Convenienzen und die Pflichten zu beobachten, griff Wardes entschlossen die beständig tönende Saite jugendlicher Kühnheit und selbstsüchtigen Stolzes an.

So geschah es, daß eines Abends, als man in Mantes anhielt, während Guiche und Wardes auf eine Schranke gestützt mit einander plauderten, während Buckingham und Raoul auf und abgehend mit einander sprachen und Manicamp den Prinzessinnen den Hof machte, die ihn wegen seines geschmeidigen Geistes, seiner mildfreundlichen Manieren und seines versöhnlichen Charakters ganz zutraulich behandelten, Wardes zu dem Grafen sagte:

„Bekenne, daß Du sehr krank bist und daß Dich Dein Hofmeister nicht heilt."

„Ich verstehe Dich nicht," erwiederte der Graf.

„Das ist doch leicht zu verstehen; Du vertrocknest vor Liebe."

„Tollheit, Wardes, Tollheit!"

„Ja, ich gebe zu, es wäre eine Tollheit, wenn Madame für Dein Märtyrthum gleichgültig bliebe, aber sie bemerkt es, dergestalt, daß sie sich compromittirt, und ich befürchte in der That, bei unserer Ankunft in Paris dürfte Dein Hofmeister, Herr von Bragelonne, Euch Beide anzeigen."

„Wardes! Wardes! abermals ein Angriff auf Bragelonne!"

„Genug der Kinderei!" versetzte mit leiser Stimme der böse Genius des Grafen. „Du weißt so gut wie ich, was ich Alles sagen will; Du siehst wohl, daß der Blick der Prinzessin milder, freundlicher wird, wenn sie mit Dir spricht; Du erkennst an dem Ton ihrer Stimme, daß sie die Deinige gern hört; Du fühlst, daß sie die

Verse versteht, die Du ihr vorsprichst, und wirst nicht leugnen, daß sie Dir jeden Morgen sagt, sie habe schlecht geschlafen?"

„Das ist wahr, Wardes, es ist wahr, doch wozu sagst Du mir dies Alles?"

„Ist es nicht wichtig, die Dinge klar zu sehen?"

„Nein, wenn einen die Dinge, die man sieht, verrückt machen können," erwiederte Guiche.

Und er wandte sich voll Unruhe gegen die Prinzessin um, als wollte er, während er die Einflüsterungen von Wardes zurückwies, die Bestätigung derselben in ihren Augen lesen.

„Ah! ah!" sagte Wardes, „sieh da, sie ruft Dir, hörst Du? Benütze die Gelegenheit, der Hofmeister ist nicht da."

Guiche hielt es nicht mehr länger aus; eine unwiderstehliche Anziehungskraft riß ihn zu der Prinzessin hin.

Wardes schaute ihm lächelnd nach, als er sich entfernte.

„Ihr täuscht Euch, mein Herr," sagte plötzlich Raoul, indem er sich über die Schranke schwang, an welche sich einen Augenblick vorher die zwei Sprechenden angelehnt hatten, „der Hofmeister ist da und hört Euch."

Bei der Stimme von Raoul, den er erkannte, ohne daß er nach ihm umzuschauen brauchte, zog Wardes halb seinen Degen.

„Steckt Euren Degen ein," sagte Raoul, „Ihr wißt wohl, daß während der Reise, die wir vollbringen, jede Demonstration dieser Art unnütz wäre. Steckt Euren Degen wieder ein, haltet aber auch Eure Zunge im Zaum. Warum gießt ihr in das Herz desjenigen, welchen Ihr Euern Freund nennt, alle Galle, die das Eurige zernagt? Mich wollt Ihr einen rechtschaffenen Mann, einen Freund meines Vaters und der Meinigen hassen machen; den Grafen wollt Ihr zu einer Lieb-

für eine Frau aufstacheln, die Euerem Gebieter bestimmt ist. In der That, mein Herr, Ihr wäret ein schändlicher Verräther in meinen Augen, würde ich Euch nicht mit mehr Recht als einen Narren betrachten."

„Mein Herr," rief Wardes außer sich, „ich täuschte mich also nicht, als ich Euch einen Hofmeister nannte! Der Ton, den Ihr Euch anmaßt, die Formen, die Ihr gebraucht, sind die eines geißelsüchtigen Jesuiten und nicht eines Edelmanns. Ich bitte Euch, gebt mir gegenüber diese Formen und diesen Ton auf. Ich hasse Herrn d'Artagnan, weil er eine Schändlichkeit gegen meinen Vater begangen hat."

„Ihr lügt, mein Herr," erwiederte Raoul ganz kalt.

„Ah! Ihr wollt mich Lügen strafen, mein Herr!" rief Wardes.

„Warum nicht, wenn das, was Ihr sagt, falsch ist."

„Ihr straft mich Lügen und nehmt nicht den Degen in die Hand?"

„Mein Herr, ich habe mir gelobt, Euch nicht eher zu tödten, als bis wir Madame ihrem Gemahl übergeben haben."

„Mich tödten! Euer Ruthenbündel tödtet nicht, Herr Schulfuchs!"

„Nein," entgegnete Raoul kalt, „doch der Degen von d'Artagnan tödtet; und ich habe nicht nur diesen Degen, sondern er hat mich auch denselben handhaben gelehrt, und mit diesem Degen werde ich zu geeigneter Zeit seinen von Euch verletzten Namen rächen."

„Mein Herr," rief Wardes, „nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr mir nicht auf der Stelle Genugthuung gebt, so wird mir jedes Mittel gut sein, um mich zu rächen."

„Ho! ho!" sagte Buckingham, der plötzlich auf dem Schauplatz erschien, „das ist eine Drohung, die am Mord hinstreift und folglich für einen Edelmann von sehr schlechtem Geschmack zeugt."

„Was sagt Ihr, Herr Herzog?“ fragte Wardes, sich umwendend.

„Ich sagte, Ihr habet Worte gesprochen, die in meinen englischen Ohren schlecht klingen.“

„Nun wohl! mein Herr,“ rief Wardes außer sich, „wenn das, was Ihr sprecht, wahr ist, so finde ich wenigstens in Euch einen Mann, der mir nicht durch die Finger schlüpfen wird. Nehmt also meine Worte, wie Ihr sie versteht.“

„Ich nehme sie, wie ich muß,“ erwiederte Buckingham mit dem ihm eigenthümlichen hochmüthigen Ton, der selbst bei einem gewöhnlichen Gespräch das, was er sagte, wie eine Herausforderung klingen ließ; „Ihr beleidigt Herrn von Bragelonne, Ihr werdet mir für diese Beleidigung Genugthuung geben.“

Wardes warf einen Blick auf Bragelonne, der, seiner Rolle getreu, selbst vor der Herausforderung des Herzogs ruhig und kalt blieb.

„Es scheint nicht,“ sagte er, „es scheint nicht, daß ich Herrn von Bragelonne beleidige, da Herr von Bragelonne, der einen Degen an seiner Seite hat, sich nicht als beleidigt betrachtet.“

„Ihr beleidigt aber doch irgend Jemand?“

„Ja, ich beleidige Herrn d'Artagnan,“ erwiederte Wardes, der bemerkt hatte, daß dieser Name der einzige Stachel war, mit dem er den Zorn von Raoul erregen konnte.

„Dann ist es etwas Anderes,“ sagte Buckingham.

„Nicht wahr?“ rief Wardes, „es geziemt sich also für die Freunde von Herrn d'Artagnan, diesen zu vertheidigen.“

„Ich bin vollkommen Eurer Meinung,“ erwiederte der Engländer, der sein ganzes Phlegma wiedergefunden hatte, „für den beleidigten Herrn von Bragelonne konnte ich vernünftiger Weise nicht wohl die Partei von Herrn von Bragelonne nehmen, da er da ist; sobald es aber Herrn d'Artagnan betrifft . . .“

„Ueberlaßt Ihr mir den Platz, nicht wahr, mein Herr?“ sagte Wardes.

„Nein, im Gegentheil, ich ziehe vom Leder,“ erwiederte Buckingham, während er seinen Degen aus der Scheide zog, „denn wenn Herr d'Artagnan Euern Vater beleidigt hat, so hat er meinem Vater einen großen Dienst geleistet, oder wenigstens zu leisten versucht.“

Wardes machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Herr d'Artagnan,“ fuhr Buckingham fort, „ist der galanteste Edelmann, den ich kenne. Ich wäre also, da ich ihm persönlich verpflichtet bin, entzückt, diese Verpflichtung an Euch durch einen Degenstich zu bezahlen.“

Zu gleicher Zeit zog Buckingham anmuthig seinen Degen, begrüßte Raoul und legte sich aus.

Wardes machte einen Schritt, um den Stahl zu kreuzen.

„Ruhig, ruhig, meine Herren!“ sagte Raoul, indem er vortrat und seinen entblößten Degen zwischen den Kämpfenden ausstreckte, „dies Alles ist nicht der Mühe werth, daß man sich beinahe unter den Augen der Prinzessin erwürgt; Herr von Wardes sagt Schlimmes von Herrn d'Artagnan, doch er kennt Herrn d'Artagnan nicht einmal.“

Wardes knirschte mit den Zähnen, senkte seine Degenspitze auf das Ende seines Stiefels und rief:

„Ho! ho! Ihr sagt, ich kenne Herrn d'Artagnan nicht?“

„Oh! nein, Ihr kennt ihn nicht,“ erwiederte Raoul kalt, „Ihr wißt sogar nicht einmal, wo er ist.“

„Ich weiß nicht, wo er ist?“

„Allerdings, es muß so sein, da Ihr in Beziehung auf ihn Streit mit einem Fremden anfangt, statt Herrn d'Artagnan da aufzusuchen, wo er ist.“

Wardes erbleichte.

„Nun, mein Herr, ich will es Euch sagen, wo er ist,“ fuhr Raoul fort, „Herr d'Artagnan ist in Paris;

er wohnt im Louvre, wenn er den Dienst hat, in der Rue des Lombards, wenn er ihn nicht hat; Herr d'Artagnan läßt sich ganz sicher in der einen oder der andern von diesen Wohnungen finden; bei all dem Groll, den Ihr gegen Ihn hegt, seid Ihr kein muthiger Mann, wenn Ihr ihn nicht aufsucht, damit er Euch die Genugthuung gibt, die Ihr von aller Welt, nur nicht von ihm zu fordern scheint."

Wardes wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab, und Raoul sprach weiter:

„Pfui! Herr von Wardes, es ist unanständig, ein solcher Raufer zu sein, während wir Edicte gegen das Duell haben. Bedenkt wohl, der König würde wegen unseres Ungehorsams gegen uns aufgebracht werden, besonders in einem solchen Augenblick, und der König hätte Recht."

„Entschuldigungen," murmelte Wardes, „Vorwände."

„Geht doch!" versetzte Raoul, „Ihr sprecht da ungewaschenes Zeug, mein lieber Herr von Wardes; Ihr wißt wohl, daß der Herr Herzog von Buckingham ein tapferer Mann ist, der das Schwert zehnmal gezogen hat und sich auch wohl elfmal schlagen wird. Was Teufels, er führt einen Namen, der verpflichtet! Was mich betrifft, so wißt Ihr wohl, nicht wahr? daß ich mich auch schlage. Ich habe mich bei Sens, bei Bleneau, auf den Dünen, vor den Kanonieren, hundert Schritte vor der Linie geschlagen, während Ihr, beiläufig gesagt, hundert Schritte dahinter waret. Allerdings fanden sich dort viel zu viele Menschen, als daß man Eure Tapferkeit hätte sehen können, und deshalb verbarget Ihr sie; hier aber wäre es ein Schauspiel, ein Scandal; Ihr wollt von Euch sprechen machen, gleichviel auf welche Art . . . Rechnet nicht auf mich, Herr von Wardes, daß ich Euch bei Eurem Plan unterstütze; ich werde Euch dieses Vergnügen nicht gewähren."

„Das ist voll Vernunft," sagte Buckingham, seinen

Degen wieder einsteckend, „und ich bitte Euch um Verzeihung, Herr von Bragelonne, daß ich mich von einer ersten Bewegung habe hinreißen lassen.“

Doch im Gegentheil wüthend, machte Herr von Wardes einen Sprung vorwärts und bedrohte mit dem Degen ausfallend Raoul, der nur noch Zeit hatte, eine Quartparade zu erreichen.

„Ei! mein Herr,“ sagte Bragelonne ruhig, „nehmt Euch doch in Acht, Ihr werdet mir ein Auge ausstoßen.“

„Ihr wollt Euch also nicht schlagen?“ schrie Wardes.

„Für den Augenblick nicht; doch hört, was ich Euch verspreche, sobald wir in Paris angekommen sind: ich führe Euch zu Herrn d'Artagnan, dem Ihr erzählt, worüber Ihr Euch zu beschweren habt. Herr d'Artagnan wird den König um Erlaubniß bitten, Euch einen Degenstich beibringen zu dürfen. Der König wird es Euch gestatten, und wenn Ihr den Degenstich empfangen habt, nun mein lieber Herr von Wardes, so werdet Ihr mit ruhigerem Auge die Vorschriften des Evangeliums betrachten, die uns Beleidigungen vergessen heißen.“

„Ah!“ rief Wardes wüihend über diese Kaltblütigkeit, „man sieht wohl, daß Ihr halb Bastard seid, Herr von Bragelonne.“

Raoul wurde bleich wie sein Hemdkragen; sein Auge schleuderte einen Blitz, der Wardes zurückweichen machte.

Buckingham selbst war davon geblendet und warf sich zwischen die zwei Gegner, die er auf einander losstürzen zu sehen erwartete.

Herr von Wardes hatte diese Beleidigung zur letzten aufbewahrt; er preßte krampfhaft seinen Degen in seiner Faust und erwartete den Anfall.

„Ihr habt Recht, mein Herr,“ sagte Raoul, indem er sich gewaltig gegen sich selbst anstrengte, „ich kenne nur den Namen meines Vaters, doch ich weiß zu gut, wie sehr der Herr Graf de la Fère ein Mann von red-

lichem, ehrenhaftem Charakter ist, um einen Augenblick zu befürchten, wie Ihr zu sagen scheint, es hafte ein Flecken auf meiner Geburt. Daß ich den Namen meiner Mutter nicht kenne, ist also nur ein Unglück für mich und keine Schmach. Ihr aber ermangelt der Biederkeit, der Höflichkeit, daß Ihr mir ein Unglück zum Vorwurf macht. Gleichviel, die Beleidigung besteht, und diesmal halte ich mich für beleidigt. Es ist also abgemacht, sobald Ihr Euren Streit mit Herrn d'Artagnan ausgefochten, sollt Ihr mit mir zu thun haben, wenn es Euch gefällig ist."

„Ho! ho!" erwiederte Wardes mit einem bittern Lächeln. „Ich bewundere Eure Klugheit, mein Herr, so eben versprachet Ihr mir einen Degenstich von Herrn d'Artagnan, und nach diesem schon von mir empfangenen Stich bietet Ihr mir den Eurigen an."

„Seid unbesorgt," entgegnete Raoul mit dumpfem Zorn, „Herr d'Artagnan ist ein im Waffenhandwerk geschickter Mann, und ich werde ihn bitten, daß er für Euch thut, was er für Euern Herrn Vater gethan hat, nämlich daß er Euch nicht ganz tödtet, sondern mir das Vergnügen läßt, wenn Ihr geheilt seid, Euch im Ernste todt zu stechen, denn Ihr seid ein schlimmes Herz, Herr von Wardes, und man vermöchte in der That nicht vorsichtig genug gegen Euch zu sein."

„Mein Herr, seid unbesorgt, ich werde gegen Euch selbst Vorsichtsmaßregeln nehmen," rief Wardes.

„Mein Herr," sprach Buckingham, „erlaubt mir, Eure Worte durch einen Rath zu übersetzen, den ich Herrn von Bragelonne geben werde: Herr von Bragelonne, tragt einen Panzer."

Herr von Wardes ballte die Fäuste und rief:

„Ah! ich verstehe: diese Herren warten den Augenblick ab, wo sie ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen haben werden, um sich mit mir zu messen."

„Gut, mein Herr," sprach Raoul, „da Ihr durchaus wollt, endigen wir."

Er that einen Schritt gegen Wardes und streckte seinen Degen vor.

„Was macht Ihr?" fragte Buckingham.

„Seid ruhig, es wird nicht lange dauern," antwortete Raoul.

Wardes nahm seine Stellung; die Degen kreuzten sich.

Wardes stürzte mit einer solchen Hast auf Raoul los, daß es Buckingham beim ersten Zusammenstoßen der Degen klar war, Raoul schone seinen Gegner.

Buckingham wich einen Schritt zurück und schaute dem Kampfe zu.

Raoul war ruhig, als spielte er mit einem Rappier, statt mit einem Degen zu spielen; er löste seine bis an den Griff gebundene Klinge, zog sich einen Schritt zurück, parirte mit Gegenstößen, die drei bis vier Stöße, welche Wardes gegen ihn that, dann auf eine Drohung in Tiefquart, welche Wardes durch den Zirkel parirte, band er dessen Degen und schleuderte ihn zwanzig Schritte über die Schranke hinaus.

Hiernach, da Wardes entwaffnet und betäubt stehen blieb, steckte Raoul seinen Degen wieder in die Scheide, packte seinen Gegner am Kragen und am Gürtel und warf ihn ebenfalls bebend und brüllend über die Schranke.

„Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!" murmelte Herr von Wardes, während er aufstand und seinen Degen aufhob.

„Ei! bei Gott! seit einer Stunde wiederhole ich Euch nichts Anderes," sagte Raoul.

Nach diesen Worten wandte er sich gegen Buckingham um und sprach:

„Herzog, ich ersuche Euch, nicht ein Wort von Allem, was hier vorgefallen ist, zu verrathen! ich schäme mich, daß ich so weit gegangen bin, doch der Zorn hat mich fortgerissen . . . . ich bitte Euch um Verzeihung; vergeßt."

„Ah! lieber Vicomte," erwiederte der Herzog, diese zugleich so derbe und so redliche Hand drückend, „Ihr werdet mir im Gegentheil erlauben, mich zu erinnern und Eures Heils zu gedenken; dieser Mensch ist gefährlich, er wird Euch tödten."

„Mein Vater hat zwanzig Jahre unter der Drohung eines noch furchtbareren Feindes gelebt und ist nicht gestorben. Ich bin von einem Blut, das Gott beschützt, Herr Herzog."

„Euer Vater hatte gute Freunde, Vicomte."

„Ja," seufzte Raoul, „Freunde, wie es keine mehr gibt."

„Oh! ich bitte Euch, sagt das nicht in dem Augenblick, wo ich Euch meine Freundschaft anbiete."

Und Buckingham öffnete seine Arme Bragelonne, der mit Freuden den ihm angebotenen Bund annahm.

„In meiner Familie stirbt man für diejenigen, welche man liebt, Ihr wißt das, Herr von Bragelonne," fügte Buckingham bei.

„Ja, Herzog, ich weiß es," antwortete Raoul.

XVIII.

Was der Chevalier von Lorraine von Madame dachte.

Nichts störte mehr die Sicherheit der Reise.

Unter einem Vorwand, der kein großes Aufsehen machte, entschlüpfte Herr von Wardes, um voraus zu reisen.

Er nahm Manicamp mit, dessen gleichmäßiger, träumerischer Humor ihm als Balance diente.

Es ist zu bemerken, daß streitsüchtige, unruhige Geister stets eine Verbindung mit sanften und schüchternen Charakteren zu schließen finden, als ob die Einen in diesem Contrast eine Rast für ihren Humor, die Andern eine Wehr für ihre eigene Schwäche suchten.

Buckingham und Bragelonne, welche Herrn von Guiche in ihre Freundschaft einweihten, bildeten den ganzen Weg entlang ein Concert von Lobeserhebungen zu Ehren der Prinzessin.

Nun hatte es Bragelonne dahin gebracht, daß dieses Concert in Terzetten gegeben wurde, statt durch Solos, wie dies bei Guiche und seinem Nebenbuhler zur gefährlichen Gewohnheit geworden zu sein schien.

Diese Harmoniemethode gefiel Madame Henriette, der Königin Mutter, ungemein; sie entsprach vielleicht nicht eben so sehr dem Geschmack der Prinzessin, welche gefallsüchtig war wie ein Dämon und, ohne Furcht für ihre Tugend, die Gelegenheiten zur Gefahr sehr liebte. Sie hatte in der That eines von den muthigen, verwegenen Herzen, die sich in den Extremen des Zartgefühls gefallen und das Eisen mit einem gewissen Appetit nach der Wunde suchen.

Ihr Lächeln, ihre Blicke, ihre Toiletten, unerschöpfliche Wurfgeschosse, regneten auch auf die drei jungen Leute, durchlöcherten sie, und aus diesem bodenlosen Arsenal gingen noch Blicke, Kußhände und tausend andere Wonnen hervor, welche in der Ferne die Edelleute vom Gefolge, die Bürger, die Beamten der Städte, durch die man kam, die Pagen, das Volk, die Lackeien treffen sollten; es war eine allgemeine Verheerung, eine universelle Verwüstung.

Als Madame in Paris ankam, hatte sie unter Weges hunderttausend Verliebte gemacht, und sie brachte nach Paris ein halbes Dutzend Narren und zwei Verrückte.

Raoul allein, der alles Verführerische dieser Dame errieth und, weil er das Herz voll hatte, keinen leeren Raum bot, wo ein Pfeil eindringen konnte, Raoul kam kalt und mißtrauisch in die Hauptstadt des Reiches.

Auf dem Wege sprach er zuweilen mit der Königin von England von dem berauschenden Zauber, den Madame um sich her verbreitete, und die Mutter, welche durch so viele Mißgeschicke und Täuschungen erfahren geworden war, antwortete ihm:

„Henriette mußte eine Illustre sein, war sie nun auf dem Thron oder in der Dunkelheit geboren; denn sie ist eine Frau von Einbildungskraft, von Laune und Willen.“

Als Vortrab und Courriere hatten Herr von Wardes und Manicamp die Ankunft der Prinzessin verkündigt. Der Cortege sah in Nantes eine glänzende Escorte von Reitern und Wagen erscheinen.

Es war Monsieur, der, gefolgt vom Chevalier von Lorraine und seinen Günstlingen, welchen wiederum ein Theil der Haustruppen des Königs folgte, seine königliche Braut begrüßen wollte.

In Saint-Germain hatten die Prinzessin und ihre Mutter die etwas schwerfällige, von der Reise ein wenig angestrengte Kutsche gegen eine elegante und reiche, von sechs weißen, mit Gold geschirrten Pferden gezogene Carrosse vertauscht.

In diesem Wagen erschien wie auf einem Throne unter dem seidenen, mit Fransen, von Federn geschmückten Sonnenschirme die junge und schöne Prinzessin, deren strahlendes Gesicht die rosigen, für ihre perlmutterartige Haut so zarten Reflexe empfing.

Als Monsieur zu der Carrosse kam, war er von diesem Glanze so ergriffen, er bezeigte seine Bewunderung in so bestimmten Worten, daß der Chevalier von Lorraine in der Gruppe der Höflinge die Achseln zuckte und Guiche und Buckingham sich im Herzen getroffen fühlten.

Nachdem die Artigkeiten ausgetauscht und die Ceremonien erfüllt waren, schlug der ganze Cortege langsam den Weg nach Paris ein.

Die Vorstellungen hatten auf eine leichte Weise stattgefunden. Herr von Buckingham war Monsieur mit den anderen englischen Edelleuten bezeichnet worden.

Monsieur hatte Allen eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt.

Unter Weges aber, als er den Herzog sich mit demselben Eifer wie gewöhnlich an die Schläge des Wagens drängen sah, fragte er den Chevalier von Lorraine, seinen Unzertrennlichen:

„Wer ist dieser Cavalier?"

„So eben hat man ihn Eurer Hoheit vorgestellt," antwortete der Chevalier, „es ist der schöne Herzog von Buckingham."

„Ah! es ist wahr."

„Der Ritter von Madame," fügte der Günstling mit einem Ton und mit einem Nachdruck bei, den nur die Neidischen allein den einfachsten Sätzen zu geben vermögen.

„Wie? was willst Du damit sagen?" fragte der Prinz, immer weiter reitend.

„Ich habe gesagt, der Ritter."

„Madame hat also einen Ritter mit Titel?"

„Mir scheint, Ihr müßt das bemerken, wie ich; seht nur, wie sie Beide mit einander lachen und tollen."

„Alle Drei."

„Wie, alle Drei?"

„Gewiß, Du siehst wohl, daß Guiche dabei ist."

„Allerdings, ich sehe es, ... Doch was beweist das? daß Madame statt eines Ritters zwei hat."

„Du begiftest Alles, Schlange."

„Ich begifte nichts . . . Ah! welch einen schlimmen Geist habt Ihr! Man macht Eurer Frau die Honneurs von Frankreich, und Ihr seid nicht damit zufrieden."

Der Herzog von Orleans fürchtete das satyrische Uebersprudeln des Chevalier, wenn er es bis zu einer gewissen Stärke gesteigert hätte, und brach kurz ab.

„Die Prinzessin ist hübsch," sagte er nachlässig, als ob es sich um eine Fremde handelte.

„Ja," erwiederte der Chevalier in demselben Ton.

„Du sagst dieses Ja wie ein Nein. Sie hat sehr schöne schwarze Augen, wie mir scheint."

„Kleine."

„Es ist wahr, aber glänzend. Sie ist vortheilhaft gewachsen."

„Der Wuchs ist ein wenig verdorben, Monseigneur."

„Ich leugne es nicht. Die Miene ist edel."

„Aber das Gesicht mager."

„Die Zähne kommen mir bewunderungswürdig vor."

„Man sieht sie. Der Mund ist, Gott sei Dank! ziemlich groß. Ich hatte entschieden Unrecht, Monseigneur, Ihr seid viel schöner als Eure Frau."

„Sprich, findest Du auch, daß ich schöner bin, als Buckingham?"

„Oh ja! und er fühlt es wohl, denn seht, er verdoppelt seine Bestrebungen bei Madame, damit Ihr ihn nicht in den Schatten stellt."

Monsieur machte eine Bewegung der Ungeduld, da er aber ein Lächeln des Triumphes über die Lippen des Chevalier hinschweben sah, so setzte er sein Pferd wieder in Schritt und sagte:

„Warum sollte ich mich im Ganzen länger um meine Base bekümmern? Kenne ich sie nicht? Bin ich nicht mit ihr erzogen worden? Habe ich sie nicht als Kind im Louvre gesehen?"

„Ah! verzeiht, mein Prinz, es ist eine Veränderung bei ihr vorgegangen," erwiederte der Chevalier. „In der Periode, von der Ihr sprecht, war sie minder glänzend und hauptsächlich etwas minder stolz, — an jenem Abend besonders, erinnert Ihr Euch Monseigneur? wo

der König nicht mit ihr tanzen wollte, weil er sie häßlich und schlecht gekleidet fand."

Diese Worte ließen den Herzog von Orleans die Stirne falten. Es war in der That sehr wenig schmeichelhaft für ihn, eine Prinzessin zu heirathen, aus der sich der König in ihrer Jugend nicht viel gemacht hatte.

Er war vielleicht im Begriff, zu antworten, doch in diesem Augenblick verließ Guiche den Wagen, um sich dem Prinzen zu nähern.

Er hatte von ferne den Prinzen und den Chevalier gesehen, und er schien, mit besorgtem Ohr, die Worte errathen zu wollen, die zwischen Monsieur und seinem Günstling ausgetauscht worden waren.

War es Treulosigkeit, war es Unverschämtheit, der Letztere nahm sich nicht die Mühe, sich zu verstellen.

„Graf!" sagte er, „Ihr habt einen guten Geschmack."

„Ich danke für das Kompliment," erwiederte Guiche, „doch aus welcher Veranlassung sagt Ihr mir das?"

„Ah! ich berufe mich auf Seine Hoheit."

„Allerdings," sprach Monsieur, „Guiche weiß wohl, daß ich ihn für einen vollkommenen Cavalier halte."

„Nachdem dies festgestellt ist, fahre ich fort, Graf: nicht wahr, Ihr seid seit acht Tagen bei Madame?"

„Ja," antwortete Guiche, unwillkührlich erröthend.

„Nun, so sagt uns offenherzig, was Ihr von ihrer Person denkt."

„Von ihrer Person?" versetzte Guiche erstaunt.

„Ja, von ihrer Person, von ihrem Geist, kurz von ihr . . ."

Verblüfft durch diese Frage, zögerte Guiche, zu antworten.

„Auf, Guiche," rief der Chevalier lachend, „sage, was Du denkst, sei offenherzig, Monsieur befiehlt es."

„Ja, ja, sei offenherzig," sagte der Prinz.

Guiche stammelte ein paar unverständliche Worte.

„Ich weiß wohl, daß dies eine delicate Sache ist," fuhr der Prinz fort, „doch mir kann man am Ende Alles sagen. Wie findest Du sie?"

Um zu verbergen, was in ihm vorging, nahm Guiche seine Zuflucht zu der einzigen Vertheidigung, die in der Macht eines überraschten Menschen liegt, er log und erwiederte:

„Ich finde Madame weder hübsch, noch häßlich, doch eher das Erstere."

„Ah! lieber Graf," rief der Chevalier, „Ihr, der Ihr bei dem Anblick des Portraits in eine so laute Extase gerathen seid!"

Guiche erröthete bis über die Ohren. Zum Glück half ihm sein etwas lebhaftes Pferd durch einen Seitensprung seine Röthe verbergen.

„Das Portrait," murmelte er, während er sich wieder näherte, „welches Portrait?"

Der Chevalier hatte ihn nicht mit dem Blick verlassen.

„Ja, das Portrait. War denn die Miniature nicht ähnlich?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe das Portrait vergessen; es hat sich in meinem Geist verwischt."

„Es machte aber doch einen so lebhaften Eindruck auf Euch," sagte der Chevalier.

„Das ist möglich."

„Hat sie wenigstens Geist?" fragte der Herzog.

„Ich glaube, Monseigneur."

„Und Herr von Buckingham, hat er Geist?" fragte der Chevalier.

„Ich weiß es nicht."

„Ich bin der Meinung, daß er hat," sprach der Chevalier, „denn er macht Madame lachen, und sie scheint viel Vergnügen an seiner Gesellschaft zu finden, was einer Frau von Geist nie begegnet, wenn sie in Gesellschaft eines Dummkopfs ist."

„Dann hat er Geist," sagte nun der Graf von Guiche, dem plötzlich Raoul zu Hülfe kam, als er ihn dem gefährlichen Chevalier preisgegeben sah, dessen er sich so bemächtigte, daß Lorraine das Gespräch zu verändern genöthigt war.

Der Einzug war freudig und glänzend. Um seinen Bruder zu ehren, hatte der König Befehl gegeben, die Dinge prachtvoll zu behandeln.

Madame und ihre Mutter stiegen im Louvre ab, in dem Louvre, wo sie während der Zeit ihrer Verbannung auf eine so schmerzliche Weise die Abgeschiedenheit, die Armuth, die Entbehrungen ausgestanden hatten.

Dieser für die unglückliche Tochter von Heinrich IV. ungastfreundliche Palast, diese kahlen Wände, diese eingetretenen Böden, diese mit Spinnengeweben überzogenen Decken, diese weiten marmornen Kamine, woran die Ecken abgestoßen, diese kalten Herde, die vom Almosen des Parlaments kaum für sie erwärmt worden waren, Alles hatte ein anderes Gesicht bekommen.

Schimmernde Tapeten, dichte Teppiche, glänzende Platten, frische Malereien mit breiten goldenen Rahmen; überall Kandelaber, Spiegel, kostbare Meubles; überall Wachen mit stolzer Haltung und wogenden Federbüschen, ein Volk von Dienern und Höflingen in den Vorzimmern und auf den Treppen.

In diesen Höfen, wo kurz zuvor noch Gras wuchs, als hätte es der undankbare Mazarin für geeignet erachtet, den Parisern zu beweisen, die Verödung und die Unordnung müssen mit der Armuth und der Verzweiflung das Gefolge entkräfteter Monarchien sein; in diesen ungeheuren, stummen, trostlosen Höfen tummelten sich nun Cavaliere, deren Rosse aus dem glänzenden Pflaster Tausende von Funken schlugen.

Carrossen waren mit schönen und jungen Frauen bevölkert, welche, um sie im Vorbeiziehen zu begrüßen, die Tochter jener Tochter von Frankreich erwarteten, die während ihres Witwenstandes und ihrer Verban-

nung zuweilen nicht ein Stückchen Holz für ihren Kamin, nicht ein Stückchen Brod für ihren Tisch gefunden hatte, und von den geringsten Dienstboten des Schlosses verachtet worden war.

Madame Henriette kehrte auch in den Louvre mit einem Herz zurück, das, mehr vom Schmerz und von bitteren Erinnerungen angeschwollen, als das ihrer Tochter, einer veränderlichen, vergeßlichen Natur, von Triumph und Freude erfüllt war.

Sie wußte wohl, daß der glänzende Empfang der glücklichen Mutter eines auf den zweiten Thron Europas wiedereingesetzten Königs zu Theil wurde, während der schlechte Empfang an sie, die Tochter von Heinrich IV., die man dafür, daß sie unglücklich, bestrafte, gerichtet gewesen war.

Nachdem die Prinzessinnen von ihren Wohnungen Besitz ergriffen und ein wenig geruht hatten, nahmen die Männer, die sich auch von ihrer Anstrengung erholt, ihre Gewohnheiten und Arbeiten wieder auf.

Bragelonne fing damit an, daß er seinen Vater aufsuchte.

Athos war wieder nach Blois abgereist.

Er wollte Herrn d'Artagnan besuchen.

Doch mit der neuen Organisirung der Haustruppen des Königs beschäftigt, war d'Artagnan unfindbar geworden.

Bragelonne schlug nun den Weg zu Guiche ein.

Aber der Graf hatte mit seinen Schneidern und mit Manicamp Berathungen, welche den ganzen Tag in Anspruch nahmen.

Beim Herzog von Buckingham war es noch schlimmer.

Dieser kaufte Pferde auf Pferde, Diamanten auf Diamanten. Alles, was Paris an Stickerinnen, Edelsteinhändlern und Schneidern enthielt, nahm er in Beschlag. Es war zwischen Guiche und ihm ein mehr oder minder höflicher Wettstreit, für dessen günstigen

Erfolg der Herzog eine Million ausgeben wollte, während der Marschall von Grammont Guiche nur sechzigtausend Livres gegeben hatte.

Buckingham lachte und gab seine Million aus.

Guiche seufzte und hätte sich ohne die Rathschläge von Wardes die Haare ausgerauft.

„Eine Million!“ wiederholte Guiche alle Tage, „ich werde unterliegen. Warum will mir der Herr Marschall nicht meinen Antheil an der Erbschaft herausgeben?“

„Weil Du ihn verzehren würdest,“ sagte Raoul.

„Ei! was ist daran gelegen! Wenn ich sterben soll, werde ich sterben. Dann brauche ich nichts mehr!“

„Welche Nothwendigkeit ist denn vorhanden, daß Du sterben sollst?“

„Ich will nicht in der Eleganz von einem Engländer besiegt sein.“

„Mein lieber Graf,“ sprach nun Manicamp, „die Eleganz ist keine kostspielige, sondern eine schwierige Sache.“

„Ja, doch die schwierigen Sachen kosten sehr viel, und ich habe nur sechszigtausend Livres.“

„Bei Gott!“ rief Wardes, „Du bist sehr in Verlegenheit; gib so viel aus als Buckingham, das ist nur ein Unterschied von neunmalhundert und vierzigtausend Livres.“

„Wo sie finden?“

„Mache Schulden.“

„Ich habe schon.“

„Ein Grund mehr.“

Diese Rathschläge stachelten Guiche am Ende so auf, daß er Thorheiten beging, während Buckingham seine Million ausgab.

Als sich das Gerücht von diesen Verschwendungen verbreitete, heiterten sich die Gesichter von allen Kaufleuten von Paris auf, und vom Hotel von Buckingham bis zum Hotel Grammont träumte man von Wundern.

Während dieser Zeit ruhte Madame aus und Bragelonne schrieb an Fräulein de la Vallière.

Schon vier Briefe waren aus seiner Feder hervorgegangen, und nicht eine Antwort kam an, als am Morgen der Hochzeitfeier, welche im Palais-Royal statthaben sollte, Raoul, der eben im Ankleiden begriffen war, einen Diener melden hörte:

„Herr von Malicorne.“

„Was will dieser Malicorne von mir?“ dachte Raoul.

„Laßt ihn warten,“ sagte er zu dem Lackei.

„Es ist ein Herr von Blois,“ erwiederte der Diener.

„Ah! laßt ihn eintreten!“ rief Raoul lebhaft.

Malicorne trat ein, schön wie ein Gestirn und einen herrlichen Degen an der Seite.

Nachdem er sich sehr anmuthig verbeugt hatte, sprach er:

„Herr von Bragelonne, ich überbringe Euch tausend Artigkeiten von einer Dame.“

Raoul erröthete.

„Von einer Dame,“ sagte er, „von einer Dame von Blois?“

„Ja, mein Herr, von Fräulein von Montalais.“

„Ah! ich danke; ich erkenne Euch nun wieder. Und was wünscht Fräulein von Montalais von mir?“

Malicorne zog aus seiner Tasche vier Briefe und reichte sie Raoul.

„Meine Briefe! ist es möglich!“ sprach dieser erbleichend, „meine Briefe noch gesiegelt!“

„Diese Briefe, mein Herr, haben die Person, für welche Ihr sie bestimmtet, nicht mehr getroffen, und man schickt sie Euch zurück.“

„Fräulein de la Vallière ist von Blois abgereist!“ rief Raoul.

„Vor acht Tagen.“

„Und wohin hat sie sich begeben?“

„Sie muß in Paris sein.“

„Aber woher weiß man, daß diese Briefe von mir kamen?“

„Fräulein von Montalais hat Eure Handschrift und Euer Siegel erkannt,“ antwortete Malicorne.

Raoul erröthete und lächelte.

„Das ist sehr liebenswürdig von Fräulein Aure,“ sagte er; „sie ist immer gut und freundlich.“

„Immer.“

„Sie hätte mir sollen eine genaue Auskunft über Fräulein de la Vallière geben. Ich müßte nicht in dem ungeheuren Paris suchen.“

Malicorne zog ein anderes Papier aus seiner Tasche und erwiederte:

„Ihr werdet vielleicht in diesem Brief finden, was Ihr zu wissen wünscht.“

Raoul erbrach hastig das Siegel. Die Schrift war von Fräulein Aure und der Brief enthielt nur folgende Worte:

„Paris, Palais-Royal am Hochzeittag.“

„Was bedeutet das?“ fragte Raoul Malicorne; „Ihr wißt es, mein Herr?“

„Ja, Herr Vicomte.“

„Ich bitte, sagt es mir.“

„Unmöglich, mein Herr.“

„Warum?“

„Weil Fräulein Aure mir verboten hat, es zu sagen.“

Raoul schaute diesen seltsamen Menschen an und blieb stumm.

„Erklärt mir wenigstens,“ sprach er, dann, „ob es ein Glück oder ein Unglück für mich ist.“

„Ihr werdet sehen.“

„Ihr seid streng in Eurer Verschwiegenheit.“

„Herr Vicomte, ich bitte Euch um eine Gefälligkeit.“

„Im Austausch für die, welche Ihr mir nicht erzeigt?"

„Ganz richtig."

„Sprecht."

„Es ist mein lebhaftester Wunsch, die Ceremonie zu sehen, und ich habe keine Eintrittskarte, trotz aller Schritte, die ich gethan, um eine zu bekommen. Könnt Ihr mir Eintritt verschaffen?"

„Gewiß."

„Thut das für mich, Herr Vicomte, ich flehe Euch an."

„Ich werde es gern thun, mein Herr, begleitet mich."

„Ich bin Euer unterthäniger Diener."

„Ich glaubte, Ihr wäret ein Freund von Herrn von Manicamp."

„Ja, mein Herr, doch diesen Morgen, als ich ihm beim Ankleiden zuschaute, war ich Schuld, daß eine Flasche Firniß auf sein neues Gewand fiel; da ging er mit dem Degen auf mich los und ich mußte entfliehen. Deshalb habe ich ihn nicht um eine Karte gebeten. Er hätte mich umgebracht."

„Das läßt sich begreifen," sagte Raoul. „Ich kenne Manicamp und weiß, daß er im Stande ist, einen Menschen zu tödten, der unglücklicher Weise das Verbrechen begeht, das Ihr Euch in seinen Augen vorzuwerfen habt; doch ich werde das Uebel Euch gegenüber wieder gut machen; ich häkele nur meinen Mantel ein und bin dann bereit, Euch als Führer zu dienen."

XIX.

Die Ueberraschung von Fräulein von Montalais.

Die Vermählung von Madame fand im Palais-Royal, in der Kapelle, vor einer Welt streng ausgewählter Höflinge statt.

Doch trotz der hohen Gunst, welche eine Einladung bezeichnete, verschaffte Raoul, seinem Versprechen getreu, Malicorne, der unendlich begierig war, diesen Anblick zu genießen, den erwünschten Eintritt.

Als er sich dieser Verbindlichkeit entledigt hatte, näherte sich Raonl dem Grafen von Guiche; im Widerspruch mit seiner glänzenden Kleidung, zeigte der Graf ein durch den Schmerz so sehr verstörtes Gesicht, daß ihm Buckingham allein seine übermäßige Bläſſe und Niedergeschlagenheit streitig machen konnte.

„Nimm Dich in Acht, Graf," sagte Raoul, der ganz nahe zu seinem Freund trat und ihn in dem Augenblick, wo der Erzbischof die zwei Gatten einsegnete, zu unterstützen sich bereit hielt.

Man sah in der That den Prinzen von Condé mit neugierigen Augen diese zwei Bilder der Verzweiflung anschauen, welche starr wie Karyatiden auf beiden Seiten des Schiffes standen.

Der Graf bewachte sich sorgfältiger.

Sobald die Ceremonie vorüber war, begaben sich der König und die Königin in den großen Salon, wo sie sich Madame und ihr Gefolge vorstellen ließen.

Man bemerkte, daß der König, der beim Anblick seiner Schwägerin sehr erstaunt geschienen hatte, dieser die aufrichtigsten Komplimente machte.

Man bemerkte ferner, daß die Königin Mutter ei-

nen langen, träumerischen Blick auf Buckingham heftete, sich dann gegen Frau von Motteville neigte und zu ihr sagte:

„Findet Ihr nicht, daß er seinem Vater gleicht?"

Man bemerkte endlich, daß Monsieur Jedermann beobachtete und sehr unzufrieden zu sein schien.

Nach dem Empfang der Prinzen und Botschafter bat Monsieur den König um Erlaubniß, ihm, sowie Madame die Personen seines neuen Hauses vorstellen zu dürfen.

„Wißt Ihr nicht, Vicomte," fragte der Herr Prinz leise Raoul, „wißt Ihr nicht, ob das Haus von einer Person von Geschmack gebildet worden ist, und ob wir einige anständige Gesichter haben werden?"

„Ich weiß es durchaus nicht, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Ah! Ihr spielt den Unwissenden."

„Wie das, Monseigneur?"

„Ihr seid der Freund von Guiche, der zu den Freunden des Prinzen gehört."

„Das ist wahr, Monseigneur; doch da mich die Sache nicht interessirte, so machte ich hierüber keine Frage an Guiche, und da Guiche nicht befragt wurde, so eröffnete er sich mir nicht."

„Doch Manicamp?"

„Ich habe allerdings Herrn von Manicamp im Havre und unter Weges gesehen, ich war aber eben so wenig fragsam bei ihm, als bei Guiche. Weiß übrigens Herr von Manicamp etwas von dem Allem, er, der nur eine untergeordnete Person ist?"

„Ei! mein lieber Vicomte, was fällt Euch ein!" sagte der Herzog; „es sind die untergeordneten Personen, welche bei solchen Gelegenheiten jeglichen Einfluß ausüben, und zum Beweis hiefür dient, daß beinahe Alles durch die Präsentation von Herrn von Manicamp bei Guiche und von Guiche bei Monsieur geschehen ist."

„Nun, Monseigneur, das war mir völlig unbe-

kannt," erwiederte Raoul, „und Eure Hoheit unterrichten mich damit von einer Neuigkeit."

„Ich will Euch wohl glauben, obgleich es unglaublich ist . . . und überdies werden wir nicht mehr lange zu warten haben: die fliegende Schwadron rückt heran, wie die gute Königin Katharine sagte. Bei Gott! sehr hübsche Gesichter!"

Es erschien wirklich eine Truppe junger Mädchen unter der Anführung von Frau von Navaille im Saal, und zu Ehren von Manicamp, wenn er wirklich an dieser Wahl den Antheil, den ihm der Prinz von Condé zuschrieb, genommen hatte, müssen wir sagen, es war ein Anblick ganz geeignet, diejenigen zu entzücken, welche, wie der Herr Prinz, Schätzer aller Arten von Schönheit waren.

Eine blonde junge Frau, welche zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt sein mochte, und deren große blaue Augen, wenn sie sich öffneten, blendende Flammen schoßen, ging an der Spitze und wurde zuerst vorgestellt.

„Fräulein von Tonnay-Charente," sagte zu Monsieur die alte Frau von Navaille.

Und Monsieur wiederholte, sich vor Madame verbeugend:

„Fräulein von Tonnay-Charente."

„Ah! ah!" sagte der Prinz, sich zu Raoul umwendend, „diese kommt mir ziemlich angenehm vor. Das ist Eine . . ."

„In der That," erwiederte Raoul, „sie ist hübsch, obgleich sie ein wenig hochmüthig aussieht."

„Bah! wir kennen diese Mienen, Vicomte; in drei Monaten vird sie gezähmt sein; doch schaut, da ist eine andere Schönheit."

„Ah!" sagte Raoul, „und zwar eine Schönheit, die zu meinen Bekannten gehört."

„Fräulein Aure von Montalais," sprach Frau von Navaille.

Name und Vorname wurden gewissenhaft von Monsieur wiederholt.

„Großer Gott!“ rief Raoul, indem er seine Augen ganz bestürzt auf die Eintrittsthüre heftete.

„Was gibt es?“ fragte der Herzog, „sollte es Fräulein Aure von Montalais sein, wegen der Ihr ein solches großer Gott ausstoßt?“

„Nein, Monseigneur, nein,“ erwiederte Raoul ganz bleich und zitternd.

„Wenn es Fräulein Aure von Montalais nicht ist, so ist es jene reizende Blonde, die ihr folgt. Meiner Treue, hübsche Augen, ein wenig mager, aber sie besitzt viele Reize.“

„Fräulein de la Baume le Blanc de la Vallière,“ sagte Frau von Navaille.

Bei diesem Namen, der tief im Herzen von Raoul wiederhallte, stieg eine Wolke aus seiner Brust zu seinen Augen empor.

Er sah nichts mehr und hörte nichts mehr, so daß der Herr Prinz, der in ihm nur noch ein stummes Echo seiner Spöttereien fand, näher hinzutrat, um die schönen jungen Mädchen zu betrachten, die sein erster Blick schon detaillirt hatte.

„Louise hier, Louise Ehrenfräulein von Madame!“ murmelte Raoul.

Und seine Augen, die ihm nicht mehr genügten, um seine Vernunft zu überzeugen, schweiften von Luise auf Montalais über.

Die Letztere hatte indessen schon ihre entlehnte Schüchternheit abgelegt, eine Schüchternheit, die ihr nur im Augenblick der Vorstellung und bei den Verbeugungen dienen sollte.

Fräulein von Montalais schaute aus ihrem Winkelchen mit ziemlich viel Dreistigkeit alle Anwesende an, und als sie Raoul fand, ergötzte sie sich an dem tiefen Erstaunen, in das ihre Gegenwart und die ihrer Freundin den armen Verliebten versetzt hatte.

Dieses muthwillige, spöttische Auge, das Raoul vermeiden wollte, jedoch unabläßig wieder befragte, wurde zu einer wahren Qual für ihn.

Louise aber, war es nun Schüchternheit, oder irgend ein anderer Grund, den sich Raoul nicht erklären konnte, hielt ihre Augen beständig niedergeschlagen, und furchtsam, geblendet, mit stockendem Athem, zog sie sich, selbst für die Ellenbogenstöße von Montalais unempfindlich, so weit als möglich zurück.

Dies Alles war für Raoul ein wahres Räthsel, für dessen Schlüssel der arme Vicomte viel gegeben hätte.

Aber Niemand war da, um ihm das Räthsel zu lösen, nicht einmal Malicorne; denn etwas beängstigt, als er sich unter so vielen Edelleuten sah, und erschrocken über die spöttischen Blicke von Montalais, hatte Malicorne einen Kreis beschrieben und sich allmälig einige Schritte vom Herrn Prinzen, hinter der Gruppe der Ehrenfräulein, beinahe im Bereiche der Stimme von Fräulein Aure, diesem Planeten aufgestellt, um den er, ein demüthiger Trabant, sich mit Gewalt zu bewegen schien.

Als Raoul wieder zu sich kam, glaubte er zu seiner Linken bekannte Stimmen zu erkennen.

Es waren in der That Wardes, Guiche und der Chevalier von Lorraine, die mit einander plauderten.

Sie plauderten allerdings so leise, daß man kaum den Hauch ihrer Worte im weiten Saal vernahm.

So von seinem Platze aus, von der Höhe seiner Gestalt herab, ohne sich zu bücken oder seinen Gegenredner anzuschauen, sprechen war ein Talent, das die Neuangekommenen nicht mit einem Mal in seiner ganzen Erhabenheit erlangen konnten. Es bedurfte eines langen Studiums zu diesen Plaudereien, welche ohne Blicke, ohne Kopfbewegungen das Gespräch einer Gruppe von Bildsäulen zu sein schienen.

In der That, bei den großen Cercles des Königs

und der Königin, während Ihre Majestäten sprachen und alle in einem religiösen Stillschweigen auf sie zu horchen schienen, fanden solche leise Plaudereien, wobei die Schmeichelei nicht die vorherrschende Note war, in großer Anzahl Statt.

Raoul aber war einer von den Gewandten in diesem ganz aus der Etiquette hervorgangenen Studium, und an der Bewegung der Lippen hatte er oft den Sinn der Worte errathen können.

„Wer ist diese Montalais?" fragte Wardes. „Wer ist diese la Vallière? Was für Provinzvolk ist das, was da zu uns kommt?"

„Die Montalais," erwiederte der Chevalier von Lorraine, „sie kenne ich; es ist ein gutes Mädchen, das den Hof belustigen wird. La Vallière ist eine hübsche Hinkende."

„Pfui!" versetzte Herr von Wardes.

„Macht nicht pfui, Herr von Wardes; es gibt über die hinkenden Frauen sehr geistreiche und besonders sehr charakteristische Axiome."

„Meine Herren, meine Herren," sprach Guiche, der Raoul besorgt anschaute, „ich bitte, etwas mehr Maß gehalten!"

Doch die Besorgniß des Grafen war, wenigstens scheinbar, unzeitig. Raoul beobachtete die festeste, gleichgültigste Haltung, obgleich er nicht ein Wort von dem, was gesprochen wurde, verlor. Er schien ein Regi[illegible]r über die Frechheiten und Ungezogenheiten der beiden Herausforderer zu führen, um bei Gelegenheit seine Rechnung mit ihnen zu ordnen.

Wardes errieth ohne Zweifel diesen Gedanken und fuhr fort:

„Wer sind die Liebhaber von diesen Fräulein?"

„Von der Montalais?" fragte der Chevalier.

„Ja, zuerst von der Montalais."

„Nun wohl! Ihr, ich, Guiche, bei Gott! wer nur immer will!"

„Und von der Andern?"

„Von Fräulein de la Vallière?"

„Ja."

„Nehmt Euch in Acht, meine Herren!" sagte Guiche, um Wardes die Antwort kurz abzuschneiden, „nehmt Euch in Acht, Madame hört uns."

Raoul preßte seine Hand bis an's Faustgelenke in seinen Rock nnd verwüstete seine Brust und seine Spitzen.

Doch gerade die Gierde, die er gegen arme Frauen sich erheben sah, bewog ihn, einen ernsten Entschluß zu fassen.

„Die arme Louise," sagte er zu sich selbst, „sie ist nur in einer ehrenhaften Absicht und unter einer ehrenhaften Protection hieher gekommen; aber ich muß diese Absicht kennen, ich muß wissen, wer sie begünstigt."

Und das Manoeuvre von Malicorne nachahmend, wandte er sich nach der Gruppe der Ehrenfräulein.

Bald war die Vorstellung beendigt. Der König, der Madame unabläßig angeschaut und bewundert hatte, verließ nun den Empfangssaal mit den zwei Königinnen.

Der Chevalier von Lorraine nahm seinen Platz wieder an der Seite von Monsieur ein, und während er ihn begleitete, träufelte er ihm ein paar Tropfen von dem Gift in's Ohr, das er seit einer Stunde in der Betrachtung neuer Gesichter und in der Vermuthung, es dürften einige Herzen glücklich sein, gesammelt hatte.

Als der König wegging, zog er einen Theil der Anwesenden mit sich fort, diejenigen aber, die sich der Unabhängigkeit erfreuten und die Galanterie zu ihrem Geschäft machten, fingen an, sich den Damen zu nähern.

Der Herr Prinz begrüßte Fräulein von Tonnay-Charente; Buckingham machte Frau von Chalais und Frau von Lafayette den Hof, welche Beide Madame schon ausgezeichnet hatte und liebte. Der Graf von Guiche, der Monsieur verließ, sobald er sich Madame allein nähern konnte, unterhielt sich lebhaft mit Frau

von Valentinois, seiner Schwester und den Fräulein von Créqui und Chatillon.

Unter allen diesen politischen oder Liebesinteressen wollte sich Malicorne der Montalais bemächtigen, doch diese plauderte viel lieber mit Raoul, und geschah es nur, um sich an allen seinen Fragen und an all' seinem Erstaunen zu ergötzen.

Raoul ging gerade auf Fräulein de la Vallière zu und verbeugte sich vor ihr mit der größten Ehrfurcht.

Als Louise dies bemerkte, erröthete, stammelte sie, Montalais aber kam ihr eiligst zu Hülfe und sagte:

„Nun, Herr Vicomte, wir sind hier."

„Ich sehe Euch wohl," erwiederte Raoul lächelnd, „und gerade über Eure Anwesenheit will ich Euch um eine kleine Erklärung bitten."

Malicorne näherte sich mit seinem reizendsten Lächeln.

„Entfernt Euch doch," sagte Montalais, „Ihr seid in der That sehr indiscret."

Malicorne biß sich auf die Lippen und machte zwei Schritte rückwärts, ohne ein Wort zu sagen.

Nur wechselte sein Lächeln den Ausdruck und wurde, zuvor treuherzig, nun spöttisch.

„Ihr wollt eine Erklärung, Herr Raoul?" fragte Montalais.

„Gewiß, die Sache ist wohl der Mühe werth, wie mir scheint: Fräulein de la Vallière Ehrenfräulein von Madame!"

„Warum sollte sie nicht eben so gut Ehrenfräulein sein, als ich," sagte Montalais.

„Empfangt meine Glückwünsche, meine Fräulein," sprach Raoul, der zu bemerken glaubte, man wolle ihm nicht unmittelbar antworten.

„Ihr sagt das mit einer nicht sehr Glück wünschenden Miene, Herr Vicomte!"

„Ich?"

„Ja, ich appellire an Louise."

„Herr von Bragelonne denkt vielleicht, dieser Platz sei über meinem Stand," stammelte Louise.

„Oh! nein, mein Fräulein," erwiederte Raoul lebhaft; „Ihr wißt sehr wohl, daß dies nicht mein Gefühl ist; ich würde mich nicht wundern, wenn Ihr den Platz einer Königin einnähmet, um so weniger wundere ich mich bei diesem. Ich staune nur darüber, daß ich es heute erst und zwar durch Zufall erfahre."

„Ah! es ist wahr," sagte die Montalais mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit, „Du verstehst nichts hievon, und Du kannst in der That nichts davon verstehen. Herr von Bragelonne hat Dir vier Briefe geschrieben, doch Deine Mutter war allein in Blois geblieben; man mußte es vermeiden, daß diese Briefe in ihre Hände fielen; ich fing sie auf und schickte sie an Herrn Raoul zurück, so daß er Dich in Blois glaubte, während Du in Paris warst, und besonders nicht wußte, daß Du in Deiner Würde gestiegen bist."

„Wie, Du hast Herrn von Bragelonne nicht benachrichtigt, wie ich Dich gebeten?" rief Louise.

„Ah! damit er mit seiner Strenge käme, daß er Grundsätze ausspräche, daß er vernichtete, was zu bewerkstelligen wir so viel Mühe gehabt haben! Nein, nein!"

„Ich bin also sehr streng?" fragte Raoul.

„Ueberdies sagte mir das nicht zu," fuhr Montalais fort. „Ich wollte nach Paris abreisen. Ihr waret nicht da, Louise weinte heiße Thränen; deutet das, wie Ihr wollt; ich bat meinen Protector, denjenigen, welcher mir mein Patent verschafft hatte, auch eines für Louise zu verlangen; das Patent kam. Louise reiste ab, um ihre Kleider zu bestellen; ich blieb zurück, weil ich die meinigen hatte; ich empfing Eure Briefe, schickte sie Euch zurück und fügte ein Wort bei, das Euch eine Ueberraschung verhieß. Eure Ueberraschung,

mein lieber Herr, Ihr habt sie hier; sie scheint mir gut, verlangt nichts Anderes. Auf, Herr Malicorne, es ist Zeit, daß wir diese jungen Leute beisammen lassen, sie haben sich eine Menge von Dingen zu sagen, gebt mir Eure Hand; ich hoffe, es ist eine große Ehre, was man Euch erweist, Herr Malicorne."

„Verzeiht, mein Fräulein," sprach Raoul, indem er das tolle Mädchen zurückhielt und seinen Worten eine Betonung gab, deren Ernst einen seltsamen Contrast mit denen von Montalais bildete, „verzeiht, könnte ich nicht den Namen dieses Protectors erfahren? Denn wenn man Euch begünstigt, und zwar mit allen Arten von Gründen (Raoul verbeugte sich), so sehe ich doch nicht dieselben Gründe, daß Fräulein de la Vallière begünstigt werden sollte."

„Mein Gott, Herr Raoul," erwiederte Louise naiv, „die Sache ist ganz einfach, ich sehe nicht ein, warum ich es Euch nicht selbst sagen sollte . . . Mein Protector — ist Herr Malicorne."

Raoul blieb einen Augenblick ganz verblüfft und fragte sich, ob man seiner spotte; dann wandte er sich um, in der Absicht, Malicorne zu befragen. Doch dieser war, von Montalais fortgezogen, schon fern.

Fräulein de la Vallière machte eine Bewegung, um ihrer Freundin zu folgen, Raoul aber hielt sie mit sanfter Gewalt zurück und sprach:

„Ich bitte Euch, Louise, ein Wort."

„Herr Raoul," entgegnete Louise erröthend, „wir sind allein. Es ist Jedermann weggegangen . . . Man wird unruhig werden, uns suchen."

„Seid unbesorgt," erwiederte der junge Mann lächelnd, „wir sind Beide keine so wichtige Personen, daß man unsere Abwesenheit bemerken sollte."

„Aber mein Dienst, Herr Raoul?"

„Beruhigt Euch, mein Fräulein, ich kenne die Gebräuche des Hofes; Euer Dienst muß erst morgen beginnen; es bleiben Euch also einige Minuten, während

welcher Ihr mir die Aufklärung geben könnt, die ich mir von Euch zu erbitten die Ehre haben werde."

„Wie ernst seid Ihr, Herr Raoul!" sagte Louise besorgt.

„Weil die Sache ernst ist, mein Fräulein. Wollt Ihr mich anhören?"

„Ich höre Euch, nur muß ich Euch wiederholen, mein Herr, daß wir sehr allein sind."

„Ihr habt Recht," sagte Raoul.

Und er bot ihr die Hand und führte sie in die an den Empfangsaal anstoßende Gallerie, von deren Fenstern aus man den Platz überschaute.

Alles drängte sich nach dem mittlern Fenster, das einen äußern Balcon hatte, von dem man die langsamen Vorbereitungen zur Abreise sehen konnte.

Raoul öffnete eines von den Seitenfenstern und sagte, hier mit Fräulein de la Vallière allein:

„Louise, Ihr wißt, daß ich Euch seit meiner Kindheit wie eine Schwester geliebt habe, und daß Ihr die Vertraute aller meiner Trübsale, die Verwahrerin aller meiner Hoffnungen gewesen seid."

„Ja," erwiederte sie sehr leise, „ja, Herr Raoul, ich weiß das."

„Ihr pflegtet mir Eurerseits dieselbe Freundschaft, dasselbe Vertrauen zu bezeigen; warum seid Ihr bei diesem Fall nicht meine Freundin gewesen, warum habt Ihr mir mißtraut?"

La Vallière antwortete nicht.

„Ich glaubte, Ihr liebtet mich," fuhr Raoul fort, dessen Stimme immer mehr zitterte, „ich glaubte, Ihr hättet in alle Pläne eingewilligt, die wir gemeinschaftlich für unser Glück zu einer Zeit machten, wo wir noch in den Laubgängen von Cour-Chevernay und unter den Pappelbäumen der Allee, die nach Blois führt, spazieren gingen. Ihr antwortet nicht, Louise?"

Er unterbrach sich.

„Sollte das so sein, weil Ihr mich nicht mehr liebt?“ fragte er kaum athmend.

„Ich sage das nicht,“ erwiederte Louise ganz leise.

„Oh! ich bitte Euch, sagt es mir; ich habe jede Hoffnung meines Lebens auf Euch gesetzt, ich habe Euch auserwählt wegen Eurer milden, einfachen Sitten. Laßt Euch nicht verblenden, Louise, nun da Ihr inmitten des Hofes seid, wo Alles, was rein ist, verdorben wird, wo Alles, was jung ist, rasch altert. Louise, verschließt Eure Ohren, um die Worte nicht zu hören, schließt Eure Augen, um die Beispiele nicht zu sehen, schließt Eure Lippen, um den verderblichen Hauch nicht einzuathmen. Sprecht ohne Lüge, ohne Umschweife. Louise, soll ich den Worten von Fräulein von Montalais glauben? Seid Ihr nach Paris gekommen, Louise, weil ich nicht mehr in Blois war?“

La Vallière erröthete und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Oh! nicht wahr,“ rief Raoul begeistert, „ja, deshalb seid Ihr gekommen! Oh! ich liebe Euch, wie ich Euch nie geliebt habe. Dank, Luise, für diese Ergebenheit; doch ich muß einen Entschluß fassen, um Euch vor jeder Beleidigung zu beschützen, vor jedem Flecken zu bewahren; Louise, ein Ehrenfräulein am Hofe einer jungen Prinzessin, in diesen Zeiten der leichten Sitten und der Unbeständigkeit in der Liebe, ein Ehrenfräulein ist in den Mittelpunkt der Angriffe gestellt, ohne irgend eine Schutzwehr zu haben; diese Lage kann mir nicht zusagen. Ihr müßt verheirathet sein, um geachtet zu werden.“

„Verheirathet?“

„Ja.“

„Mein Gott!“

„Hier ist meine Hand, Louise, laßt die Eurige darein fallen.“

„Aber Euer Vater?“

„Mein Vater läßt mir die Freiheit.“

„Doch ...“

„Ich begreife dieses Bedenken, Louise, und werde meinen Vater befragen.“

„Oh! Herr Raoul, überlegt, wartet.“

„Warten, das ist unmöglich; überlegen, Louise, wenn es sich um Euch handelt? Das hieße Euch beleidigen; Eure Hand, theure Louise, ich bin Herr über meine Person, mein Vater wird ja sagen, das verspreche ich Euch; Eure Hand, laßt mich nicht so warten, erwiedert rasch ein Wort, sonst werde ich glauben, um Euch auf immer zu ändern, habe ein einziger Schritt in diesen Palast, ein einziger Hauch der Gunst, ein einziges Lächeln der Königin, ein einziger Blick des Königs genügt.“

Raoul hatte nicht so bald diese letzten Worte gesprochen, als La Vallière bleich wurde wie der Tod, ohne Zweifel aus Furcht, den jungen Mann sich exaltiren zu sehen.

Mit einer Bewegung, rasch wie der Gedanke, warf sie auch ihre beiden Hände auf die von Raoul.

Dann entfloh sie, ohne eine Sylbe beizufügen, und verschwand, ohne rückwärts geschaut zu haben.

Raoul fühlte seinen ganzen Leib bei der Berührung dieser Hand schauern.

Er empfing den Schauer wie einen durch die Liebe der jungfräulichen Schüchternheit entrissenen Eid.

XX.

Die Einwilligung von Athos.

Raoul ging aus dem Palais-Royal mit Ideen weg, welche keinen Verzug in der Ausführung zuließen.

Er stieg im Hof zu Pferde und schlug den Weg nach Blois ein, während mit einer großen Freudigkeit von Seiten der Höflinge und unter großer Trostlosigkeit von Guiche und Buckingham die Hochzeit von Monsieur und der Prinzessin von England stattfand.

Raoul beeilte sich und kam in zehn Stunden in Blois an.

Er hatte seine besten Argumente unter Weges vorbereitet.

Das Fieber ist auch ein Argument ohne Gegenrede, und Raoul hatte das Fieber.

Athos war in seinem Cabinet und fügte einige Zeilen seinen Denkwürdigkeiten bei, als Raoul von Grimaud geführt eintrat.

Der hellsehende Edelmann bedurfte nur eines Blickes, um etwas Außerordentliches in der Haltung seines Sohnes zu erkennen.

„Ihr scheint mir in einer wichtigen Angelegenheit zu kommen?“ sagte er.

Und er umarmte Raoul und bezeichnete ihm einen Stuhl.

„Ja, Herr,“ antwortete der junge Mann, „und ich bitte Euch, mir die wohlwollende Aufmerksamkeit zu schenken, die Ihr mir stets gegönnt habt.“

„Sprecht, Raoul.“

„Hört die Sache ohne allen eines Mannes, wie Ihr seid, unwürdigen Eingang: Fräulein de la Vallière

ist in Paris in der Eigenschaft eines Ehrenfräuleins von Madame; ich bin sehr mit mir zu Rath gegangen; ich liebe Fräulein de la Vallière über Alles, und es sagt mir nicht zu, sie an einem Posten zu lassen, wo ihr Ruf, ihre Tugend gefährdet sein können; ich wünsche sie also zu heirathen und komme, um Euch um Eure Einwilligung zu dieser Heirath zu bitten."

Athos beobachtete während dieser Mittheilung ein völliges, zurückhaltendes Stillschweigen.

Raoul hatte seine Rede mit einer geheuchelten Kaltblütigkeit begonnen, ließ aber am Ende bei jedem Wort eine ganz unverkennbare Aufregung wahrnehmen.

Athos heftete auf Bragelonne einen tiefen, von einer gewissen Traurigkeit verschleierten Blick.

„Ihr habt die Sache also wohl überlegt?" fragte er.

„Ja, Herr."

„Mir scheint, ich habe Euch mein Gefühl hinsichtlich dieser Verbindung schon einmal mitgetheilt."

„Ich weiß es, Herr," erwiederte Raoul ganz leise, „doch Ihr sagtet, wenn ich darauf beharre . . ."

„Und Ihr beharrt darauf?"

Raoul stammelte ein beinahe unverständliches Ja.

„Mein Herr," fuhr Athos ruhig fort, „Eure Leidenschaft muß sehr stark sein, da Ihr diese Verbindung, trotz meines Widerwillens gegen dieselbe, fortwährend und entschieden wünscht."

Raoul fuhr mit einer zitternden Hand über seine Stirne und wischte so den Schweiß ab, der darauf perlte.

Athos schaute ihn an, und das Mitleid trat in die Tiefe seines Herzens.

Er stand auf und sprach:

„Es ist gut, meine persönlichen Gefühle sind von keiner Bedeutung, da es sich um die Eurigen handelt; Ihr sucht mich auf, ich gehöre Euch. Was verlangt Ihr im Ganzen von mir?"

„Oh! Herr, vor Allem Eure Nachsicht!“ sprach Raoul, indem er die Hände von Athos ergriff.

„Ihr täuscht Euch in meinen Gefühlen für Euch, Raoul; es ist etwas Besseres, als das in meinem Herzen,“ erwiederte der Graf.

Raoul küßte die Hand, die er hielt, wie es nur der leidenschaftlichste Liebhaber hätte thun können.

„Geht, geht,“ sagte Athos, „sprecht, Raoul, ich bin bereit, was soll ich unterzeichnen?“

„Oh! nichts, Herr, nichts; nur wäre es gut, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wolltet, an den König zu schreiben und Seine Majestät, der ich angehöre, für mich um Erlaubniß zu bitten, Fräulein de la Vallière heirathen zu dürfen.“

„Ihr habt da einen guten Gedanken, Raoul. In der That, nach mir, oder vielmehr vor mir habt Ihr einen Herrn; dieser Herr ist der König; Ihr unterwerft Euch freiwillig einer doppelten Prüfung: das ist redlich.“

„Oh! Herr!“

„Ich werde sogleich Eure Bitte erfüllen.“

Der Graf näherte sich dem Fenster, neigte sich leicht hinaus und rief:

„Grimaud!“

Grimaud streckte seinen Kopf aus einer Jasminlaube hervor, die er ausputzte.

„Meine Pferde,“ fuhr der Graf fort.

„Was bedeutet dieser Befehl, Herr?“

„Daß wir in zwei Stunden abreisen.“

„Wohin?“

„Nach Paris.“

„Wohin, nach Paris? Ihr kommt nach Paris, Herr?“

„Ist der König nicht in Paris?“

„Gewiß.“

„Nun wohl! müssen wir denn nicht dahin gehen und habt Ihr den Sinn verloren?“

„Aber, Herr," erwiederte Raoul beinahe erschrocken über diese väterliche Herablassung, „ich will Euch durchaus nicht auf diese Art stören und bemühen, und ein einfacher Brief . . ."

„Ihr täuscht Euch über meine Wichtigkeit; es schickt sich ganz und gar nicht, daß ein einfacher Edelmann, wie ich, an seinen König schreibt. Ich will und muß mit Seiner Majestät sprechen, und werde es thun. Wir reisen mit einander, Raoul."

„Oh! welche Güte, Herr!"

„Wie ist Seine Majestät nach Eurer Ansicht gestimmt?"

„Für mich, Herr?"

„Ja."

„Vortrefflich."

„Hat sie Euch das gesagt?"

„Mit ihrem eigenen Mund."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Ich glaube, auf eine Empfehlung von Herrn d'Artagnan, bei einer Affaire auf der Grève, wo ich das Glück hatte, den Degen für Seine Majestät zu ziehen. Ich habe also ohne Eitelkeit Grund, zu glauben, daß ich im Geiste Seiner Majestät ziemlich weit vorgerückt bin."

„Desto besser."

„Doch ich beschwöre Euch," fuhr Raoul fort, „beobachtet nicht gegen mich diesen Ernst und diese Zurückhaltung; laßt es mich nicht bedauern, daß ich auf ein Gefühl gehört habe, das stärker ist, als Alles."

„Es ist das zweite Mal, daß Ihr mir das sagt, Raoul, das war nicht nöthig; Ihr verlangt von mir die Förmlichkeit einer Einwilligung: ich gebe sie Euch; das ist abgemacht, sprechen wir nicht mehr davon. Kommt und seht meine neuen Pflanzungen an, Raoul."

Der junge Mann wußte, daß, wenn der Graf de la Fère einmal seinen Willen ausgesprochen hatte, keine Widerrede mehr statthaben konnte.

Er neigte das Haupt und folgte seinem Vater in den Garten.

Athos zeigte ihm langsam die Pfropfreiser, die Schößlinge, die neu gesetzten Bäume.

Diese Ruhe brachte Raoul immer mehr aus der Fassung; die Liebe, die sein Herz erfüllte, schien ihm groß genug, daß sie die Welt kaum fassen könnte. Warum blieb das Herz von Athos leer und für diesen Einfluß verschlossen?

Alle seine Kräfte zusammenraffend rief auch Bragelonne plötzlich:

„Herr, Ihr müßt nothwendig einen Grund haben, Fräulein de la Vallière zu verwerfen; sie ist so gut, so sanft, so rein, daß Euer Geist, voll erhabener Weisheit, sie nach ihrem Werthe schätzen müßte. Besteht zwischen Euch und ihrer Familie eine geheime Feindschaft, ein ererbter Haß?"

„Seht, Raoul, das schöne Beet von Maiblümchen," sagte Athos, „seht, wie ihnen der Schatten und die Feuchtigkeit wohlthun, besonders der Schatten der Sycomorenblätter, durch deren Oeffnung die Wärme, aber nicht die Flamme der Sonne durchdringt."

Raoul blieb stehen und biß sich auf die Lippen; er fühlte das Blut gegen seine Schläfe strömen und sagte muthig:

„Herr, eine Erklärung, ich flehe Euch an. Ihr könnt nicht vergessen, daß Euer Sohn ein Mann ist."

„Nun," antwortete Athos, der sich mit einer strengen Geberde aufrichtete, „nun, so beweist mir, daß Ihr ein Mann seid, denn Ihr beweist mir nicht, daß Ihr ein Sohn seid. Ich bat Euch, den Augenblick zu einer ruhmwürdigen Heirath abzuwarten; ich hätte für Euch eine Frau aus den ersten Reihen des reichen Adels gefunden, Ihr solltet nach meinem Willen in dem doppelten Glanze, den der Ruhm und das Vermögen verleihen, leuchten können: Ihr habt den Adel des Geschlechts."

„Herr," rief Raoul, unwillkührlich fortgerissen, „man hat mir eines Tages den Vorwurf gemacht, ich kenne meine Mutter nicht."

Athos erbleichte, faltete die Stirne wie der erhabene Gott des Alterthums und fragte majestätisch:

„Es verlangt mich, zu erfahren, was Ihr geantwortet habt, mein Herr?"

„Oh! verzeiht, verzeiht," murmelte der junge Mann, aus der Höhe seiner Exaltation herabfallend.

„Was habt Ihr geantwortet?" fragte der Graf, mit den Füßen stampfend.

„Herr, ich hatte den Degen in der Hand; derjenige, welcher mich beleidigt hatte, legte aus, ich machte seinen Degen über eine Palissade springen und schickte ihn selbst seiner Waffe nach."

„Und warum habt Ihr ihn nicht getödtet?"

„Seine Majestät verbietet das Duell, und ich war in jenem Augenblick Abgesandter Seiner Majestät."

„Gut," sagte Athos, „doch das ist ein Grund mehr, daß ich den König spreche."

„Was wollt Ihr von ihm verlangen?"

„Die Erlaubniß, den Degen gegen denjenigen, welcher uns diese Beleidigung angethan hat, ziehen zu dürfen."

„Herr, ich habe nicht gehandelt, wie ich handeln sollte; verzeiht, ich bitte Euch."

„Wer macht Euch denn einen Vorwurf?"

„Aber die Erlaubniß, die Ihr Euch vom König erbitten wollt?"

„Raoul, ich werde Seine Majestät bitten, Euren Heirathsvertrag zu unterzeichnen."

„Herr . . ."

„Doch unter einer Bedingung."

„Bedürft Ihr einer Bedingung mir gegenüber? Befehlt, Herr, und ich werde gehorchen."

„Unter der Bedingung," fuhr Athos fort, „daß Ihr

mir den Namen desjenigen sagt, der so von .. Eurer Mutter gesprochen hat."

„Was braucht Ihr denn diesen Namen zu wissen, Herr? Mir ist die Beleidung angethan worden, und sobald die Erlaubniß von Seiner Majestät ertheilt ist, habe ich die Rache zu vollführen."

„Sein Name, mein Herr?"

„Ich werde nicht dulden, daß Ihr Euch der Gefahr aussetzt."

„Ihr haltet mich für einen Don Diego! Sein Name?"

„Ihr verlangt es?"

„Ich will es."

„Der Vicomte von Wardes."

„Ah!" sprach Athos ruhig, „es ist gut, ich kenne ihn; doch unsere Pferde sind bereit, statt in zwei Stunden abzureisen, brechen wir auf der Stelle auf. Zu Pferde, mein Herr, zu Pferde."

XXI.

Monsieur ist eifersüchtig auf den Herzog von Buckingham.

Während der Herr Graf de la Fère in Begleitung von Raoul nach Paris ritt, war das Palais-Royal der Schauplatz einer Scene, welche Molière eine gute Komödie genannt hätte.

Es war dies vier Tage nach seiner Verheirathung. Nachdem Monsieur in der Eile gefrühstückt hatte, ging er, das Maul hängend und die Stirne gefaltet, durch seine Vorzimmer.

Das Mahl war nicht heiter gewesen. Madame hatte sich in ihrem Gemache serviren lassen.

Monsieur hatte also in kleinem Ausschuß gefrühstückt.

Der Chevalier von Lorraine und Manicamp wohnten allein diesem Frühstück bei, das drei Viertelstunden dauerte, ohne daß ein einziges Wort gesprochen wurde.

Weniger in der Vertraulichkeit Seiner Königlichen Hoheit vorgerückt, als der Chevalier von Lorraine, versuchte Manicamp vergebens in den Augen des Prinzen das zu lesen, was ihm eine so verdrießliche Miene gab.

Der Chevalier von Lorraine, der nichts zu errathen brauchte, in Betracht, daß er Alles wußte, aß mit jenem außerordentlichen Appetit, den ihm der Kummer von Andern verlieh, und weidete sich zugleich am Aerger von Monsieur und an der Unruhe von Manicamp.

Er fand ein Vergnügen daran, den ungeduldigen Prinzen, der vor Begierde, die Sitzung aufzuheben, brannte, indem er zu essen fortfuhr, bei Tische zurückzuhalten.

Zuweilen bereute es Monsieur, daß er den Chevalier von Lorraine eine solche Gewalt über sich hatte gewinnen lassen, eine Gewalt, die ihn von jeder Etiquette freisprach.

Monsieur hatte gerade einen solchen Augenblick, aber er fürchtete den Chevalier beinahe eben so sehr, als er ihn liebte, und beschränkte sich darauf, daß er innerlich wüthete.

Von Zeit zu Zeit schlug Monsieur die Augen zum Himmel auf, dann senkte er sie wieder auf die Pastetenschnitten, die der Chevalier verschlang, und da er nicht loszubrechen wagte, überließ er sich einer Pantomime, um die ihn Arlequin beneidet hätte.

Endlich konnte es Monsieur nicht länger aushalten, beim Dessert stand er, wie gesagt, ganz zornig auf und

ließ den Chevalier von Lorraine sein Frühstück nach seinem Gutdünken vollenden.

Als Manicamp Monsieur aufstehen sah, erhob er sich ganz steif, seine Serviette in der Hand.

Monsieur lief mehr, als er ging, nach dem Vorzimmer und gab dem Huissier, den er hier traf, mit leiser Stimme einen Befehl.

Dann kehrte er zurück: ging jedoch, um nicht durch den Speisesaal zu kommen, durch seine Cabinete, in der Absicht, sich zu der Königin Mutter in ihr Betzimmer, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, zu begeben.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein.

Anna von Oesterreich schrieb, als Monsieur eintrat.

Die Königin Mutter liebte ungemein diesen Sohn, der schön von Antlitz und sanft von Charakter war.

Monsieur war in der That viel zarter und, wenn man will, viel weiblicher als der König.

Er hatte seine Mutter durch die kleinen weiblichen Empfindeleien gewonnen, die den Frauen immer gefallen. Anna von Oesterreich, die so sehr eine Tochter zu bekommen gewünscht hatte, fand beinahe in diesem Sohn die Aufmerksamkeiten, die kleinen Sorgen und Zartheiten eines Kindes von zwölf Jahren.

Monsieur verwandte auch die ganze Zeit, die er bei seiner Mutter zubrachte, darauf, daß er ihre schönen Arme bewunderte, daß er ihr Rathschläge über ihre Seifen und Teige und Recepte für ihre Essenzen gab, worauf sie einen sehr großen Werth legte; dann küßte er ihr die Arme und die Augen mit einer reizenden Kindlichkeit, hatte er ihr stets ein Zuckerwerk zu bieten, einen neuen Putz zu empfehlen.

Anna von Oesterreich liebte den König oder vielmehr das Königthum in ihrem ältesten Sohn. Ludwig XIV. repräsentirte für sie die göttliche Legitimität. Sie war Königin Mutter beim König, sie war nur Mutter bei Philipp.

Und der Letztere wußte, daß von allen Zufluchtsorten der Busen einer Mutter der sanfteste und sicherste ist.

Schon als Kind flüchtete er sich dahin, wenn sich Stürme zwischen ihm und seinem Bruder erhoben; oft nach den Zänkereien, die von seiner Seite ein Verbrechen beleidigter Majestät bildeten, nach den Kämpfen mit Fäusten und Nägeln, die der König und sein unbotmäßiger Unterthan im Hemd auf einem streitigen Bett ausfochten, wobei der Kammerdiener Laporte der einzige Kampfrichter war, ging Philipp, der Sieger, aber über seinen Sieg erschrocken, zu seiner Mutter und verlangte von ihr Verstärkung oder wenigstens die Zusicherung einer Verzeihung, welche Ludwig XIV. nur schwer und in der Entfernung bewilligte.

Durch diese Gewohnheit friedlicher Vermittlung war es Anna gelungen, alle Streitigkeiten ihrer Söhne zu schlichten und durch dieselbe Gelegenheit alle ihre Geheimnisse zu theilen.

Ein wenig eifersüchtig auf diese mütterliche Fürsorge, die sich besonders über seinen Bruder verbreitete, fühlte sich der König gegen Anna von Oesterreich zu mehr Unterwürfigkeit und Zuvorkommenheit geneigt, als dies in seinem Charakter lag.

Anna von Oesterreich hatte dieses politische System hauptsächlich bei der jungen Königin zur Anwendung gebracht.

Sie herrschte auch beinahe despotisch über die königliche Haushaltung und errichtete schon alle ihre Batterien, um mit demselben Absolutismus über die ihres jüngern Sohnes zu herrschen.

Anna von Oesterreich war beinahe stolz, wenn sie ein langes Gesicht, bleiche Wangen und rothe Augen bei sich erscheinen sah, denn sie begriff, daß es sich darum handelte, dem Schwächeren oder dem Widerspänstigeren eine Hülfe zu geben.

Sie schrieb, sagen wir, als Monsieur in ihr Bet-

zimmer eintrat, nicht die Augen roth, nicht die Wangen bleich, sondern unruhig, ärgerlich, gereizt.

Er küßte zerstreut seiner Mutter die Arme und setzte sich, ehe sie ihm Erlaubniß dazu gegeben hatte.

Bei den am Hofe von Anna von Oesterreich gegründeten Etiquette-Gebräuchen war dieses Vergessen des Wohlanstandes ein Zeichen der geistigen Verirrung, besonders von Seiten Philipps, der so gern die Schmeichelei des Respects übte.

Wenn er sich aber so offenbar gegen alle diese Grundsätze verfehlte, so mußte die Ursache hievon sehr gewichtig sein.

„Was habt Ihr Philipp?" fragte Anna von Oesterreich, sich gegen ihren Sohn umwendend.

„Ah! Madame, Vieles," murmelte der Prinz mit einer kläglichen Miene.

„Ihr gleicht in der That einem sehr geschäftigen Menschen," sprach die Königin, während sie ihre Feder auf das Schreibzeug legte.

Philipp faltete die Stirne, antwortete aber nicht.

„Bei allen den Dingen, die Euern Geist erfüllen, muß sich doch eines finden, das Euch mehr in Anspruch nimmt, als die andern," fuhr Anna von Oesterreich fort.

„Eines nimmt mich allerdings mehr als die andern in Anspruch, ja, Madame."

„Sprecht."

Philipp öffnete den Mund, um alle Beschwerden herauszulassen, die sich in seinem Geiste drängten und, um zu entströmen, nur einen Ausgang zu erwarten schienen.

Doch plötzlich schwieg er, und Alles, was er auf dem Herzen hatte, faßte sich in einem Seufzer zusammen.

„Auf, Philipp, auf, seid fest," sprach die Königin Mutter. „Eine Sache, über die man sich beklagt, ist beinahe immer eine Sache, die uns beschwerlich ist, nicht wahr?"

„Ich sage das nicht, Madame.“

„Von wem wollt Ihr sprechen? Faßt Euch.“

„Was ich zu sagen habe, Madame, ist wahrhaftig sehr discreter Natur.“

„Ah! mein Gott!“

„Allerdings, denn eine Frau . . .“

„Ah! Ihr wollt von Madame sprechen?“ fragte die Königin Mutter mit einer lebhaften Regung der Neugierde.

„Von Madame?“

„Von Eurer Frau.“

„Ja, ja, ich höre.“

„Nun denn, wenn Ihr von Madame mit mir sprechen wollt, mein Sohn, so thut Euch keinen Zwang an. Ich bin Eure Mutter, und Madame ist für mich nur eine Fremde. Da sie jedoch meine Schwiegertochter ist, so bezweifelt nicht, daß ich mit Interesse, und wäre es auch nur Euch zu Liebe, Alles anhöre, was Ihr mir von ihr sagen werdet.“

„Sprecht Ihr nur, Madame,“ erwiederte Philipp, „gesteht mir, ob Ihr nicht etwas bemerkt habt.“

„Etwas, Philipp . . . Ihr habt Worte von erschreckender Unbestimmtheit . . . Etwas . . . und von welcher Art ist dieses Etwas?“

„Madame ist hübsch.“

„Ja wohl.“

„Sie ist indessen keine Schönheit.“

„Nein, doch wenn sie größer wird, kann sie sich noch sehr verschönern. Ihr habt gesehen, welche Veränderungen in einigen Jahren in ihrem Gesicht vorgegangen sind. Nun, sie wird sich immer mehr entwickeln, denn sie ist erst sechzehn Jahre alt. Mit fünfzehn Jahren war ich auch sehr mager.“

„Man kann sie folglich bemerkt haben?“

„Gewiß; man bemerkt eine gewöhnliche Frau, um so viel mehr eine Prinzessin.“

„Nicht wahr, Madame, sie ist gut erzogen worden?“

„Madame Henriette, ihre Mutter, ist eine etwas kalte, etwas anspruchsvolle Frau, aber eine Frau voll schöner Gefühle. Die Erziehung der jungen Prinzessin kann vernachlässigt worden sein, was aber die Grundsätze betrifft, so glaube ich, daß sie gut sind; das war wenigstens die Meinung über sie während ihres Aufenthalts in Frankreich; seitdem ist sie nach England zurückgekehrt, und ich weiß nicht, was sich ereignet hat.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß gewisse etwas leichte Köpfe unschwer durch das Glück verkehrt werden.“

„Wohl, Madame, Ihr habt das Wort gesprochen; ich glaube, daß die Prinzessin in der That einen etwas leichten Kopf hat.“

„Man muß nicht übertreiben, Philipp; sie hat Geist und eiue gewisse Dose bei einer Frau sehr natürlicher Coquetterie; aber, mein Sohn, bei den Personen von hohem Rang gereicht dieser Fehler einem Hofe zum Vortheil. Eine etwas coquette Prinzessin macht sich gewöhnlich einen glänzenden Hof; ein Lächeln von ihr ruft überall den Luxus, den Geist und den Muth sogar hervor; der Adel schlägt sich besser für einen Fürsten, dessen Frau schön ist.“

„Großen Dank, Madame,“ sprach Philipp verdrießlich. „Ihr entwerft mir da in Wahrheit sehr beunruhigende Gemälde, meine Mutter.“

„In welcher Hinsicht?“ fragte die Königin Mutter mit einer geheuchelten Naivetät.

„Ihr wißt, Madame,“ antwortete Philipp wehmüthig, „Ihr wißt, welchen Widerwillen ich hatte, mich zu verheirathen.“

„Oh! diesmal macht Ihr mir bange. Ihr habt also eine ernste Beschwerde gegen Madame?“

„Ernst? ich sage das nicht.“

„Dann legt dieses verstörte Gesicht ab. Nehmt Euch in Acht, wenn Ihr Euch in Euern Gemächern

zeigt, wird man Euch für einen sehr unglücklichen Ehemann halten."

„Ich bin im Ganzen kein sehr zufriedener Ehemann, und es ist mir lieb, wenn man es erfährt."

„Philipp! Philipp!"

„Meiner Treue, Madame, ich erkläre Euch unumwunden, ich habe das Leben nicht so verstanden, wie man es mir macht."

„Erklärt Euch."

„Meine Frau gehört in der That nicht mir; sie entschlüpft mir bei jeder Gelegenheit. Am Morgen sind es Besuche, Correspondenzen, Toiletten; am Abend sind es Bälle und Concerte."

„Ihr seid eifersüchtig, Philipp!"

„Ich! Gott bewahre mich! Andern kommt die alberne Rolle eines eifersüchtigen Ehemannes zu . . . . ich bin ärgerlich."

„Philipp, was Ihr da Eurer Frau vorwerft, sind lauter unschuldige Dinge, und so lange Ihr nichts Bedeutenderes habt . . ."

„Höret doch, ohne schuldig zu sein, kann eine Frau beunruhigen; es gibt gewisse Bevorzugungen im Umgang, welche die jungen Frauen zur Schau stellen, und diese genügen, um die am mindesten eifersüchtigen Ehemänner wüthend zu machen."

„Ah! nun sind wir endlich so weit, das hat hart gehalten; die Bevorzugungen im Umgang . . . gut! seit einer Stunde irren wir im Felde umher, und endlich erst bringt Ihr die wahre Frage zur Sprache."

„Nun wohl, ja."

„Das ist ernster. Sollte Madame ein gewisses Unrecht gegen Euch haben?"

„Allerdings."

„Wie! Eure Frau sollte nach einer viertägigen Ehe irgend Einen Euch vorziehen, mit Einem Umgang pflegen? Nehmt Euch in Acht, Philipp, Ihr übertreibt

ihr Unrecht; wenn man gar zu viel beweisen will, beweist man nichts."

Erschrocken über den Ernst seiner Mutter, wollte der Prinz antworten, doch er vermochte nur ein paar unverständliche Worte zu stammeln.

„Ah! nun weicht Ihr zurück," sagte Anna von Oesterreich, „mir ist das lieber; es ist eine Anerkennung Eures Unrechts."

„Nein!" rief Philipp, „nein, ich weiche nicht zurück, und ich will es beweisen. Ich habe gesagt Bevorzugung, Umgang, nicht wahr? Nun, so hört."

Anna von Oesterreich schickte sich gefällig an, mit jenem gevatterlichen Vergnügen zu hören, das die beste Frau, die beste Mutter, und wäre sie eine Königin, darin findet, daß sie sich in die kleinen Ehezwistigkeiten mischen kann.

„Nur sagt mir Eines!" sprach Philipp.

„Was?"

„Sagt mir, warum hat meine Frau einen englischen Hof behalten?"

Und Philipp kreuzte sich die Arme und schaute seine Mutter an, als wäre er überzeugt, sie würde nichts auf diesen Vorwurf zu antworten finden.

„Das ist ganz einfach," antwortete Anna von Oesterreich, „weil die Engländer ihre Landsleute sind, weil sie viel Geld ausgegeben haben, um sie nach Frankreich zu begleiten, und weil es unhöflich, unpolitisch sogar wäre, plötzlich einen Adel zu verabschieden, der sich so ergeben gezeigt und kein Opfer gescheut hat."

„Ei! meine Mutter, in der That, ein schönes Opfer, ein garstiges Land zu verlassen, um nach einem schönen zu ziehen, wo man mit einem Thaler mehr bewirkt, als anderswo mit vier! Eine schöne Ergebenheit, nicht wahr, hundert Meilen zurückzulegen, um eine Frau zu begleiten, in die man verliebt ist."

„Verliebt! Philipp, bedenkt Ihr auch, was Ihr sagt?"

„Bei Gott!“

„Und wer ist in Madame verliebt?“

„Der schöne Herzog von Buckingham. Werdet Ihr mir diesen nicht auch vertheidigen, meine Mutter?“

Anna von Oesterreich erröthete und lächelte zugleich. Der Name Buckingham rief so süße und so traurige Erinnerungen bei ihr hervor.

„Der Herzog von Buckingham,“ murmelte sie.

„Ja, eines von den Bettchens-Schooßkindern, wie mein Großvater Heinrich IV. sagte.“

„Die Buckingham sind redlich und brav,“ erwiederte muthig Anna von Oesterreich.

„Ah! gut, nun nimmt meine Mutter gegen mich den Liebhaber meiner Frau in Schutz!“ rief Philipp so außer sich, daß seine schwächliche Natur bis zu Thränen erschüttert wurde.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief Anna von Oesterreich, „dieser Ausdruck ist Eurer nicht würdig. Eure Frau hat keinen Liebhaber, und sollte sie einen haben, so wäre es nicht Herr von Buckingham; ich wiederhole Euch, die Leute dieses Geschlechts sind redlich und discret; die Gastfreundschaft ist ihnen heilig.“

„Ei! Madame,“ rief Philipp, „Herr von Buckingham ist ein Engländer, und achten die Engländer so gewissenhaft das Gut der französischen Fürsten?“

Anna von Oesterreich erröthete zum zweiten Mal unter ihrer Haube und drehte sich um, unter dem Vorwand, ihre Feder vom Schreibzeug zu nehmen, in der That aber, um ihre Röthe vor den Augen ihres Sohnes zu verbergen.

„Wahrhaftig, Philipp,“ sagte sie, „Ihr wißt Worte zu finden, die mich verwirren, und Euer Zorn verblendet Euch, wie er mich erschreckt; überlegt doch.“

„Madame, ich brauche nicht zu überlegen, ich sehe.“

„Und was seht Ihr?“

„Ich sehe, daß Herr von Buckingham meine Frau nicht verläßt. Er wagt es, ihr Geschenke zu machen,

sie wagt es, dieselben anzunehmen. Gestern sprach sie von einem Säckchen mit Veilchengeruch; unsere französischen Parfumeurs aber, Ihr wißt das wohl, Madame, da Ihr so oft solche verlangt habt, ohne bekommen zu können, unsere französischen Parfumeurs waren nie im Stande, diesen Geruch zu finden. Nun wohl, der Herzog hatte ein Säckchen mit Veilchengeruch bei sich . . . von ihm kam also das meiner Frau."

„In der That, mein Herr," sprach Anna von Oesterreich, „Ihr baut Pyramiden auf Nadelspitzen; nehmt Euch in Acht. Ich frage Euch, was ist Schlimmes dabei, daß ein Landsmann seiner Landsmännin das Recept von einer neuen Essenz gibt. Diese seltsamen Ideen, das schwöre ich Euch, erinnern mich auf eine schmerzliche Weise an Euern Vater, der mich oft ungerecht hat leiden lassen."

„Der Vater von Herrn von Buckingham war ohne Zweifel bescheidener, ehrerbietiger, als der Sohn," sagte Philipp unbesonnen, ohne zu sehen, daß er seiner Mutter verletzend in's Herz griff.

Die Königin erbleichte und preßte eine krampfhaft zusammengezogene Hand an ihre Brust, doch bald sich wieder fassend sagte sie:

„Nun, Ihr seid in irgend einer Absicht hierher gekommen?"

„Ja."

„So erklärt Euch."

„Madame, ich bin gekommen, um mich energisch zu beklagen und Euch zu erklären, daß ich nichts von Herrn von Buckingham ertragen werde."

„Ihr werdet nichts ertragen?"

„Nein."

„Was wollt Ihr thun?"

„Ich werde mich beim König beklagen."

„Und was soll Euch der König antworten?"

„Nun wohl," sprach Philipp mit einem Ausdruck ungeschlachter Festigkeit, der einen seltsamen Contrast

mit der gewöhnlichen Sanftmuth seiner Physiognomie bildete, „nun wohl, ich werde mir selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Was nennt Ihr Euch selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen?" fragte Anna von Oesterreich mit einer gewissen Bangigkeit.

„Es ist mein Wille, daß Herr von Buckingham den Hof verläßt, es ist mein Wille, daß Herr von Buckingham Frankreich verläßt, und ich werde ihm diesen meinen Willen kundthun!"

„Ihr werdet gar nichts kundthun, Philipp, denn wenn ihr so handeln, wenn Ihr so die Gastfreundschaft verletzen würdet, so müßte ich gegen Euch die ganze Strenge des Königs anrufen."

„Ihr droht mir, meine Mutter!" rief Philipp, ganz in Thränen, „Ihr droht mir, während ich mich beklage!"

„Nein, ich drohe Euch nicht, ich setze Eurem Aufbrausen einen Damm. Ich sage Euch, daß gegen Herrn von Buckingham oder jeden andern Engländer ein strenges Mittel ergreifen, daß sogar ein nicht sehr höfliches Verfahren anwenden äußerst schmerzliche Spaltungen zwischen Frankreich und England hervorrufen heißt. Wie! ein Prinz, der Bruder des Königs von Frankreich wüßte sich vor einer politischen Nothwendigkeit nicht zu stellen, als bemerkte er eine, selbst wirkliche, Beleidigung nicht?"

Philipp machte eine Bewegung.

„Ueberdies ist die Beleidigung weder wahr, noch möglich," fuhr die Königin fort, „und es handelt sich nur um eine lächerliche Eifersucht."

„Madame, ich weiß, was ich weiß."

„Und ich, was Ihr wissen möget, ermahne Euch zur Geduld."

„Ich bin nicht geduldig, Madame."

Die Königin stand voll Steifheit und eisiger Ceremonie auf und sprach:

„Dann erklärt Euren Willen.“

„Ich habe keinen Willen, Madame, aber ich spreche meine Wünsche aus. Wenn sich Herr von Buckingham nicht selbst aus meinem Hause entfernt, so werde ich es ihm verbieten.“

„Das ist eine Frage, worüber wir dem König Vortrag machen werden,“ sagte die Königin, das Herz geschwollen, die Stimme bewegt.

„Aber, Madame,“ rief Philipp, indem er seine Hände an einander schlug, „seid meine Mutter und nicht die Königin, da ich als Sohn mit Euch spreche; zwischen Buckingham und mir ist es die Sache einer Unterredung von vier Minuten.“

„Gerade diese Unterredung verbiete ich,“ sprach die Königin, die wieder ihre ganze Autorität annahm, „das ist Eurer nicht würdig.“

„Gut, es sei, ich unterlasse es, aber ich werde meinen Willen Madame ankündigen.“

„Oh!“ versetzte Anna von Oesterreich mit der Schwermuth der Erinnerung, „tyrannisirt nie eine Frau, mein Sohn; befehlt nie zu laut und zu gebieterisch der Eurigen. Eine besiegte Frau ist nicht immer eine überzeugte Frau.“

„Was soll ich dann thun? Ich werde mich bei meiner Umgebung Raths erholen.“

„Ja, Eure heuchlerischen Räthe, Euer Chevalier von Lorraine, Euer Wardes . . . Ueberlaßt mir die Sorge in dieser Angelegenheit, Philipp. Nicht wahr, Ihr wünscht, daß sich der Herzog entferne?“

„So bald als möglich, Madame.“

„Nun, so schickt mir den Herzog, mein Sohn; macht ihm ein freundliches Gesicht, bezeigt Niemand etwas, nicht Eurer Frau, nicht dem König. Empfangt keine Rathschläge. Ach! ich weiß, was eine durch Räthe gestörte Ehe ist.“

„Ich werde gehorchen, meine Mutter.“

„Und Ihr sollt zufrieden sein, mein Sohn. Sucht mir den Herzog.“

„Oh! das ist keine Schwierigkeit.“

„Wo glaubt Ihr, daß er sein dürfte?“

„Bei Gott! vor der Thüre von Madame, deren Aufstehen er erwartet.“

„Gut,“ sprach Anna von Oesterreich ganz ruhig. „Wollt dem Herzog sagen, ich bitte ihn, zu mir zu kommen.“

Philipp küßte seiner Mutter die Hand und entfernte sich, um Herrn von Buckingham aufzusuchen.

XXII.

For ever.

Der Einladung der Königin Mutter Folge leistend, fand sich Mylord Buckingham bei dieser eine halbe Stunde nach dem Abgang des Herzogs von Orleans ein.

Als sein Name vom Huissier gemeldet wurde, erhob sich die Königin, die sich, den Kopf in ihren Händen, mit den Ellenbogen auf den Tisch stützte, und empfing mit einem Lächeln den anmuthigen und ehrfurchtsvollen Gruß, den der Herzog an sie richtete.

Anna von Oesterreich war noch schön. Man weiß, daß bei ihrem schon vorgerückten Alter ihre langen aschblonden Haare, ihre schönen Hände, ihre frischrothen Lippen noch von Allen, die sie sahen, bewundert wurden.

In diesem Augenblick ganz einer Erinnerung hingegeben, welche die Vergangenheit in ihrem Herzen wieder aufrührte, war sie so schön als in den Tagen ihrer Jugend, als in der Zeit, wo sich ihr Palast öffnete, um jung und leidenschaftlich den Vater dieses Bucking-

ham, den Unglücklichen zu empfangen, der für sie gelebt hatte, der ihren Namen aussprechend gestorben war.

Anna von Oesterreich heftete auf Buckingham einen so zärtlichen Blick, daß man darin zugleich das Wohlgefallen einer mütterlichen Zuneigung und etwas Süßes wie die Coquetterie einer Geliebten entdecken konnte.

„Eure Majestät hat mich zu sprechen gewünscht?" sagte Buckingham ehrerbietig.

„Ja, Herzog," antwortete die Königin englisch. „Wollt Euch setzen."

Die Gunst, welche Anna von Oesterreich dem jungen Mann angedeihen ließ, die Schmeichelei der Sprache des Landes, der der Herzog seit seinem Aufenthalt in Frankreich entbehrt hatte, machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth.

Er errieth auf der Stelle, die Königin habe etwas von ihm zu verlangen.

Nachdem sie die ersten Augenblicke der unüberwindlichen Beklemmung, die sie gefühlt, überlassen hatte, fuhr die Königin mit ihrer lachenden Miene in französischer Sprache fort:

„Wie findet Ihr Frankreich, mein Herr?"

„Ein schönes Land, Madame," antwortete der Herzog.

„Hattet Ihr es schon gesehen?"

„Schon einmal, ja, Madame."

„Doch, wie jeder guter Engländer, zieht Ihr England vor?"

„Ich liebe mein Vaterland mehr, als das Vaterland eines Franzosen," erwiederte der Herzog; „fragt mich aber Eure Majestät, welchen von beiden Aufenthaltsorten ich vorziehe, Paris oder London, so antworte ich Paris."

Anna von Oesterreich bemerkte den Ton voll Wärme mit welchem diese Worte gesprochen worden waren.

„Ihr habt, wie man mir sagt, schöne Güter in

Eurer Heimath, Mylord, Ihr bewohnt einen reichen und alten Palast?"

„Den Palast meines Vaters," antwortete Buckingham, die Augen niederschlagend.

„Das sind kostbare Vorzüge und Andenken," sagte die Königin, indem sie unwillkührlich Erinnerungen berührte, von welchen man sich nicht gern trennt.

„In der That," sprach der Herzog, dem schwermüthigen Einfluß dieses Eingangs erliegend, „die Leute von Gemüth träumen eben so viel durch die Vergangenheit oder durch die Zukunft, als durch die Gegenwart."

„Das ist wahr," sagte die Königin mit leiser Stimme. „Und daraus geht hervor, Mylord, daß Ihr, der Ihr ein Mann von Gemüth seid . . . Frankreich bald verlassen werdet, um Euch in Eure Reichthümer, in Eure Reliquien einzuschließen."

Buckingham erhob das Haupt und sprach:

„Ich glaube nicht, Madame."

„Wie?"

„Ich denke im Gegentheil, daß ich England verlassen werde, um in Frankreich zu wohnen."

Nun war es an Anna von Oesterreich, ihr Erstaunen kundzugeben.

„Wie," sagte sie, „seid Ihr nicht in Gunst bei dem neuen König?"

„Im Gegentheil, Madame, Seine Majestät beehrt mich mit einem unbegrenzten Wohlwollen."

„Euer Vermögen kann sich nicht vermindert haben; man nannte es bedeutend."

„Mein Vermögen, Madame, ist nie blühender gewesen."

„Ihr müßt also eine geheime Ursache haben . . ."

„Nein, Madame," erwiederte Buckingham rasch, „bei diesem Entschluß ist nichts Geheimes. Ich liebe den Aufenthalt in Frankreich, ich liebe einen Hof voll Geschmack und Artigkeit; ich liebe endlich die ein wenig

ernsten Vergnügungen, welche nicht die Vergnügungen meiner Heimath sind, während man sie in Frankreich findet."

Fein lächelnd entgegnete Anna von Oesterreich:

„Die ernsten Vergnügungen! Habt Ihr Euch diesen Ernst auch wohl überlegt, Herr von Buckingham?"

Der Herzog stammelte.

„Mylord," fuhr Anna von Oesterreich fort, „es gibt kein ernstes Vergnügen, das einen Mann von Eurem Rang abhalten darf..."

„Madame," unterbrach sie der Herzog, „Eure Majestät legt ein großes Gewicht auf diesen Punkt, wie mir scheint."

„Findet Ihr, Herzog?"

„Es ist, möge meine Aeußerung Eurer Majestät nicht mißfallen, es ist das zweite Mal, daß sie die Reize Englands auf Kosten der zauberhaften Wonne rühmt, die man fühlt, wenn man in Frankreich lebt."

Anna von Oesterreich näherte sich dem jungen Mann, legte ihre schöne Hand auf seine Schulter, die bei dieser Berührung bebte, und sprach:

„Mein Herr, glaubt mir, nichts ist so viel werth, als der Aufenthalt im Heimathlande. Es ist mir sehr oft begegnet, daß ich mich nach Spanien zurücksehnte. Ich habe lange gelebt, Mylord, sehr lange für eine Frau, und ich gestehe Euch, es ist kein Jahr vergangen, in dem ich mich nicht nach Spanien sehnte."

„Kein Jahr, Madame!" entgegnete kalt der junge Mann, „nicht eines von den Jahren, wo Ihr Königin der Schönheit waret, wie Ihr es übrigens noch seid."

„Oh! keine Schmeichelei, Herzog; ich bin eine Frau, die Eure Mutter wäre."

Sie sprach diese Worte mit einem anmuthreichen, milden Ausdruck, der tief in das Herz von Buckingham eindrang.

„Ja," sagte sie, „ich wäre Eure Mutter, und darum gebe ich Euch einen guten Rath."

„Den Rath, nach London zurückzukehren?“ rief er.

„Ja, Mylord.“

Der Herzog faltete die Hände mit einer erschrockenen Miene, die ihre Wirkung auf diese durch zärtliche Erinnerungen für zärtliche Gefühle geneigte Frau nicht verfehlen konnte.

„Es muß sein,“ fügte sie bei.

„Wie!“ rief er, „man sagt mir im Ernste, ich müsse abreisen, ich müsse mich verbannen, ich müsse mich flüchten?“

„Euch verbannen! habt Ihr gesagt. Ah! Mylord, man sollte glauben, Frankreich sei Euer Vaterland.“

„Madame, die Heimath der Liebenden ist die Heimath derjenigen, welche sie lieben.“

„Nicht ein Wort mehr, Mylord,“ sprach die Königin, „Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet.“

Buckingham warf sich auf seine Kniee und rief:

„Madame, Madame, Ihr seid eine Quelle des Geistes, der Güte, der Milde; Madame, Ihr seid nicht nur die Erste dieses Königreichs durch den Rang, Ihr seid die Erste der Welt durch die Eigenschaften, die Euch göttlich machen; ich habe nichts gesagt, Madame. Habe ich etwas gesagt, worauf Ihr mir ein so grausames Wort erwiedern könntet? Habe ich mich verrathen, Madame?“

„Ihr habt Euch verrathen,“ antwortete die Königin mit leiser Stimme.

„Ich habe nichts gesagt! Ich weiß nichts!“

„Ihr vergeßt, daß Ihr vor einer Frau gesprochen, gedacht habt, und überdies ...“

„Und überdies weiß Niemand, daß Ihr mich hört,“ unterbrach Buckingham lebhaft die Königin.

„Man weiß es im Gegentheil, Herzog, Ihr habt die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend.“

„Man hat mich verrathen! man hat mich angegeben!“

„Wer dies?“

„Diejenigen, welche schon im Havre mit einer höllischen Scharfsichtigkeit in meinem Herzen wie in einem offenen Buche gelesen hatten.“

„Ich, weiß nicht, wen Ihr meint.“

„Herrn von Bragelonne zum Beispiel.“

„Das ist ein Name, den ich kenne, ohne denjenigen zu kennen, welcher ihn führt. Nein, Herr von Bragelonne hat nichts gesagt.“

„Wer denn? . . . Oh! Madame, wenn Einer die Kühnheit gehabt hätte, in mir das zu sehen, was ich selbst nicht sehen will . . .“

„Was würdet Ihr thun, Herzog?“

„Es gibt Geheimnisse, welche diejenigen tödten, die sie finden.“

„Derjenige, welcher Euer Geheimniß gefunden hat, Ihr Wahnsinniger, ist noch nicht getödtet; mehr noch, Ihr werdet ihn nicht tödten; er ist bewaffnet mit allen Rechten, es ist ein Gatte, es ist ein Eifersüchtiger, es ist der zweite Edelmann Frankreichs, es ist mein Sohn, der Herzog von Orleans.“

Der Herzog erbleichte.

„Wie grausam seid Ihr, Madame!“ sagte er.

„So seid Ihr wohl, Buckingham,“ sprach schwermüthig Anna von Oesterreich, „Ihr geht durch alle Extreme und kämpft mit den Wolken, während es Euch so leicht wäre, mit Euch selbst im Frieden zu bleiben.“

„Wenn wir Krieg führen, sterben wir auf dem Schlachtfeld,“ erwiederte mit sanftem Ton der junge Mann, der sich der schmerzlichsten Niedergeschlagenheit überließ.

Anna ging rasch auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte englisch mit einem Ungestüm, dem Keiner hätte widerstehen können:

„Villiers, was verlangt Ihr? Von einer Mutter, daß sie ihren Sohn opfere, von einer Königin, daß sie in die Schande ihres Hauses einwillige! Ihr seid ein Kind, denkt nicht daran! Wie! um Euch eine Thräne

zu ersparen, sollte ich zwei Verbrechen begehen, Villiers! Ihr sprecht von den Todten; die Todten waren wenigstens ehrfurchtsvoll und unterwürfig; die Todten verbeugten sich vor einem Verbannungsbefehl; sie nahmen ihre Verzweiflung wie einen Reichthum in ihren Herzen mit, weil die Verzweiflung von der geliebten Frau kam, weil der Tod, so trügerisch, gleichsam ein Geschenk, eine Gunstbezeigung war."

Die Züge verstört, die Hände auf dem Herzen, stand Buckingham auf und erwiederte:

„Ihr habt Recht, Madame, doch diejenigen, von welchen Ihr sprecht, hatten den Verbannungsbefehl aus einem geliebten Mund erhalten; man jagte sie nicht fort, man bat sie, zu gehen, man spottete ihrer nicht."

„Nein, man erinnerte sich," flüsterte Anna von Oesterreich. „Doch wer sagt Euch, man jage Euch fort, man verbanne Euch? wer sagt Euch, man erinnere sich Eurer Ergebenheit nicht? Ich spreche für Niemand, Villiers, ich spreche für mich, reist ab! Leistet mir diesen Dienst, habt diese Güte für mich, daß ich dies auch noch einem Manne Eures Namens zu danken habe."

„Euch zu Liebe also, Madame."

„Mir allein zu Liebe."

„Es wird hinter mir kein Mann sein, der lacht, kein Fürst, der spricht: Ich habe es gewollt!"

„Herzog! höret mich."

Hier nahm das erhabene Antlitz der alten Königin einen feierlichen Ausdruck an, und sie fuhr fort:

„Ich schwöre Euch, daß hier Niemand befiehlt, wenn nicht ich; ich schwöre Euch, daß Niemand lachen, sich rühmen wird, sondern daß sich sogar Niemand gegen die Pflicht verfehlen wird, die Euer Rang auferlegt. Zählt auf mich, Herzog, wie ich auf Euch gezählt habe."

„Ihr erklärt Euch nicht, Madame; ich bin tief verwundet, ich bin in Verzweiflung; der Trost, so voll=

kommen und süß er auch sein mag, wird mir nicht genügend erscheinen."

„Freund, habt Ihr Eure Mutter gekannt?" sagte die Königin mit einem einschmeichelnden Lächeln.

„Oh! sehr wenig, Madame; aber ich erinnere mich, daß mich diese edle Dame mit Küssen und Thränen bedeckte, wenn ich weinte."

„Villiers!" sprach die Königin, indem sie ihren Arm um den Hals des jungen Mannes schlang, „ich bin eine Mutter für Euch, und glaubt mir, nie wird Jemand meinen Sohn weinen machen."

„Meinen Dank, Madame," erwiederte der junge Mann gerührt und erschüttert; „ich gewahre, daß in meinem Herzen noch für ein süßeres, edleres Gefühl, als für die Liebe Platz war."

Die Königin schaute ihn an, drückte ihm die Hand und sprach:

„Geht, mein Freund."

„Wann soll ich abreisen? Befehlt."

„Wann es Euch geeignet erscheint, Mylord," antwortete die Königin: „Ihr reist, doch Ihr wählt Euren Tag. Statt heute abzureisen, wie Ihr es ohne Zweifel wünschtet, morgen, wie man es erwartete, reist übermorgen Abend ab, nur verkündigt schon heute Euren Willen."

„Meinen Willen!" murmelte der junge Mann.

„Ja, Herzog."

„Und ich werde nie wieder nach Frankreich kommen?"

Anna von Oesterreich dachte einen Augenblick nach und versank in den schmerzlichen Ernst dieses Nachsinnens.

„Es wird mir süß sein," sprach sie, „wenn Ihr an dem Tag kommt, wo ich auf ewig in Saint-Denis beim König, meinem Gemahl, schlafen gehen werde."

„Bei ihm, der Euch so viel leiden gemacht hat!"

„Der der König von Frankreich war."

„Madame, Ihr seid voll Güte, Ihr schreitet in der Wohlfahrt einher, Ihr schwimmt in der Freude; lange Jahre sind Euch verheißen.“

„So werdet Ihr also spät kommen,“ sprach die Königin, indem sie zu lächeln suchte.

„Ich werde gar nicht kommen, ich, der ich jung bin,“ entgegnete Buckingham traurig.

„Oh! Gott sei Dank . . .“

„Der Tod, Madame, zählt die Jahre nicht; er ist unparteiisch; man stirbt, obgleich jung, man lebt, obgleich Greis.“

„Herzog, keine düstere Gedanken; ich will Euch aufheitern. Kommt in zwei Jahren. Ich sehe in Eurem reizenden Antlitz, daß die Ideen, die Euch heute so traurig machen, vor sechs Monaten abgelebte Ideen sein werden; in der Frist, die ich Euch bezeichne, werden sie also todt und vergessen sein.“

„Ich glaube, daß Ihr mich vorhin besser beurtheiltet, Madame, als Ihr sagtet, über uns vom Hause Buckingham habe die Zeit keine Gewalt.“

„Stille! oh! stille!“ flüsterte die Königin, indem sie den Herzog mit einer Zärtlichkeit, die sie nicht bewältigen konnte, auf die Stirne küßte; „geht, geht, macht mich nicht weich, vergeßt Euch nicht mehr, ich bin die Königin! Ihr seid ein Unterthan des Königs von England; König Karl erwartet Euch; Gott befohlen, Villiers, lebet wohl, Villiers, farewell!“

„For ever!“ erwiederte der junge Mann, und er entfloh, seine Thränen verschluckend.

Anna von Oesterreich drückte ihre Hände an ihre Stirne, schaute dann in den Spiegel und murmelte:

„Man mag sagen, wie man [illegible] arme Königin, die Frau ist immer jung; man ist immer in irgend einem Winkel des Herzens erst zwanzig Jahre alt!“

XXIII.

Worin Seine Majestät König Ludwig XIV. Fräulein de la Vallière weder reich, noch hübsch genug für einen Edelmann vom Rang des Vicomte von Bragelonne findet.

Raoul und der Graf de la Fère kamen nach Paris am Abend des Tages, wo Buckingham die von uns mitgetheilte Unterredung mit der Königin Mutter gehabt hatte.

Kaum angelangt, ließ sich der Graf eine Audienz beim König erbitten.

Der König hatte einen Theil des Tags damit zugebracht, daß er mit Madame und den Damen des Hofs die Lyoner Stoffe betrachtete, mit denen er seiner Schwägerin ein Geschenk machte. Es war sofort Mittagstafel bei Hofe gewesen, hernach Spiel, und der König hatte seiner Gewohnheit gemäß das Spiel um acht Uhr verlassen und war in sein Cabinet gegangen, um mit Herrn Colbert und Herrn Fouquet zu arbeiten.

Raoul war im Vorzimmer in dem Augenblick, wo die beiden Minister herauskamen, und der König erblickte ihn durch die halb geöffnete Thüre.

„Was will Herr von Bragelonne?“ fragte er.

Der junge Mann näherte sich und erwiederte:

„Sire, eine Audienz für den Herrn Grafen de la Fère, der mit dem Wunsche, Eure Majestät sprechen zu dürfen, von Blois ankommt.“

„Ich habe eine Stunde vor dem Spiel und meinem Schlafengehen,“ sagte der König. „Ist Herr de la Fère bereit?“

„Der Herr Graf wartet unten auf die Befehle Eurer Majestät.“

„Er komme herauf.“

Fünf Minuten nachher trat Athos bei Ludwig XIV. ein.

Er wurde vom Herrn mit jenem anmuthigen Wohlwollen empfangen, das Ludwig, mit einem Takt über seinem Alter, vorbehielt, um die Menschen für sich zu gewinnen, welche man nicht durch gewöhnliche Gunstbezeigungen erobert.

„Graf,“ sprach der König, „laßt mich hoffen, daß Ihr Euch etwas von mir erbitten wollt.“

„Ich verberge das Eurer Majestät nicht,“ erwiederte der Graf, „ich komme in der That als Bittsteller.“

„Laßt hören,“ sagte der König mit freudiger Miene.

„Es ist nicht für mich, Sire.“

„Desto schlimmer; doch ich werde für Euren Schützling thun, Graf, was Ihr ausschlagt, daß ich für Euch thun soll.“

„Eure Majestät ist allzu gnädig . . . Ich komme, um mit dem König für den Vicomte von Bragelonne zu reden.“

„Graf, das ist, als ob Ihr für Euch sprächet.“

„Nicht ganz, Sire. Was ich von Euch zu erlangen wünsche, kann ich nicht für mich erlangen. Der Vicomte gedenkt zu heirathen.“

„Er ist noch jung; doch gleichviel . . . Es ist ein ausgezeichneter Mann, und ich will eine Frau für ihn finden.“

„Er hat sie gefunden, Sire, und sucht nur die Einwilligung Eurer Majestät.“

„Ah! es handelt sich nur darum, einen Heirathsvertrag zu unterzeichnen?“

Athos verbeugte sich.

„Hat er sich eine Braut gewählt, die einem Stand angehört, der Euch genehm ist?“

Athos zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

„Die Braut ist Fräulein, doch reich ist sie nicht.“

„Das ist ein Uebel, für das wir ein Mittel haben.“

„Eure Majestät erfüllt mich mit Dankbarkeit, sie wird mir jedoch erlauben, ihr eine Bemerkung zu machen.“

„Macht sie.“

„Eure Majestät scheint die Absicht zu haben, das Mädchen auszusteuern?“

„Gewiß.“

„Und mein Schritt im Louvre hätte diesen Erfolg gehabt? Das wäre mir leid, Sire.“

„Kein falsches Zartgefühl, Graf; wie heißt die Braut?“

„Es ist Fräulein de la Baume le Blanc de la Balliere,“ antwortete Athos kalt.

„Ah!“ machte der König, in seinem Gedächtniß suchend, „ich kenne diesen Namen; ein Marquis de la Vallière.“

„Ja, Sire, es ist seine Tochter.“

„Er ist todt?“

„Ja, Sire.“

„Und die Witwe hat sich wieder an Herrn von Saint-Remy, den Oberhofmeister von Madame Witwe verheirathet?“

„Eure Majestät ist gut unterrichtet.“

„So ist es, so ist es! . . . Mehr noch: die Tochter ist unter die Ehrenfräulein der jungen Madame eingetreten.“

„Eure Majestät weiß die ganze Geschichte besser als ich.“

Der König dachte abermals nach und schaute verstohlen das ziemlich sorgenvolle Gesicht von Athos an.

„Graf,“ sagte er, „mir scheint, das Fräulein ist nicht sehr hübsch.“

„Ich weiß es nicht genau,“ antwortete Athos.

„Ich habe sie betrachtet sie hat mich nicht interessirt."

„Es ist eine sanfte, bescheidene Miene, aber wenig Schönheit, Sire."

„Doch schöne blonde Haare?"

„Ich glaube, ja."

„Und ziemlich schöne blaue Augen?"

„So ist es."

„Was die Schönheit betrifft, ist die Partie also eine gewöhnliche. Gehen wir zum Geld über."

„Höchstens fünfzehn bis zwanzigtausend Livres Mitgift, Sire; aber die Verliebten sind uneigennützig; ich selbst lege wenig Werth auf das Geld."

„Auf den Ueberfluß, wollt Ihr sagen; doch das Nothwendige ist unerläßlich. Mit fünfzehntausend Livres Mitgift, ohne Apanagen, kann eine Frau nicht bei Hofe leben. Wir werden ergänzen, ich will das für Bragelonne thun."

Athos verbeugte sich.

Der König bemerkte abermals seine Kälte und sprach:

„Gehen wir vom Geld auf den Stand über; Tochter des Marquis de la Vallière, das ist gut; doch wir haben den guten Saint-Remy, der das Haus ein wenig, ich weiß es wohl, durch die Frauen verdirbt, aber immerhin verdirbt, und Ihr, Graf, haltet, glaube ich, viel auf Euer Haus."

„Ich, Sire, lege auf gar nichts mehr einen Werth, als auf meine Ergebenheit für Eure Majestät."

Der König schwieg wieder einen Augenblick und sprach dann:

„Mein Herr, Ihr setzt mich seit dem Anfang unserer Unterredung ungemein in Erstaunen. Ihr kommt, um mich um Erlaubniß zu einer Heirath zu bitten, und scheint sehr betrübt, daß Ihr diese Bitte thun sollt. Oh! ich irre mich selten, so jung ich bin, denn bei dem Einen stelle ich meine Freundschaft in den Dienst des

Verstandes, bei den Andern wende ich mein Mißtrauen an, das die Scharfsichtigkeit verdoppelt. Ich wiederhole, Ihr thut diese Bitte nicht mit freudigem Herzen."

„Ja, Sire, das ist wahr."

„Dann begreife ich Euch nicht . . . schlagt es ab."

„Nein, Sire; ich bin Bragelonne mit meiner ganzen Liebe zugethan . . . er ist in Fräulein de la Vallière verliebt und schmiedet sich Paradiese für die Zukunft. Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche die Illusionen der Jugend zerstöen wollen. Diese Heirath mißfällt mir, doch ich bitte Eure Majestät, auf das Schleunigste ihre Einwilligung dazu zu geben und so das Glück von Raoul zu machen."

„Sprecht, Graf, liebt sie ihn?"

„Wenn ich Eurer Majestät die Wahrheit sagen soll, so glaube ich nicht an die Liebe von Fräulein de la Vallière; sie ist jung, sie ist ein Kind, sie ist berauscht; das Vergnügen, den Hof zu sehen, die Ehre, im Dienste von Madame zu sein, werden in ihrem Kopfe dem die Waagschale halten, was sie an Zärtlichkeit im Herzen haben könnte; es wird also eine Ehe sein, wie Eure Majestät viele am Hofe hat; doch Bragelonne will es, und so geschehe es denn."

„Ihr gleicht indessen nicht jenen leichten Vätern, die sich zu Sklaven ihrer Kinder machen," sagte der König.

„Sire, ich habe Willen gegen Böse, ich habe keinen gegen Leute von Gemüth. Raoul leidet, er hat Kummer; gewöhnlich frei, ist sein Geist schwerfällig und düster geworden; ich will Eure Majestät nicht der Dienste berauben, die er zu leisten vermag."

„Ich verstehe Euch und verstehe besonders Euer Herz."

„Dann brauche ich Eurer Majestät nicht zu sagen, daß es meine Absicht ist, das Glück dieser Kinder oder vielmehr dieses Kindes zu machen."

„Und ich will, wie Ihr, das Glück von Herrn von Bragelonne."

„Sire, ich erwarte nur noch die Unterschrift Eurer Majestät. Raoul wird die Ehre haben, vor Euch zu erscheinen, und Eure Einwilligung entgegennehmen."

„Ihr täuscht Euch, Graf," sprach der König mit festem Tone; „ich habe Euch gesagt, ich wolle das Glück des Vicomte, und ich widersetze mich auch in diesem Augenblick seiner Heirath."

„Aber, Sire," rief Athos, „Eure Majestät hat mir versprochen . . ."

„Nein, Graf, ich habe es Euch nicht versprochen; denn das widerstrebt meinen Absichten."

„Ich begreife, was Alles die Initiative Eurer Majestät Wohlwollendes und Edelmüthiges für mich hat; doch ich nehme mir die Freiheit, Euch daran zu erinnern, daß ich als Botschafter zu kommen mich anheischig gemacht habe."

„Ein Botschafter, Graf, verlangt oft und erhält nicht immer."

„Ah! Sire, welch ein Schlag für Bragelonne!"

„Ich werde den Schlag geben, ich werde mit dem Vicomte sprechen."

„Die Liebe, Sire, ist eine unwiderstehliche Kraft."

„Man widersteht der Liebe, Graf, das kann ich Euch versichern."

„Wenn man die Seele eines Königs, wenn man Eure Seele hat, Sire."

„Seid über diesen Gegenstand unbesorgt. Ich habe Absichten mit Bragelonne; ich sage nicht, er werde Fräulein de la Vallière nicht heirathen, aber ich will nicht, daß er sich so jung verheirathe, ich will nicht, daß er sie heirathe, ehe sie ihr Glück gemacht und er seinerseits meine Huld verdient hat, wie ich sie ihm angedeihen lassen werde. Mit einem Wort, Graf, ich will, daß man warte."

„Sire, ich wiederhole . . ."

„Herr Graf, Ihr seid, wie Ihr sagtet, gekommen, um mich um eine Gnade zu bitten.“

„Ja, gewiß.“

„Nun wohl! bewilligt mir eine und laßt uns nicht mehr hievon sprechen. Es ist möglich, daß ich binnen Kurzem einen Krieg führe; ich bedarf freier Edelleute in meiner Umgebung und würde Anstand nehmen, unter die Kugeln und Kanonen einen verheiratheten Mann, einen Familienvater zu schicken; ich würde auch für Bragelonne Anstand nehmen, ohne einen höhern Grund ein unbekanntes Mädchen auszustatten, denn das dürfte Eifersucht unter meinem Adel erregen.“

Athos verbeugte sich und antwortete nichts.

„Ist das Alles, was Ihr von mir erbitten wolltet?“ fügte Ludwig XIV. bei.

„Alles, Sire, und ich nehme Abschied von Eurer Majestät. Doch soll ich Raoul in Kenntniß setzen?“

„Ersparet Euch diese Mühe, ersparet Euch diese Widerwärtigkeit. Sagt dem Vicomte, morgen bei meinem Lever werde ich mit ihm sprechen; für heute Abend, Graf, seid Ihr bei meinem Spiel.“

„Ich bin in Reisekleidern, Sire.“

„Es wird, wie ich hoffe, ein Tag kommen, wo Ihr mich nicht verlaßt. Bald, Graf, wird die Monarchie so gestellt sein, daß sie allen Männern von Eurem Verdienst eine würdige Gastfreundschaft zu bieten vermag.“

„Sire, wenn ein König groß ist im Herzen seiner Unterthanen, so liegt wenig daran, welchen Palast er bewohnt, insofern er in einem Tempel angebetet wird.“

Nachdem Athos so gesprochen, verließ er das Cabinet und suchte Raoul wieder auf, der ihn erwartete.

„Nun, Herr?“ fragte der junge Mann.

„Raoul, der König ist gut gegen uns; vielleicht nicht in dem Sinn, in dem Ihr glaubt, doch er ist gut und edelmüthig gegen unser Haus.“

„Herr, Ihr habt mir eine schimme Nachricht mitzutheilen,“ rief der junge Mann erbleichend.

„Der König wird Euch morgen früh sagen, daß dies keine schlechte Nachricht ist."

„Der König hat also nicht unterzeichnet?"

„Raoul, der König will Euren Vertrag selbst machen, und er will ihn so groß machen, daß ihm die Zeit dazu gebricht. Haltet Euch vielmehr an Eure Ungeduld, als an den guten Willen des Königs."

Ganz bestürzt, weil er die Offenherzigkeit des Grafen und zugleich seine Gewandtheit kannte, blieb Raoul in eine düstere Betäubung versunken.

„Ihr begleitet mich nicht nach Hause?" fragte Athos.

„Verzeiht, Herr, ich folge Euch," stammelte Bragelonne, und er stieg hinter dem Grafen die Stufen hinab.

„Oh!" sagte plötzlich der letztere, „könnte ich nicht, während ich hier bin, Herrn d'Artagnan sehen?"

„Soll ich Euch in seine Wohnung führen?" fragte Bragelonne.

„Ja, gewiß."

„Dann müssen wir nach der andern Treppe gehen."

Und sie änderten ihren Weg; doch als sie auf dem Ruheplatz der großen Gallerie ankamen, erblickte Raoul einen Lackei in der Livree des Grafen von Guiche, der ihm, als er seine Stimme hörte, sogleich entgegenlief.

„Was gibt es?" sagte Raoul.

„Dieses Billet, . . . der Herr Graf erfuhr, Ihr wäret zurück, und hat Euch auf der Stelle geschrieben; ich suche Euch seit einer Stunde."

Raoul näherte sich Athos, um den Brief zu entsiegeln.

„Ihr erlaubt, Herr?" sagte er.

„Immerzu."

„Lieber Raoul," schrieb der Graf, „ich habe ohne Verzug eine Angelegenheit von Belang abzumachen; ich weiß, daß Ihr hier eingetroffen seid, kommt schleunigst."

Kaum hatte er gelesen, als ein Diener in der Livree von Buckingham aus der Gallerie hervorkam und sich Raoul, sobald er ihn erkannt hatte, ehrfurchtsvoll näherte.

„Von Mylord Herzog,“ sagte er.

„Ah!“ rief Athos, „ich sehe, Raoul, daß Ihr schon in den Angelegenheiten steckt, wie der General einer Armee; ich verlasse Euch und werde Herrn d'Artagnan allein finden.“

„Ich bitte, wollt mich entschuldigen,“ erwiederte Raoul.

„Ja, ja, ich entschuldige Euch; Gott befohlen, Raoul. Ihr findet mich zu Hause bis morgen; im Verlaufe des Tages dürfte ich nach Blois abreisen, wenn kein Gegenbefehl kommt.“

„Ich werde Euch morgen meinen Respect bezeigen, Herr.“

Athos entfernte sich.

Raoul öffnete den Brief von Buckingham.

„Herr von Bragelonne,“ schrieb der Herzog, „Ihr seid von allen Franzosen, die ich gesehen, derjenige, welcher mir am meisten gefällt; ich bedarf Eurer Freundschaft. Es ist mir eine gewisse in gutem Französisch geschriebene Botschaft zugekommen. Ich bin Engländer und befürchte, daß ich nicht gut genug verstehe. Ich weiß nur, daß der Brief mit einem guten Namen unterzeichnet ist. Werdet Ihr die Gefälligkeit haben, mich zu besuchen, denn ich erfahre, daß Ihr von Blois angekommen seid?

„Euer ergebener

„Villiers Herzog von Buckingham.“

„Ich werde Deinen Herrn aufsuchen,“ sagte Raoul zu dem Diener von Guiche, indem er diesen entließ.

„Und in einer Stunde werde ich bei Herrn von Buckingham sein,“ fügte er, mit der Hand dem Boten des Herzogs ein Zeichen machend, bei.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kaum hatte er gelesen, als ein Diener in der Livree von Buckingham aus der Gallerie hervorkam und sich Raoul, sobald er ihn erkannt hatte, ehrfurchtsvoll näherte.

„Von Mylord Herzog," sagte er.

„Ah!" rief Athos, „ich sehe, Raoul, daß Ihr schon in den Angelegenheiten steckt, wie der General einer Armee; ich verlasse Euch und werde Herrn d'Artagnan allein finden."

„Ich bitte, wollt mich entschuldigen," erwiederte Raoul.

„Ja, ja, ich entschuldige Euch; Gott befohlen, Raoul. Ihr findet mich zu Hause bis morgen; im Verlaufe des Tages dürfte ich nach Blois abreisen, wenn kein Gegenbefehl kommt."

„Ich werde Euch morgen meinen Respect bezeigen, Herr."

Athos entfernte sich.

Raoul öffnete den Brief von Buckingham.

„Herr von Bragelonne," schrieb der Herzog, „Ihr seid von allen Franzosen, die ich gesehen, derjenige, welcher mir am meisten gefällt; ich bedarf Eurer Freundschaft. Es ist mir eine gewisse in gutem Französisch geschriebene Botschaft zugekommen. Ich bin Engländer und befürchte, daß ich nicht gut genug verstehe. Ich weiß nur, daß der Brief mit einem guten Namen unterzeichnet ist. Werdet Ihr die Gefälligkeit haben, mich zu besuchen, denn ich erfahre, daß Ihr von Blois angekommen seid?

„Euer ergebener

„Villiers Herzog von Buckingham."

„Ich werde Deinen Herrn aufsuchen," sagte Raoul zu dem Diener von Guiche, indem er diesen entließ.

„Und in einer Stunde werde ich bei Herrn von Buckingham sein," fügte er, mit der Hand dem Boten des Herzogs ein Zeichen machend, bei.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Bragelonne oder: Zehn Jahre nachher Zweite Fortsetzung der '
drei Musketiere'

Bd.: 11/14

Stuttgart 1848

L.eleg.g. 16 t-2,6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572970-7